DIE BURG

VIERTELJAHRESSCHRIFT DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

HEFT 1 / KRAKAU JANUAR 1942 / 3. JAHRGANG

BURGVERLAG / KRAKAU G. M. B. H.

DIE BURG

THE POLISH INSTITUTE AND
SIKORSKI MUSEUM.
366/T

VIERTELJAHRESSCHRIFT DES INSTITUTS
FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

KÖRPERSCHAFT DES ÖFFENTLICHEN RECHTS

HEFT 1 / KRAKAU, JANUAR 1942 / 3. JAHRGANG

BURGVERLAG KRAKAU G. M. B. H.

PLACÓWKA
M. I. i D.
w Lizbonie.

INHALTSVERZEICHNIS

Ministerialrat Kurt WILLE, Leiter der Hauptabteilung Justiz in der Regierung des Generalgouvernements, Krakau:
Die Rechtspflege im Generalgouvernement 5

Prof. Dr. Werner RADIG, Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau:
Der ostgermanische Goldmünzhort von Stara Wies, Kr. Sokolow 17

Dr. Karl Anton NOWOTNY, Krakau:
Runeninschriften auf ostgermanischen Waffen 41

Dr. Hans GRAUL, stellv. Leiter der Sektion Landeskunde des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau:
Zur Gliederung der Landschaft zwischen Weichsel und Karpatenkamm. II. Teil 54

Dr. Anton PLÜGEL, Referent an der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau:
Die podhalanischen Göralen im südlichsten Teil des Kreises Neumarkt. II. Teil 94

BUCHBESPRECHUNGEN

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Hauptschriftleiter und für den Inhalt verantwortlich: Dr. Wilhelm Coblitz, Direktor des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau. — Umschlag und Gestaltung: Helmuth Heinsohn. — Anschrift der Schriftleitung: Institut für Deutsche Ostarbeit, Krakau, Annagasse 12. — Fernruf: 152 82. — Burgverlag Krakau G.m.b.H., Verlag des Instituts für Deutsche Ostarbeit. — Auslieferung durch den Verlag, Krakau, Annagasse 5. — Druck: Zeitungsverlag Krakau-Warschau G.m.b.H., Krakau, Poststrasse 1. — Zu beziehen durch Verlag, Post und Buchhandel. — Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis für ein Heft 4,— Zl. (2,— RM), jährlich für 4 Hefte 16,— Zl. (8,— RM).

SPRUNG EINES NEUEN RÄUBERS. HINTERGLASBILD AUS ZAKOPANE ODER UMGEBUNG. UM 1840

DIE RECHTSPFLEGE IM GENERALGOUVERNEMENT

VON MINISTERIALRAT KURT WILLE, KRAKAU

I. VON DER BESETZUNG DES LANDES BIS ZUM ERLASS DER VERORDNUNGEN VOM 19. FEBRUAR 1940

Die Grundlage für die Ausübung der Rechtspflege im Generalgouvernement sind die beiden am 19. Februar 1940 erlassenen Verordnungen des Generalgouverneurs über die deutsche Gerichtsbarkeit im Generalgouvernement und über die polnische Gerichtsbarkeit im Generalgouvernement. Falsch wäre allerdings die Annahme, dass vor dem Inkrafttreten dieser beiden Verordnungen Gerichte im Generalgouvernement nicht tätig gewesen seien, aber durch die Verordnungen wurde der polnischen Gerichtsbarkeit das den neuen Verhältnissen angepasste feste Gefüge gegeben, und die deutsche Gerichtsbarkeit, die bisher nur auf strafrechtlichem Gebiet wirkte, erhielt ihren vollständigen Aufbau und feste Grenzen für ihr Tätigkeitsfeld auf allen Rechtsgebieten. Ein kurzer Rückblick auf die vorherliegende Zeit ergibt folgendes:

Bei Kriegsausbruch waren von polnischer Seite Anordnungen über Verlegung der Gerichte und Evakuierung ihres Personals ergangen. Durch den schnellen Sieg unserer Truppen ist es zwar meist zu einer solchen Verlegung gar nicht gekommen; die Tätigkeit der polnischen Gerichte hörte jedoch infolge des Krieges zwangsläufig auf. Von deutscher Seite bestand zunächst ein Interesse an der Strafrechtspflege. Diese wurde von den Wehrmachtgerichten, ferner insbesondere zur Ahndung verbotenen Waffenbesitzes von militärischen und polizeilichen Standgerichten ausgeübt. Ausserdem hatte der Oberbefehlshaber des Heeres durch Verordnung vom 5. September 1939 die Oberbefehlshaber der Armeen ermächtigt, für das rückwärtige Armeegebiet Sondergerichte zu errichten. Vor diesen Gerichten, die allgemeine Gerichte im Sinne des § 3 Abs. 2 u. 3 der Kriegsstrafverfahrensordnung waren, konnte ausserhalb der für die Wehrmachtgerichte gegebenen Zuständigkeit jede strafbare Handlung angeklagt werden, wenn die Aburteilung durch das Sondergericht aus besonderen Gründen geboten erschien oder der Oberbefehlshaber einer Armee Weisung zu einer solchen Anklage gab. Soweit die Sondergerichte nicht in Anspruch genommen wurden, wurden die bisherigen (also polnischen) Gerichte weiterhin für zuständig erklärt. Hier zeigte sich der erste Ansatz für ein Nebeneinanderbestehen einer deutschen und einer polnischen Gerichtsbarkeit. Das Bedürfnis, die polnischen Gerichte wieder in Tätigkeit zu sehen, zeigte sich in den westlichen Teilen Polens — im Raume des heutigen Generalgouvernements insbesondere in den jetzigen Distrikten Krakau und Radom — schon im September 1939. Je nach den örtlichen Verhältnissen wurden in den folgenden Wochen durch die den Oberbefehlshabern der Armeen zugeteilten Chefs der Zivilverwaltung, die einen Justizbeauftragten in ihrem Stabe hatten, zunächst eine grössere oder kleinere Zahl polnischer Burggerichte (unsern Amtsgerichten vergleichbar) zur Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit mit dem meist an den Gerichtsorten zurückgebliebenen Personal veranlasst. Dabei wurde darauf geachtet, dass Personen, die sich früher in deutschfeindlicher Weise betätigt hatten, nicht wieder verwendet wurden; das gleiche galt von Juden.

Nach der Errichtung des Generalgouvernements am 26. Oktober 1939 war auf dem Gebiet der deutschen Gerichtsbarkeit die dringendste Aufgabe, zunächst die Sondergerichte, die im Gebiet des Generalgouvernements ihren Sitz hatten (es handelte sich um die Sondergerichte in Krakau, Radom, Kielce, Petrikau und Tschenstochau), in die Verwaltung des Generalgouvernements einzubauen. Diese Gerichte hatten mit dem Fortfall der Militärverwaltung ihre formalrechtliche Grundlage verloren. Durch die Verordnung über Sondergerichte im Generalgouvernement vom 15. November 1939 (Verordnungsbl. GGP. S. 34) wurden sie Gerichte des Generalgouvernements. Wegen ihrer sachlichen Zuständigkeit sieht die Verordnung vor, dass

in Verordnungen des Generalgouverneurs ausdrücklich die Zuständigkeit des Sondergerichts bestimmt wird (ausschliessliche Zuständigkeit), und dass darüber hinaus wegen jeder strafbaren Handlung vor dem Sondergericht Anklage erhoben werden kann (gewählte Zuständigkeit), wenn mit Rücksicht auf die Schwere oder Verwerflichkeit der Tat oder die in der Öffentlichkeit hervorgerufene Erregung die Aburteilung durch das Sondergericht geboten ist. Das anzuwendende Recht ist, wie auch schon bei den Sondergerichten der Militärverwaltung, das deutsche Strafrecht; auch das deutsche Strafverfahrensrecht ist anzuwenden mit einigen kleinen durch die Verhältnisse des Generalgouvernements bedingten Änderungen, von denen eine der Hervorhebung bedarf. Da es abgesehen von den Sondergerichten im November 1939 deutsche Gerichte im Generalgouvernement noch nicht gab, ist die Möglichkeit geschaffen, dass das Sondergericht auf Antrag der Anklagebehörde in einfach liegenden Sachen in der Besetzung mit nur einem Richter entscheidet, und dass auch Strafbefehle erlassen werden können; als Höchstgrenze einer Freiheitsstrafe in einem Strafbefehl ist 1 Jahr Gefängnis vorgesehen (im Reich vor dem Krieg 3 Monate, jetzt 6 Monate).

Im übrigen ergab die Prüfung der Verhältnisse, dass auf allen Gebieten der Rechtspflege eine Trennung zwischen deutscher und polnischer Gerichtsbarkeit durchgeführt werden musste. Massgeblicher Gedanke war dabei die Überlegung, dass hinfort ein Deutscher (sei es Reichsdeutscher oder deutscher Volkszugehöriger) nur vor dem deutschen Richter Recht nehmen sollte. Auf diesem Grundsatz beruht der Aufbau der deutschen Gerichtsbarkeit im Generalgouvernement. Es bestand aber kein Anlass, die Rechtsbeziehungen der Polen und Juden untereinander in die deutsche Gerichtsbarkeit hineinzunehmen. Deshalb wurde auch der Wiederaufbau der polnischen Gerichte fortgesetzt. Die Beobachtung des schnell anziehenden Wirtschaftslebens mit seinen Bedürfnissen im Rechtsleben sowie die aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen führten dann zur gesetzlichen Regelung in den beiden eingangs als Grundlage für die Rechtspflege bezeichneten Verordnungen vom 19. Februar 1940.

II. DIE DEUTSCHE GERICHTSBARKEIT IM GENERALGOUVERNEMENT

1. Aufbau und Verwaltung

Die Organisation der deutschen Gerichtsbarkeit ist erheblich einfacher als im Reich; dies war schon aus Gründen der Personalersparung geboten. Es sind errichtet: „Deutsche Gerichte" als erste Instanz für alle Sachen und „Deutsche Obergerichte" als Berufungs- und Beschwerdeinstanz. Auf eine Revisionsinstanz wurde aus Gründen der Vereinfachung verzichtet. Die Deutschen Gerichte entscheiden stets in der Besetzung mit einem Richter, die Obergerichte grundsätzlich in der Besetzung mit 3 Richtern. Die Sondergerichte sind als selbständige Behörden bestehen geblieben. Es gibt zur Zeit (abgesehen von dem gesondert zu betrachtenden Distrikt Galizien) je ein Deutsches Obergericht in den Distriktshauptstädten Krakau, Lublin, Radom und Warschau, deren Bezirke sich jeweils mit den Distriktsgrenzen decken, ferner je zwei Deutsche Gerichte in jedem der genannten Distrikte; ihr Sitz ist Krakau, Reichshof, Lublin, Cholm, Radom, Petrikau, Warschau, Zyrardow. Sondergerichte befinden sich in folgenden Städten: Krakau, Reichshof, Lublin, Cholm, Radom, Kielce, Petrikau, Tschenstochau, Warschau. Anklagebehörden gibt es bei jedem Sondergericht; sie nehmen auch die Aufgaben der Staatsanwaltschaft bei den Deutschen Gerichten und Deutschen Obergerichten wahr, die an demselben Ort ihren Sitz haben, die Aufgaben der Staatsanwaltschaft bei dem Deutschen Gericht in Zyrardow obliegen der Anklagebehörde in Warschau. Gegenüber der Rechtslage im Reich besteht die Besonderheit, dass die Staatsanwaltschaft in den Sitzungen des Deutschen Gerichts nicht vertreten sein muss, und dass sie, sofern sie von der Vertretungsbefugnis Gebrauch macht, auch einen Amtsanwalt oder einen Beamten des gehobenen Dienstes zur Vertretung entsenden kann. Während zunächst alle Deutschen Gerichte und Anklagebehörden der unmittelbaren Dienstaufsicht des Distriktschefs (jetzt Gouverneurs) unterstanden, der sich zur Erledigung

dieser Verwaltungsaufgaben der in seinem Amt bestehenden Abteilung Justiz bediente, ist hierin für die Gerichte durch die Zweite Verordnung über den Aufbau der Verwaltung des Generalgouvernements (Verordnung über die Einheit der Verwaltung) vom 1. Dezember 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 357) eine Änderung eingetreten. Nach § 7 Abs. 3 dieser Verordnung und nach Abschnitt I B 3 der Verwaltungsanordnung Nr. 1 zur Verordnung über die Gliederung der Regierung des Generalgouvernements vom 16. März 1941 unterstehen die Deutschen Gerichte jetzt nicht mehr dem Distriktschef, sondern unmittelbar der Regierung (Hauptabteilung Justiz). Lediglich die deutschen Anklagebehörden sind weiterhin zunächst dem Gouverneur unterstellt (Verwaltungsanordnung Nr. 2 [Ziffer 9] und Nr. 3 [B 3] zur Verordnung über die Einheit der Verwaltung vom 1. Dezember 1940).

Sollte durch die Schaffung der deutschen Gerichtsbarkeit im Generalgouvernement die Möglichkeit gegeben werden, dass ein deutscher Staatsangehöriger oder Volkszugehöriger das Recht vom deutschen Richter nimmt, so entsprach es weiter einem Bedürfnis, zur rechtlichen Betreuung der Deutschen im Generalgouvernement deutschen Rechtsanwälten die Möglichkeit zu geben, im Generalgouvernement ihren Beruf auszuüben. Die Verordnung über deutsche Rechtsanwälte im Generalgouvernement vom 13. September 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 297) hat den im Deutschen Reich zugelassenen Rechtsanwälten die Möglichkeit eröffnet, mit Erlaubnis des Leiters der Hauptabteilung Justiz in der Regierung des Generalgouvernements an einem Ort des Generalgouvernements eine Kanzlei zu errichten. Diese Rechtsanwälte unterstehen nach § 3 der genannten Verordnung der Aufsicht des Leiters der Abteilung Justiz im Amt des Distrikts. Ausserdem können alle im Reich zugelassenen Rechtsanwälte vor den Deutschen Gerichten im Einzelfall auftreten. Die Verordnung über Deutsche Notare im Generalgouvernement vom 17. Dezember 1941 (Verordnungsbl. GG S. 731) sieht ferner vor, dass von der Regierung des Generalgouvernements Hauptabteilung Justiz) deutsche Rechtsanwälte, denen die Erlaubnis zur Errichtung einer Kanzlei im Generalgouvernement erteilt worden ist, sowie volksdeutsche Rechtsanwälte, die ihre Niederlassung im Generalgouvernement haben, zu Deutschen Notaren ins Generalgouvernement bestellt werden können.

Die Justizverwaltung des Generalgouvernements bewirtschaftet die Einnahmen und Ausgaben des für sie im Haushalt des Generalgouvernements vorgesehenen Einzelplans mit Hilfe einer Kassenorganisation, die den Besonderheiten der deutschen und der polnischen Gerichtsbarkeit sowie des Strafvollzugswesens Rechnung trägt. Für die Haushaltsführung gelten nach § 13 der Verordnung vom 31. März 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 155) die einschlägigen Reichsvorschriften. Bei den deutschen Gerichten und Staatsanwaltschaften konnten deshalb von Anfang an im wesentlichen die für diese Justizbehörden im Reich gültigen Bestimmungen Anwendung finden. Da die polnischen Gerichte und Staatsanwaltschaften, die Justizvollzugsanstalten und das (von der Justiz ressortierende) Patentamt in Warschau in ihrem grossen und lediglich auf polnische Vorschriften eingespielten Beamtenapparat von der früheren polnischen Verwaltung übernommen worden waren, wurde mit der „Dienstanweisung über die Haushalts- und Kassengebarung der polnischen Justizbehörden“ vom 22. April 1940 die Grundlage für den Einbau der polnischen Kassenorganisation in das Verwaltungsgefüge des Generalgouvernements geschaffen.

Bei jedem Deutschen Obergericht wurde am 1. April 1940 eine Deutsche Justizkasse errichtet, die für den gesamten Distrikt als Amtskasse der deutschen Justizbehörden und ausserdem für die Zusammenfassung aller Einnahmen und Ausgaben der polnischen Justizbehörden und für die Geldversorgung der Kassen dieser Behörden zuständig ist. Als Zahlstellen der Deutschen Justizkasse wurden daneben an jedem Ort ausserhalb des Sitzes der Deutschen Justizkasse, an dem sich deutsche Justizbehörden befinden, Gerichtszahlstellen errichtet. Auf Grund der

Erfahrungen im Rechnungsjahr 1940 wurde mit Beginn des Rechnungsjahrs 1941 die Buchführung der polnischen Gerichtskassen unter Aufgabe des bis dahin noch nach polnischen Bestimmungen geführten Buchwerks wesentlich vereinfacht und auf den Abrechnungsverkehr mit der Deutschen Justizkasse abgestellt. Es ist dadurch trotz der Grösse der Justizverwaltung des Generalgouvernements — ohne den Distrikt Galizien bestehen neben 4 Deutschen Justizkassen rund 200 polnische Kassen — eine straffe Zusammenfassung der Justiz erreicht.

Auf dem Gebiet der Rechnungsprüfung ist vor kurzem eine Neuregelung durchgeführt. Die Aufgaben der Rechnungsvorprüfung werden für die Einnahmen und Ausgaben der Justiz durch die seit September 1941 bei der Hauptabteilung Justiz errichtete Justiz-Rechnungsvorprüfungsstelle wahrgenommen. Daneben sind für örtliche Geschäftsprüfungen, auch auf dem Gebiet des Gerichtskostenwesens, Beamte der Justizabteilungen in den Ämtern der Distrikte mit der Wahrnehmung von Bezirksrevisorgeschäften betraut worden. Als Dienstanweisung für diese Stellen sind die Bestimmungen der Reichsjustizverwaltung über die Rechnungsprüfung bei den Justizbehörden in Kraft gesetzt worden.

2. Der Umfang der deutschen Gerichtsbarkeit

Als leitender Gesichtspunkt für die Schaffung der deutschen Gerichtsbarkeit ist bereits der Gedanke hervorgehoben, dass der Deutsche (Reichsdeutsche oder deutsche Volkszugehörige) vor dem deutschen Richter Recht nehmen soll. Das bedeutet: wenn auch nur einer der Beteiligten Deutscher ist, gehört die Sache grundsätzlich in die deutsche Gerichtsbarkeit. Auf dem Gebiet der bürgerlichen Rechtspflege (streitige und freiwillige Gerichtsbarkeit) fällt eine Sache also schon dann in die deutsche Gerichtsbarkeit, wenn nur einer der Beteiligten, z. B. im Rechtsstreit ein Streitgenosse, Deutscher ist. Als Zeugen werden Deutsche auch dann vor dem Deutschen Gericht vernommen, wenn der Rechtsstreit selbst (z. B. weil beide Parteien Polen sind), bei einem polnischen Gericht anhängig ist. Auch eine Zwangsvollstreckungssache unter Polen gehört in die deutsche Gerichtsbarkeit, wenn der Drittschuldner (also z. B. der Arbeitgeber des polnischen Schuldners), an den sich das Zahlungsverbot und -gebot des Richters richtet, ein Deutscher ist. Über Zweifel, die über die Zugehörigkeit einer Sache zur deutschen oder polnischen Gerichtsbarkeit im Einzelfall auftauchen können, entscheiden die deutschen Gerichte; ihre Entscheidungen sind für die polnischen Gerichte bindend. Der Hervorhebung bedarf, dass, wenn eine Sache in die deutsche Gerichtsbarkeit fällt, eine entgegenstehende Vereinbarung der Beteiligten auf die polnische Gerichtsbarkeit unzulässig und wirkungslos ist.

Auf dem Gebiet der Strafrechtspflege sind die Grenzen der deutschen Gerichtsbarkeit noch weiter gesteckt. Nicht nur die Deutschen sind ausschliesslich der deutschen Strafgerichtsbarkeit unterworfen, sondern jede Person bezüglich der Straftaten, die sich irgendwie gegen die Sicherheit, das Ansehen oder Interesse der deutschen Hoheit oder Verwaltung oder gegen deutsche Staatsangehörige oder Volkszugehörige richten, oder die in Verordnungen des Generalgouverneurs unter Strafe gestellt sind. Hiermit ist der Rahmen gezogen, in dem das Deutsche Gericht und im zweiten Rechtszug das Deutsche Obergericht auf dem Gebiet der Strafrechtspflege tätig werden kann. Vor dem Sondergericht kann darüber hinaus entsprechend der obenerwähnten und aufrechterhaltenen Sondergerichts-Verordnung vom 15. November 1939 jede strafbare Handlung angeklagt werden, wenn mit Rücksicht auf die Schwere oder Verwerflichkeit der Tat oder die in der Öffentlichkeit hervorgerufene Erregung die Aburteilung durch dieses Gericht geboten ist. Durch diese Regelung sollte sichergestellt werden, dass die Bekämpfung der schweren Kriminalität, an deren Ausrottung der deutschen Verwaltung im Interesse der Sicherheit des Landes im hohen Masse gelegen ist, in den Händen erprobter deutscher Richter liegt, die aus deutschem Ordnungsempfinden heraus ohne weichliche Regungen gegen das Verbrechertum energisch einschreiten. Die Kontrolle, dass die Grenzen der deutschen Strafgerichtsbarkeit eingehalten werden, liegt

in den Händen der deutschen Anklagebehörden. Vor die polnischen Gerichte können nur die Strafsachen gebracht werden, die von der deutschen Anklagebehörde an die polnische Gerichtsbarkeit abgegeben worden sind. Demgemäss ist Vorsorge getroffen, dass grundsätzlich alle Ermittlungsvorgänge zunächst der deutschen Anklagebehörde vorgelegt werden, die dann darüber entscheidet, ob die Sachen in der deutschen Gerichtsbarkeit verbleiben oder an die polnische Gerichtsbarkeit abgegeben werden sollen.

Neben den ordentlichen Gerichten der deutschen Strafrechtspflege gibt es im Generalgouvernement polizeiliche Standgerichte; sie sind zuständig für die Aburteilung verbotenen Waffenbesitzes sowie bestimmter Gewalttaten und ihrer Vorbereitung, die gegen die Deutsche Hoheitsgewalt, ihre Behörden oder gegen Deutsche wegen ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum gerichtet sind (Verordnung zur Bekämpfung von Gewalttaten im Generalgouvernement vom 31. Oktober 1939 und 26. November 1939. [Verordnungsbl. GG. 1939 S. 10, 1941 S. 663]). Sachen dieser Art, die sich wegen ihres Umfangs oder wegen Schwierigkeiten in der Beweisführung nicht zur standgerichtlichen Aburteilung eignen, können an die Anklagebehörde beim Sondergericht zur weiteren Verfolgung abgegeben werden. Der Erwähnung bedarf ferner die im Einvernehmen mit dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht erlassene Verordnung über die Wehrmachtgerichtsbarkeit gegen Zivilpersonen im Generalgouvernement vom 26. Januar 1940 (Verordnungsbl. GG S. 41). Diese (im Distrikt Galizien nicht eingeführte) Verordnung gibt eine besondere Abgrenzung der Zuständigkeit gegenüber der Wehrmachtgerichtsbarkeit über Zivilpersonen im Generalgouvernement; sie legt fest, dass die Wehrmachtgerichte für alle gegen die Wehrmacht, ihre Angehörigen oder ihr Gefolge gerichteten sowie die in den Räumen und Anlagen der Wehrmacht begangenen strafbaren Handlungen zuständig sind; der Gerichtsherr kann jedoch die Behandlung der Sache an die sonst zuständige Strafverfolgungsbehörde abgeben.

Ein grosser Teil der leichteren Kriminalität ist dem Verwaltungsstrafverfahren zugewiesen, das durch die Verordnung vom 13. September 1940 (Verordnungsbl. GG. I S. 300) eingerichtet worden ist. Die Strafbefugnis der Verwaltungsbehörde reicht bis 1000 Zloty Geldstrafe, an deren Stelle im Nichtbeitreibungsfalle Haft bis zu 3 Monaten tritt. In zahlreichen Strafvorschriften ist vorgesehen, dass, wenn eine Bestrafung im Verwaltungsstrafverfahren nicht ausreicht, die Sache an die deutsche Anklagebehörde abgegeben werden kann. Das Gericht kann dann auf eine höhere Strafe erkennen. Erfüllt eine Verfehlung, die an sich dem Verwaltungsstrafverfahren überlassen ist, zugleich einen Straftatbestand, den die Gerichte abzuurteilen haben, so kommt das Verwaltungsstrafverfahren nicht in Betracht.

Als Hilfsmittel für die Strafrechtspflege ist das polnische Strafregister, das für das gesamte Gebiet des ehemaligen polnischen Staates in Warschau eingerichtet worden war, als „Zentralstrafregister Warschau" von der deutschen Justizverwaltung übernommen worden. Da das Register auch Eintragungen über Personen enthält, die zu polnischer Zeit in den eingegliederten Ostgebieten verurteilt worden sind, dient es in weitem Umfange den Behörden des Reichs als Auskunftsquelle. Mit dem Reichsminister der Justiz ist ein Strafnachrichtenaustausch, der sich auch auf das Protektorat erstreckt, vereinbart worden. Verurteilungen von Personen, die im Reich geboren sind, werden durch das Zentralstrafregister dem Auslandsstrafregister in Berlin übermittelt. Wird im Reich eine im Generalgouvernement geborene Person verurteilt, so erhält das Zentralstrafregister Nachricht. Eine erschöpfende Regelung des Strafregisterwesens im Generalgouvernement ist für die nächste Zeit in Aussicht genommen. Im Jahre 1940 hat das Zentralstrafregister 454410 und im ersten Halbjahr 1941 416396 Auskünfte erteilt. Neue Mitteilungen (Strafnachrichten) sind bei ihm eingegangen im Jahre 1940: 41931 und im ersten Halbjahr 1941: 59033.

3. Das anzuwendende Recht

Nach § 4 des Erlasses des Führers über die Verwaltung der besetzten polnischen Gebiete vom 12. Oktober 1939 (RGBl. I S. 2077) gilt im Generalgouvernement das bisherige Recht fort, soweit es nicht den Zwecken der deutschen Verwaltung zuwiderläuft. Zuwiderlaufend war das bisherige Recht naturgemäss auf weiten Gebieten des öffentlichen Rechts. Insoweit ergab sich aus den tatsächlichen Verhältnissen ohne weiteres ein Ausserkrafttreten des bisherigen Rechts, ohne dass es einer ausdrücklichen Aufhebung der bisherigen Vorschriften im einzelnen bedurfte. Auf manchen Gebieten, z. B. denen der Monopol- oder Arbeitsverwaltung, ist auch durch Verordnungen des Generalgouverneurs eine Materie umfassend neu geregelt, so dass dadurch die Vorschriften des bisherigen Rechts gegenstandslos geworden sind. Inwieweit dies der Fall ist, bedarf der Prüfung im Einzelfall. Auf dem eigentlichen Gebiet der ordentlichen Rechtspflege ist für die deutsche Gerichtsbarkeit folgendes zu sagen:

Das Verfahrensrecht vor allen Deutschen Gerichten ist das Deutsche Recht, denn es handelt sich um ein Deutsches Rechtsverfahren. Für das materielle Recht kann man als Grundsatz ansehen, dass bei allem, was die Person des Deutschen angeht, das Deutsche Recht den Vorrang hat, während auf wirtschaftlichem Gebiet das bisherige Recht wegen der wirtschaftlichen Gesamtbeziehungen des Raumes fortgilt. Aus dieser Teilung ergibt sich, dass auf allen Gebieten, auf denen schon nach der Auffassung des deutschen internationalen Privatrechts ein Deutscher sein Heimatrecht auch „in das Ausland" mitnimmt, Deutsches Recht eingeführt wurde, und zwar für deutsche Staatsangehörige und deutsche Volkszugehörige. Dies gilt insbesondere für die Gebiete des Personen-, Familien- und Erbrechts. Für die Eheschliessung (und ähnlich für die Ehescheidung) wurde durch die Verordnung vom 14. Dezember 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 364) noch über die sonst geltenden Grundsätze hinaus, nach denen für die Anwendung des Heimatrechts die Staatsangehörigkeit des Mannes massgeblich ist, bestimmt, dass sich diese Gebiete im Generalgouvernement schon dann nach Deutschem Recht richten, wenn einer der Eheschliessenden (gleichgültig ob Mann oder Frau) die deutsche Staatsangehörigkeit oder Volkszugehörigkeit besitzt. Im Zusammenhang hiermit steht die Verordnung über das Personenstandsrecht der Deutschen im Generalgouvernement vom 16. März 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 104), durch die die Beurkundung des Personenstands deutscher Staatsangehöriger und deutscher Volkszugehöriger durch deutsche Standesbeamte ermöglicht und geregelt wurde. Für die bereits bestehenden Ehen der deutschen Volkszugehörigen ist wegen der hier vorwiegend wirtschaftlichen Bedeutung das für sie bisher geltende eheliche Güterrecht aufrechterhalten, da insoweit eine Änderung wirtschaftlich unerwünschte Folgen haben konnte; Entsprechendes gilt für das Erbrecht der deutschen Volkszugehörigen.

Auf den die wirtschaftlichen Beziehungen betreffenden Rechtsgebieten (also insbesondere denen des Schuldrechts, Sachenrechts, Handelsrechts mit seinen Nebengebieten) hat sich der Gesetzgeber darauf beschränkt, das fortgeltende bisherige Recht in seiner Anwendungsfähigkeit auf die durch den Krieg verursachte veränderte Wirtschaftslage zu beobachten und nur insoweit einzugreifen, als es notwendig war. So sind die Fristen des Wechsel- und Scheckrechts in Angleichung an die in den eingegliederten Ostgebieten getroffene Regelung hinausgeschoben, um Erschütterungen der Wirtschaft des Generalgouvernements zu vermeiden (letzte Verordnung vom 9. April 1941, Verordnungsbl. GG S. 193). Aus dem gleichen Anlass wurden 2 Verordnungen über die Hemmung von Verjährungsfristen des Wechsel- und Scheckrechts vom 1. September 1940 und 20. Februar 1941 erlassen (Verordnungsbl. GG 1940 I S. 259 und 1941 S. 46). Zur Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs wurde die Verordnung über die Bestätigung von Schecks im Generalgouvernement vom 18. Oktober 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 319) erlassen, durch die der dem früheren Polen unbekannte bestätigte Scheck als Neuerung in das Wirtschaftsleben des Generalgouvernements eingeführt wurde. Zahlreichen Unternehmen im Generalgouvernement bereitete

die fristgemässe Aufstellung der Jahresabschlüsse für das Geschäftsjahr 1939 und 1940 wegen der Kriegsfolgen erhebliche Schwierigkeiten. Zur Abhilfe wurde die Verordnung über die Vorlegung von Jahresabschlüssen vom 14. Dezember 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 368) geschaffen, die den Beteiligten die Möglichkeit gibt, die Jahresabschlüsse zu einem späteren als dem sonst vorgesehenen Termin vorzulegen. In Erweiterung des bisherigen Mieterschutzrechts wurde durch die Verordnung über Räumungsfristen vom 4. Oktober 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 316) der Räumungsschutz auch auf Klein- und Mittelwohnungen ausgedehnt, indem das Gericht die Möglichkeit erhielt, eine Räumungsfrist zu gewähren. Durch den Fortfall der früheren polnischen Amtsblätter wurde eine Neuregelung des Rechts der Veröffentlichung von Bekanntmachungen erforderlich; dies ist durch die Verordnungen vom 23. Juli und 18. Oktober 1940 (Verordnungsbl. GG I S. 223 u. 321) geschehen.

Auf dem Gebiet des Handelsrechts trat schon frühzeitig das Bedürfnis hervor, den Weg für die Errichtung von Handelsgesellschaften nach Deutschem Recht zu ermöglichen. Deshalb war schon vor Errichtung der allgemeinen deutschen Gerichtsbarkeit durch die Verordnung über die Errichtung von Handelsgesellschaften im Generalgouvernement vom 15. November 1939 (Verordnungsbl. GGP S. 38) Vorsorge getroffen, Gesellschaften nach Deutschem Recht ausserhalb des Handelsregisters zu errichten, wenn ein öffentliches Interesse hieran bestand. Der Generalgouverneur konnte solchen Gesellschaften Befreiung von den über die Schriftform hinausgehenden Formvorschriften des Deutschen Rechts und von der Eintragung in das Handelsregister gewähren sowie ihren Gesellschaftsvertrag rechtswirksam genehmigen. Der Gesellschaftsvertrag ist alsdann bei der Regierung (Hauptabteilung Justiz) niederzulegen. Mit dem Erlass der Verordnung über die deutsche Gerichtsbarkeit ist Deutschen allgemein die Möglichkeit gegeben, Handelsgesellschaften nach den Vorschriften des Deutschen Rechts zu errichten und auch ihre Einzelfirmen im deutschen Handelsregister eintragen zu lassen, das bei dem Deutschen Gericht geführt wird.

Auf zwei Gebieten der freiwilligen Gerichtsbarkeit bestehen Abweichungen vom Deutschen Recht. Ein Vereinsregister beim Deutschen Gericht gibt es nicht, dieses Gebiet ist der Inneren Verwaltung überlassen. Ferner war es untunlich, nebeneinander in der deutschen und polnischen Gerichtsbarkeit Grund- und Hypothekenbücher zu führen. Das Grundbuch ist eine Einheit, das schon im Hinblick auf seine Publizität nicht zerrissen werden kann. Es ist deshalb in vollem Umfang in der polnischen Gerichtsbarkeit geblieben. Um für die Deutschen aber den Grundsatz, dass sie von dem deutschen Richter Recht nehmen, zur Geltung zu bringen, ist bestimmt, dass jeder von einer Grundbuchsache betroffene Deutsche im letzten Rechtszug eine Beschwerde an das Deutsche Obergericht hat, das alsdann endgültig entscheidet.

In der Strafrechtspflege wenden alle deutschen Gerichte entsprechend der schon durch die Verordnung des Oberbefehlshabers des Heeres vom 5. September 1939 getroffenen und in der Sondergerichts-Verordnung vom 15. November 1939 beibehaltenen Regelung deutsches Strafrecht an. Dies ist, soweit es sich um deutsche Angeklagte handelt, eine Selbstverständlichkeit und im übrigen notwendig, weil der Strafrichter bei der Bekämpfung des gerade in Polen schon vor dem Kriege in einem für deutsche Verhältnisse geradezu unvorstellbaren Masse grassierenden Räuberbanden-Unwesens die Waffe des deutschen Strafrechts mit seinen wirksamen Vorschriften gegen Gewalt- und Berufsverbrecher dringend braucht.

4. Der Strafvollzug

Von den im Generalgouvernement gelegenen Justizvollzugsanstalten stehen 16 grössere Anstalten unter unmittelbarer deutscher Leitung, die anderen werden unter Aufsicht des Amts des Distrikts (Abteilung Justiz) von polnischen Kräften geleitet. Das Hauptaugenmerk wird auf Sauberkeit und Ordnung und auf die Schaffung produktiver Arbeitsmöglichkeiten für die Gefangenen gerichtet.

Zum ersten Punkt bedarf der Hervorhebung die ständige und peinlichste Sorge der Anstaltsleitung um die Verhütung von Seuchen, deren Entstehung durch Einschleppung von Ungeziefer seitens neu Eingelieferter zu verhindern ist. Deshalb müssen Bade- und Desinfektionseinrichtungen stets in ordnungsmässigem Zustand sein, die ständige Reinhaltung der Gefangenen und der Hafträume erstes Gebot und beobachtende und eingreifende ärztliche Tätigkeit bereit sein. Die Arbeitsbetriebe stehen unter dem Zeichen der Kriegswirtschaft. Gefangene sind zur landwirtschaftlichen Nutzung anstaltseigener Grundstücke und zur Torfgewinnung eingesetzt. Ferner ist in fast jeder Anstalt eine Schreiner-, Schneider- und Schusterwerkstatt für den Hausbedarf eingerichtet; darüber hinaus werden in manchen Anstalten Bekleidungsgegenstände und Schuhe für Wehrmacht und Polizei instand gesetzt. Gefangene sind als Arbeitskräfte für die Altmaterialgewinnung beschäftigt worden. Korbflechtereien, Spinnereien, Druckereien und Papierbetriebe sind wieder in Gang gebracht oder neu eingerichtet worden. Eine Anstalt hat ferner eine Mühle in Betrieb genommen und arbeitet mit einem Sägewerk und einer grösseren Tischlerwerkstatt mit der erforderlichen Zahl von Hobelbänken und Maschinen an der Anfertigung von Barackenteilen.

III. DIE POLNISCHE GERICHTSBARKEIT IM GENERALGOUVERNEMENT

1. Aufbau und Rechtsgang

An dem Aufbau der polnischen Gerichte wurden Änderungen nur in dem Umfang vorgenommen, der sich zur Vereinfachung und Beschleunigung des Rechtsgangs schon im Hinblick auf eine sparsame Haushaltsführung notwendig erwies. Die Tätigkeit des Obersten Gerichts in Warschau, das als sogenannte Kassationsinstanz für ganz Polen zuständig war, wurde unter den räumlich verkleinerten Verhältnissen im Generalgouvernement nicht wieder aufgenommen. Dagegen empfahl es sich, in jedem der neu gebildeten 4 deutschen Distrikte ein Appellationsgericht (unserem Oberlandesgericht vergleichbar) zu bilden. Dies führte, da Krakau, Lublin und Warschau bereits solche Gerichte hatten, zur Neubildung eines Appellationsgerichts in Radom. Im übrigen wurden die Bezirksgerichte (den Landgerichten vergleichbar) und die unseren Amtsgerichten entsprechenden Burggerichte beibehalten. Allgemein abgeschafft wurde die Mitwirkung der Laienbeisitzer, da eine Heranziehung polnischer Bevölkerungskreise zu dieser Tätigkeit unter den gegebenen Umständen unzweckmässig war, die Art ihrer Auswahl nach den polnischen Vorschriften, die insbesondere auf dem Gebiet der Arbeitsgerichte in die polnische Gewerkschaftsbewegung hineinging, auch nicht in Frage kommen konnte. Damit ergab sich zwangsläufig die Überweisung der bisher den Arbeitsgerichten obliegenden Aufgaben an die ordentlichen polnischen Gerichte. Eine Änderung musste ferner der Personalaufbau der Hypothekenämter in den ehemals russischen Gebietsteilen erfahren. In ihnen waren die sogenannten Hypothekenschreiber tätig, zum Teil frühere Beamte, zum Teil andere, dem polnischen Staat verdiente Personen, denen mit der Verleihung einer Stelle als Hypothekenschreiber ein im allgemeinen ungewöhnlich hohes Einkommen zufliessen sollte. Ihnen standen nämlich die im Hypothekenamt aufkommenden Gebühren zu, und sie hatten nur die Verpflichtung, das zu ihrer Hilfe notwendige Büropersonal selbst zu bezahlen. Ihre Posten waren sehr begehrt. Dieses meinem behördlichen Aufbau und der Erfüllung staatlicher Aufgaben widersprechende System ist beseitigt worden. Es wurden an Stelle dieser Hypothekenschreiber Burgrichter eingesetzt, die als solche festes Gehalt beziehen. Das sonstige Personal der Hypothekenämter wurde mit der für die Tätigkeit des einzelnen angemessenen Besoldung auf den Haushalt der Gerichte übernommen; die aufkommenden Gebühren fliessen der Staatskasse zu.

Im Rechtsgang ist eine Vereinfachung erfolgt; es wurden entsprechend der Regelung in der deutschen Gerichtsbarkeit nur zwei Instanzen beibehalten. Alle beim Burggericht beginnenden Rechtssachen können nur an das Bezirksgericht in den Rechtsmittelzug gehen und werden dort

endgültig entschieden. Das Appellationsgericht ist endgültig Rechtsmittelinstanz für die im ersten Rechtszug beim Bezirksgericht beginnenden Sachen.

In Tätigkeit sind die 4 Appellationsgerichte in Krakau, Lublin, Radom und Warschau, deren Bezirke sich jeweils mit den Distriktsgrenzen decken, und ferner:

Im Distrikt Krakau	6 Bezirksgerichte: in Jaslo (mit einer Aussenstelle in Sanok), in Krakau, Neu-Sandez, Przemysl, Reichshof und Tarnow, sowie 82 Burggerichte,
im Distrikt Lublin	2 Bezirksgerichte: in Lublin und Zamosc, sowie 26 Burggerichte,
im Distrikt Radom	3 Bezirksgerichte: in Kielce, Petrikau (mit einer Aussenstelle in Tschenstochau) und Radom, sowie 35 Burggerichte,
im Distrikt Warschau	2 Bezirksgerichte: in Siedlce und Warschau, sowie 25 Burggerichte.

Die grosse Zahl der meist nur mit einem Richter besetzten Burggerichte im Krakauer Distrikt erklärt sich aus der dichteren Besiedlung des ländlichen Distriktsgebiets und aus der ehemals österreichischen Gerichtsorganisation.

Vor einem Burggericht, in dessen Bezirk ein erheblicher Teil, mindestens aber $^1/_5$ der Bevölkerung, ukrainischer Stammeszugehörigkeit ist, ist die ukrainische Sprache in Schriftsätzen und in mündlichen Verhandlungen zugelassen. Dies gilt auch für Sachen, die aus solchen Burggerichtsbezirken erwachsen und bei dem übergeordneten Gericht oder bei der Staatsanwaltschaft anhängig sind.

2. Die deutsche Aufsicht.

Die Abhängigkeit der polnischen Gerichtsbarkeit von der deutschen Verwaltung kommt in dreifacher Hinsicht zum Ausdruck.

a) Durch die Dienstaufsicht, die der Gouverneur über die polnischen Justizbehörden ausübt. Ausfluss der deutschen Hoheitsverwaltung ist die Erklärung, die die in der polnischen Gerichtsbarkeit wiederbeschäftigten ehemals polnischen Beamten und Angestellten schriftlich abzugeben haben. Die Erklärung geht dahin, dass sie „in Gehorsam gegenüber der deutschen Verwaltung ihren Dienst an der Rechtspflege treu und gewissenhaft erfüllen werden". In der Aufsicht kann sich der Gouverneur durch den Leiter seiner Justizabteilung vertreten lassen, der sich wiederum zur Erfüllung der Aufgabe der Heranziehung deutscher Beamter, insbesondere Richter und Staatsanwälte, bedienen kann. Die Dienstaufsicht bezieht sich auf den ordnungsmässigen Gang der Geschäfte und auf die persönliche Zuverlässigkeit der beschäftigten Personen. Nicht vorgesehen ist ein Eingriff in die Rechtspflege und die Unabhängigkeit der Rechtsprechung. Diese ist innerhalb der durch die folgenden Punkte gezogenen Grenzen gewährleistet.

b) Nur wenn die Zuständigkeit eines deutschen Gerichts nicht gegeben ist, ist Raum für die Ausübung polnischer Gerichtsbarkeit. Die Entscheidung der deutschen Gerichte und Anklagebehörden, dass die deutsche oder polnische Gerichtsbarkeit gegeben ist, ist für die polnischen Behörden bindend.

c) Rechtskräftige Entscheidungen eines polnischen Gerichts unterliegen der Nachprüfung durch das örtlich zuständige Deutsche Obergericht, wenn vom deutschen Standpunkt aus ein öffentliches Interesse an der Nachprüfung besteht. Den Antrag auf Nachprüfung stellt der Leiter der Abteilung Justiz im Amt des Distrikts. Bei zurückliegenden Entscheidungen, die bereits vor dem 1. August 1938 rechtskräftig geworden sind, kann nur der Leiter der Hauptabteilung Justiz in der Regierung des Generalgouvernements die Nachprüfung anordnen, wenn es sich um einen besonders wichtigen Fall handelt, in dem das Interesse des deutschen Volks durch

die Entscheidung berührt ist. Die hier auf dem Gebiet der polnischen Gerichtsbarkeit dem Deutschen Obergericht zugefallene Aufgabe ist ausserordentlich bedeutungsvoll. Hierbei hat das Obergericht zunächst zu prüfen, ob die rechtskräftige Entscheidung des polnischen Gerichts unter Berücksichtigung des für dieses Gericht geltenden Rechts zutreffend ist; kommt es zu einer Bejahung dieser Frage und stehen auch grundsätzlich-deutschrechtliche Anschauungen dieser Entscheidung nicht entgegen, so kommt es zur Bestätigung der Entscheidung. Andernfalls kann es unter Aufhebung der Entscheidung entweder selbst in der Sache anderweit entscheiden oder die Sache (falls sie noch nicht entscheidungsreif erscheint) zur deutschen Gerichtsbarkeit verweisen. Die Sache ist dann als Strafsache bei dem Sondergericht, sonst im ersten Rechtszug bei dem Deutschen Gericht anhängig. Dabei haben diese Gerichte ebenso wie das Obergericht, falls es selbst anderweit entscheidet, nunmehr das in der deutschen Gerichtsbarkeit geltende materielle Recht zugrunde zu legen.

3. Das anzuwendende Recht.

In der polnischen Gerichtsbarkeit wird das bisher geltende Recht angewandt. Das leuchtet für das Verfahrensrecht ohne weiteres ein; hier ist lediglich die oben unter II 2 erwähnte Ausnahme hervorzuheben, dass Deutsche, die in einem in der polnischen Gerichtsbarkeit anhängigen Verfahren als Zeugen oder Sachverständige vernommen werden müssen, durch das Deutsche Gericht vernommen werden. Auch in materieller Hinsicht wird das bisherige Recht angewendet. Denn soweit dieses den Interessen der deutschen Verwaltung oder der berechtigten Rechtssphäre eines Deutschen entgegenstehen würde, ist das bisherige Recht, wie oben unter II 3 dargelegt ist, ausser Kraft getreten, oder es können Rechtssachen, in denen eine solche Kollision zu befürchten wäre, nicht mehr in die polnische Gerichtsbarkeit kommen (vgl. oben II 2 über den Umfang der deutschen Gerichtsbarkeit).

Zu dem „bisher geltenden" Recht sei allgemein folgendes hervorgehoben: Die ehemals polnische Republik setzte sich aus Teilen des Deutschen Reichs, Österreichs und Russlands, also aus drei verschiedenen Rechtsgebieten, zusammen. Nur auf Teilen des gesamten Rechts ist der ehemals polnische Staat zu einer Kodifikation gekommen (z. B. auf dem Gebiet der Schuldverhältnisse, des Handels- und Wechselrechts, des Strafrechts und der Prozessrechte). Nur insoweit galt also im gesamten Gebiet des ehemals polnischen Staates gleiches Recht. Im übrigen bestanden die alten deutschen, österreichischen und zaristisch-russischen Gesetze fort, so dass z. B. in den ehemals preussischen Gebietsteilen noch bei der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht im Jahre 1939 mit Ausnahme des Rechts der Schuldverhältnisse das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch nach dem Stand von 1919 galt. Im Gebiet des Generalgouvernements gilt also, soweit nicht Kodifikationen erfolgt sind oder durch Novellen Einzeländerungen vorgenommen wurden, das alte österreichische und zaristisch-russische Recht (das letztere wohl nur noch hier) nach dem Stande von 1919 unverändert fort.

IV. RECHTSHILFE UND LEGALISATION VON URKUNDEN

Einen weiten Raum in der Rechtspflege nahm von Anfang an der Rechtshilfeverkehr zwischen den Justizbehörden des Generalgouvernements und den Behörden des Reichs ein. Seine Durchführung ist für Zivilsachen in der Anordnung vom 10. Mai 1940 (Verordnungsbl. GG II S. 312), für Strafsachen in der Anordnung vom 1. August 1940 (Verordnungsbl. GG II S. 414) geregelt und wickelt sich nach den Grundsätzen der innerstaatlichen Rechtshilfe ab. Eine entsprechende Regelung für den Verkehr mit den Justizbehörden des Protektorats Böhmen und Mähren hat für Zivilsachen in der Anordnung vom 1. März 1941 (Verordnungsbl. GG S. 95) und für Strafsachen in der Anordnung vom 24. November 1941 (Verordnungsbl. GG S. 698) ihren Nieder-

schlag gefunden. Eine weitere Anordnung vom 7. September 1940 (Verordnungsbl. GG II S. 484) regelt den Rechtshilfeverkehr der Justizbehörden des Generalgouvernements mit dem Ausland in Zivilsachen.

Der Hervorhebung bedarf die Verordnung über die Legalisation und Bestätigung von Urkunden vom 30. Juni 1941 (Verordnungsbl. GG S. 403), die im Verhältnis des Generalgouvernements zum Deutschen Reich, den besetzten Gebieten und dem Ausland die Fragen der Bestätigung und Legalisation als Echtheitsbeweis für Urkunden regelt und damit von einer über den Rahmen der Justiz hinausgreifenden wesentlichen Bedeutung ist.

V. DER DISTRIKT GALIZIEN

Zur Zeit des ehemals polnischen Staates bestand im jetzigen Distrikt Galizien ein Appellationsgericht in Lemberg, 10 Bezirksgerichte sowie 101 Burggerichte. Die sowjetische Verwaltung hat die polnische Gerichtsbarkeit nicht übernommen, sondern die vorhandenen polnischen Gerichtsbehörden aufgelöst und das Gebiet des jetzigen Distrikts Galizien in 4 Gebiete mit Gebietsgerichten in Lemberg, Drohobycz, Stanislau und Tarnopol eingeteilt. Daneben kannte die sowjetische Verwaltung örtliche Volksgerichte.

Durch die Verordnung über den Aufbau der Rechtspflege im Distrikt Galizien vom 1. August 1941 (Verordnungsbl. S. 445) ist bestimmt worden, dass eine deutsche und eine nichtdeutsche Gerichtsbarkeit ausgeübt werden soll. Die deutsche Gerichtsbarkeit wird entsprechend den Vorschriften der Verordnung über die deutsche Gerichtsbarkeit im Generalgouvernement und der Sondergerichtsverordnung ausgeübt. Die Errichtung der Gerichte hat der Leiter der Hauptabteilung Justiz in der Regierung des Generalgouvernements zu bestimmen. Bisher sind errichtet: Sondergerichte nebst Anklagebehörden in Lemberg, Stanislau und Tarnopol. Diesen Gerichten ist gleichzeitig einstweilen die Wahrnehmung der Geschäfte des Deutschen Gerichts und in Verwaltungssachen auch der dem Deutschen Obergericht obliegenden Aufgaben übertragen worden, während im Rechtsmittelzug das Deutsche Obergericht in Krakau einstweilen für zuständig erklärt worden ist.

Die nichtdeutsche Gerichtsbarkeit ist im Aufbau begriffen. Dieser lehnt sich organisationsmässig im allgemeinen an den Stand der polnischen Gerichtsorganisation an. Die Ausgestaltung im einzelnen ist in der erwähnten Verordnung vom 1. August 1941 vorbehalten und wird demnächst in einer besonderen Verordnung erfolgen.

Hinsichtlich des Rechts bedarf der Hervorhebung, dass durch die Verordnung über den Aufbau der Rechtspflege im Distrikt Galizien auf dem Gebiet des Strafrechts und des Bürgerlichen Rechts die Gesetzeslage vom 31. August 1939 mit Wirkung vom 1. August 1941 wieder hergestellt worden ist. Damit ist insbesondere auf dem Gebiet des Schuldrechts, Handelsrechts, Sachenrechts sowie des Familien- und Erbrechts eine zunächst brauchbare gesetzliche Grundlage geschaffen, auf der sich der weitere Aufbau vollziehen kann.

VI. DAS PATENTAMT

Zum Gebiet der Rechtspflege gehört nach deutscher Auffassung auch die Tätigkeit des Patentamts in Warschau. Dieses Amt war früher für das gesamte Gebiet des ehem. polnischen Staates zuständig. Der Krieg hatte auch seinem Wirken ein Ende gesetzt, das Gebäude war in gewissem Umfang beschädigt, die Akten in Unordnung geraten. Bis zur Beendigung der Aufräumungs- und Ordnungsarbeiten stellte sich heraus, dass eine — nunmehr auf das Gebiet des General-

gouvernements beschränkte — Wiederaufnahme seiner Tätigkeit nicht nur dem Interesse der Industrie und Wirtschaft im Generalgouvernement, sondern auch den wirtschaftlichen Interessen des Reichs entsprach. Durch die Verordnung über den gewerblichen Rechtsschutz vom 23. April 1940 (Verordnungsbl. GG. I S. 158) wurde das Amt entsprechend der deutschen Verwaltungseinteilung in die Justizverwaltung des Generalgouvernements eingegliedert, die Aufsicht über das Amt und seine Vertretung nach aussen wurde dem Leiter der Hauptabteilung Justiz in der Regierung des Generalgouvernements übertragen, der in diesen Aufgaben durch einen nach Warschau abgeordneten Beamten des Reichspatentamts ständig vertreten wird. Dieser Beamte, der gemäss dem Erlass des Generalgouverneurs vom 15. Oktober 1940 (Verordnungsbl. GG. II S. 229) die Bezeichnung „Dirigent für das Patentamt" führt, unterhält in Warschau ein mit deutschen Kräften besetztes Büro. Ausser der Aufsicht und der ständigen Beobachtung des Geschäftsganges hat der Dirigent für das Patentamt auch die Aufgabe, auf dem Gebiet der Vergeltungsmassnahmen gegenüber Angehörigen bestimmter feindlicher Staaten über die Anträge auf Erteilung von Ausübungsrechten an den im Generalgouvernement wirksamen gewerblichen Schutzrechten und Urheberrechten zu entscheiden; es handelt sich hierbei um Vergeltungsmassnahmen, durch die die Ausnutzung der erwähnten, feindlichen Ausländern zustehenden Rechte durch Deutsche ermöglicht werden soll.

Für die Zeit, in der die Tätigkeit des Patentamts unterbrochen war, wurden Übergangsvorschriften erlassen, um allen Beteiligten die Rechtsstellung wiederzugeben, die sie vor Ausbruch des Krieges gehabt hatten. Deshalb wurden alle Fristen, die nicht bereits am 26. August 1939 abgelaufen waren, bis zum 30. September 1940 verlängert und die Zahlungstermine für Jahresgebühren und Schutzgebühren bis zum 30. Juni 1940 hinausgeschoben.

DER OSTGERMANISCHE GOLDMÜNZHORT VON STARA WIES, KR. SOKOLOW

VON PROFESSOR DR. WERNER RADIG, KRAKAU

Im Gebiete des ehemaligen Polen, dessen Kernstück das heutige Generalgouvernement als Nebenland des Deutschen Reiches bildet, siedelten ostgermanische Stämme, die uns eine vielgestaltige kulturelle Hinterlassenschaft im Boden aufbewahrt haben. Zu den selteneren Funden gehören römische Münzen, insbesondere die Hortfunde. Ganz vereinzelt erschienen in diesem Raum Goldmünzfunde. Erdbewegungen des Sommers 1941 führten zu dem glücklichen Fund eines germanischen Goldmünzhortes im Distrikt Warschau.

FUNDBERICHT

Im Frühjahr 1941 wurde in Stara Wies, Kr. Sokolow Podlaski, Distr. Warschau, in einem sandigen Wald- und Wiesengelände ein Feldflugplatz angelegt. Bei den Erdarbeiten schnitt man ein ostgermanisches Gräberfeld an, dessen erste Gräber in dieser Zeit noch nicht zur Kenntnis der zuständigen Stellen gelangten. Dennoch wurden die Funde von dem Gefreiten Hellmuth Kümpel so sorgfältig als möglich geborgen und von Platzkommandanten Hauptmann Grimm listenmässig verzeichnet, soweit dies die Kriegszustände erlaubten. Mitte Juni suchte der Leiter der Sektion Vorgeschichte am Institut für Deutsche Ostarbeit die Fundstelle auf und stellte die bisherigen Funde sicher[1]). Kurz vorher hatte Gefr. H. Kümpel an einer sandigen Stelle Münzen gefunden, die er s. Zt. für mittelalterlich hielt und als unscheinbare Bruchstücke in einer Streichholzschachtel aufgehoben hatte: Es waren die römischen Kaisermünzen unseres Goldmünzhortes! Es ist aber dem Gefr. Kümpel, der bereits früher an fachmännischen Ausgrabungen auf der Insel Sylt teilgenommen hatte, zu verdanken, dass die kleinen Münzteile für die Wissenschaft und damit für das Volk gerettet worden sind. Auf die Darstellung des ostgermanischen Gräberfeldes[1]) mit umfangreichen Fundbeständen kommen wir später zurück.

Die Fundstelle (Abb. 1) liegt auf der Flur Stara Wies, und zwar östlich von einer neuen Betonstrasse, die von der Landstrasse Ludwinow—Stara Wies abzweigt und in S-förmiger Führung zum Gut Toncza hinführt[2]). Beim ersten Bogen (vgl. Plan Abb. 2) zweigt wiederum eine Betonstrasse (Rollbahn) nach dem Nordosten ab, die auf einen flachen, langgestreckten Hügel hinführt, dessen Längsachse etwa in Nordwest-Südostrichtung verläuft. Hinter der geschilderten Bodenwelle fliesst ein Bach in der gleichen Richtung. Während der Hügel im Süden von Mischwald, vornehmlich Kiefern und Birken, umsäumt wird, umgrenzt ihn im Norden offenes Gelände; im Nordosten des Hügels zieht sich am Bache Erlengebüsch hin. Dort wo die Betonstrasse das Nordende des Hügels erreicht, gabelt sie sich und biegt in zwei Zweigen nach Südosten ab. In dem spitzen Winkel der beiden Strassenzweige befindet sich die Fundstelle des Goldmünzhortes. Im allgemeinen liegt dort unter einer etwa 20 cm starken Humusschicht der helle Sand. Gefr. Kümpel beobachtete nun beim Abtragen der Humusschicht und der obersten Sandschichten

---

[1]) Werner Radig, Der gotische Goldmünzhort von Stara Wies. In: Krakauer Zeitung, Jg. 3, Nr. 168 vom 20./21. 7. 41. Mit 2 Abb. — Vorher waren zwei laienhafte, z. T. unrichtige Pressenotizen erschienen: Vorgeschichtliche Funde bei Wengrow (Ein Germanenschwert am Bug gefunden). In: Krakauer Zeitung, Jg. 3, Nr. 119 vom 25./26. 5. 41. — Die vorgeschichtlichen Urnenfunde bei Wengrow burgundischer Herkunft. In: Krakauer Zeitung, Jg. 3, Nr. 137 vom 17. 6. 41. — Der Öffentlichkeit wurde der Goldmünzhort zum ersten Male in der Ausstellung „Germanenerbe im Weichselraum" des Institutes für Deutsche Ostarbeit in Krakau durch die Sektion Vorgeschichte vorgelegt.

[2]) Die Abt. Wissenschaft und Unterricht beim Chef des Distriktes Warschau stellte einen Lageplan mit der Fundstelle von Kreisschulrat Bandorski, Sokolow, zur Verfügung und liess von Dr. Jazdzewski die Fundstelle des Gräberfeldes (Lageskizze Abb. 2) einmessen. Kreishauptmann Gramss förderte die Fundbergungen im Kr. Sokolow in dankenswerter Weise.

im hellen Sande vier dunkle, kleine Pfostenlöcher, die wegen ihres geringen Durchmessers von etwa 5 cm als Stakenlöcher bezeichnet werden sollen. Diese Stakenlöcher waren nach genauer Beschreibung in einem Halbkreis angeordnet. In jedem dieser Stakenlöcher lagen am Grunde eine Anzahl der zerschnittenen Goldmünzen. Diese ziemlich senkrecht oder schräg in die Erde gehenden Stakenlöcher sind weder mit Tierlöchern von Mäusen o. a. zu verwechseln, worauf natürlich geachtet worden ist, noch als regellose Vergrabungslöcher zu erklären. Welche bestimmten Münzviertel in den einzelnen vier Pfostenlöchern lagen und wieweit die Pfosten, in genauen Massen ausgedrückt, voneinander entfernt lagen, wurde vom Finder nicht beobachtet. Seiner mündlichen Beschreibung nach kann aber die Sehne des Halbbogens nicht mehr als 50 cm lang gewesen sein. Bei diesen Fundumständen wurde keine Steinsetzung

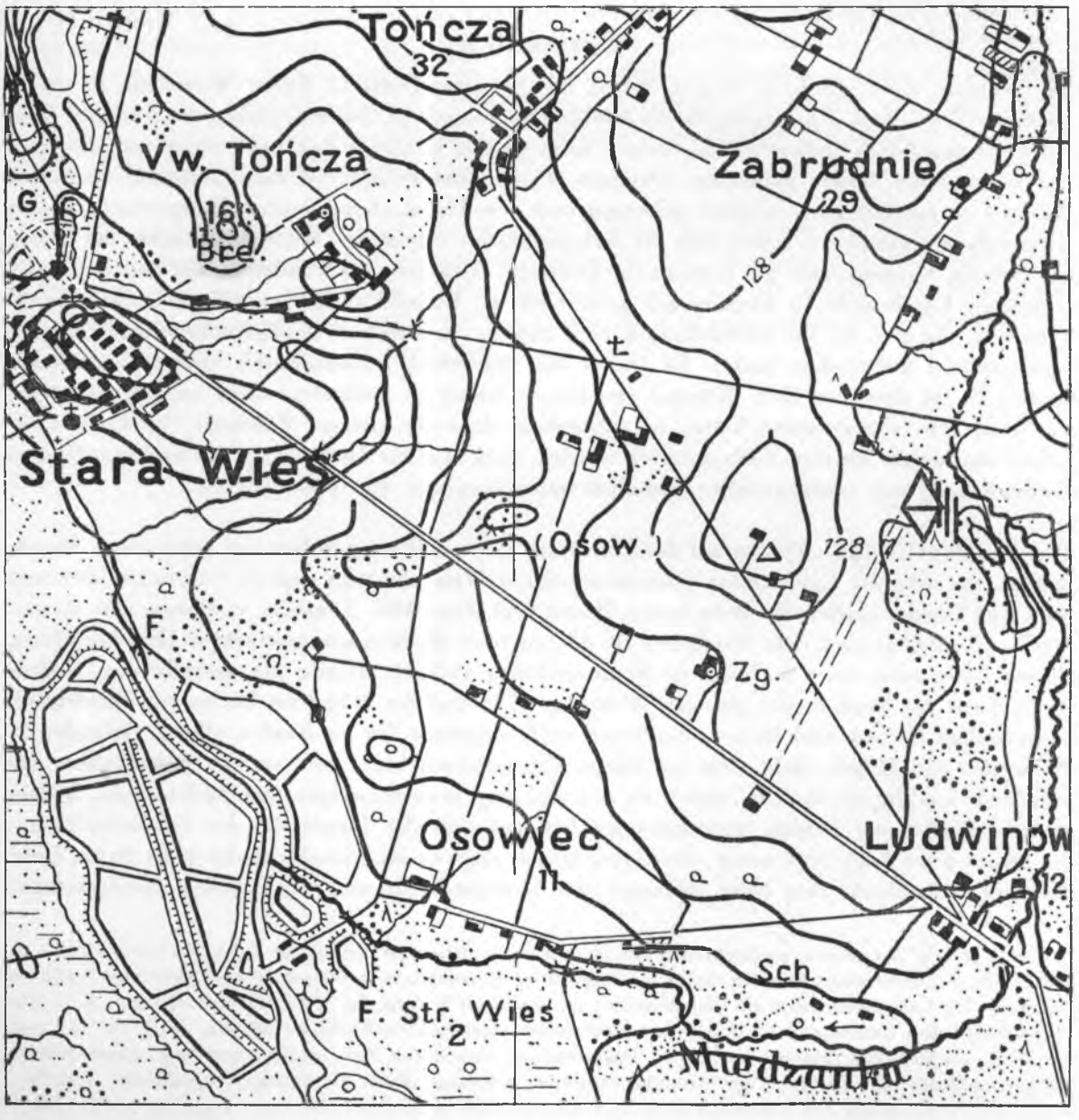


Abb. 1. Lageplan des Fundortes und der Fundstelle des Goldmünzhortes von Stara Wies, Kr. Sokolow, Distr. Warschau, nördlich von Ludwinow: △ Goldmünzhort; |||| Gräberfeld. — Umgezeichnete Karte 1 : 100 000 auf den Massstab 1 : 25 000.

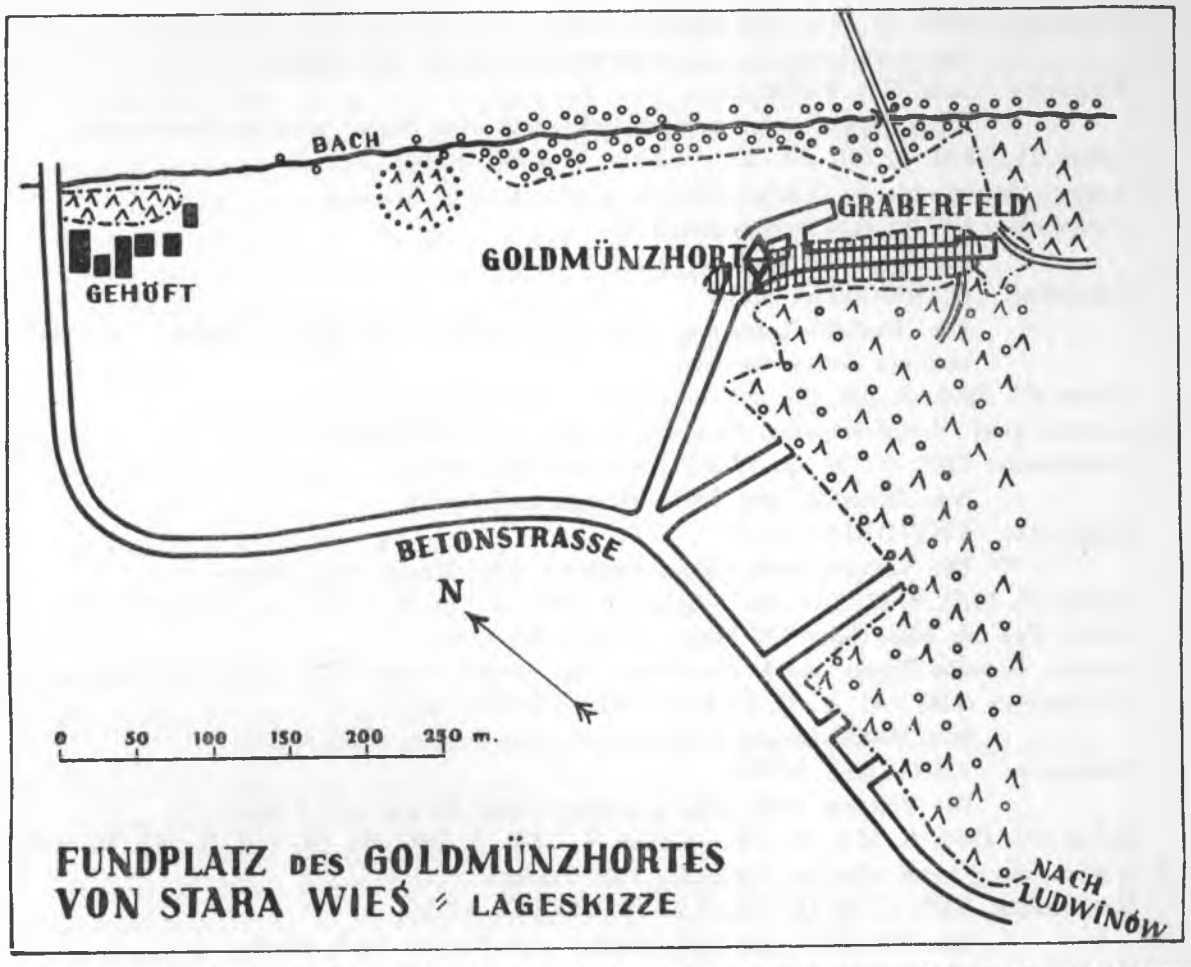


Abb. 2. Lageskizze der Fundstelle vom Münzhort im Nordwestteil des Gräberfeldes. — Etwa im Massstab 1 : 5000

beobachtet. Vor allem handelt es sich an dieser Stelle nicht um ein Grab, denn es wurden keinerlei Anzeichen weder für eine Brand- noch für eine Körperbestattung festgestellt. Die Art der Fundstelle und die Zusammensetzung des Fundes lassen auf einen Hort schliessen, dessen rituelle Bedeutung weiter unten umrissen wird (vgl. Seite 25 ff.).

FUNDBESCHREIBUNG

28 Teile von etwa 20 verschiedenen Aurei mit heller, goldglänzender, wohlerhaltener, nicht abgenutzter Oberfläche. Gesamtgewicht: 33,97 Gramm.

1. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,31 Gramm.
   Vorderseite: (IMP. CA)ES. M. ANT. G(ORDIANVS AVG)
   Sein Brustbild mit Lorbeerkranz, nach rechts.
   Rückseite: (PROVI)DENTI(A AVG)
   Die Providentia stehend, nach links, hält Weltkugel und Zepter.
   Cohen[3]) IV, 1860, S. 139, Nr. 127. — Cohen V, 1885, S. 55, Nr. 301.
2. Aureus, vollständige durchlochte Münze, in vier unregelmässige Teile („Viertel") zerschnitten. Gewicht: a) 1,38; b) 1,49; c) 0,89; d) 1,06 = Gesamtgewicht: 4,82 Gramm.

[3]) H. Cohen, Description historique des monnaies frappées sous l'empire romain. Paris 1. Aufl. 1859-68; 2. Aufl. 1880 bis 1892.

Vorderseite: IMP. M IVL. PHILIPPVS AVG
Sein mit Lorbeerkranz geschmückter Kopf, nach rechts.
Rückseite: LAETIT. FVNDAT.
Die Laetitia stehend, nach links, hält eine Schale und ein Steuerruder.
Cohen IV, 1860, S. 178, Nr. 35. — Cohen V, 1885, S. 101, Nr. 79.

3. Aureus, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,15 Gramm.
Vorderseite: (OTA)CILS (verprägtes S ?)
Ihr Kopf mit Diadem, nach rechts.
Rückseite: (PV)DIC(ITIA AVG)
Die Pudicitia sitzend, sich das Antlitz mit ihrem Schleier bedeckend und ein Zepter haltend.
Cohen IV, 1860, S. 209, Nr. 23. — Cohen V, 1885, Nr. 51, S. 148.

4. Aureus, zwei Viertel erhalten. Gewicht: a) 10,1; b) 1,52 Gramm.
Vorderseite: IMP. (C. M. Q. TRAIANVS) DECIVS AVG.
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz, nach rechts
Rückseite: VIC(TORIA AVG)
Die Victoria nach links schreitend, hält Kranz und Palme.
Cohen IV, 1860, S. 239, Nr. 50. — Cohen V, 1885, S. 196, Nr. 107 (oder S. 197, Nr. 110) — (Ders. Typ als Abb. Seite 197 Mitte. BR.M=Nr. 114).

5. Aureus, derselbe Typus wie 4, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,51 Gramm.
Vorderseite: (IMP.) C. M. Q. (T)RA(IANVS DECIVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: VICTO(RIA A)VG
Die Victoria nach links schreitend, hält Kranz und Palme.
Cohen IV, 1860, S. 239, Nr. 50. — Cohen V, 1885, S. 196, Nr. 107 (od. S. 197, Nr. 110).

6. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,89 Gramm.
Vorderseite: IMP. C. M. Q. TRA(IANVS DECIVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: (PANNO)NIAE
Zwei verschleierte Frauengestalten als Personifikation Pannoniens, stehend und sich den Rücken zukehrend, jede in den Händen ein Feldzeichen tragend.
Cohen IV, 1860, S. 237, Nr. 38. — Cohen V, 1885, S. 194, Nr. 85.

7. Aureus, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,15 Gramm.
Vorderseite: (IMP. TRA)IANVS DE(CIVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz, nach rechts.
Rückseite: (PA)NNO(NIAE)
Zwei verschleierte Frauengestalten als Personifikation Pannoniens stehend und sich den Rücken zukehrend, jede in den Händen ein Feldzeichen tragend.
Cohen IV, 1860, S. 237, Nr. 38. — Cohen V, 1885, S. 194, Nr. 85.

8. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,99 Gramm.
Vorderseite: (IMP. C. M. Q. TRAIAN)VS DEC(IVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: (ABVNDANTIA A)VG
Die Abundantia stehend, nach rechts, leert ihr Füllhorn aus.
Cohen IV, 1860, S. 233, Nr. 1. — Cohen V, 1885, S. 186, Nr. 1.

9. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,13 Gramm.
Vorderseite: (IMP. C. M. Q. DECI)VS AVG
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: (VBERIT)AS (AVG)
Die Uberitas stehend, nach links, hält einen Beutel und ein Füllhorn.

Cohen IV, 1860, S. 238, Nr. 49. — Cohen V, 1885, S. 196, Nr. 104.

10. Aureus, derselbe Typus wie 10, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,78 Gramm.
Vorderseite: (IMP. C.) M. Q. TRAIAN(VS) (DECIVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: VBE(RITAS) (AVG)
Die Uberitas stehend, nach links, hält einen Beutel und ein Füllhorn.
Cohen IV, 1860, S. 238, Nr. 49. — Cohen V, 1885, S. 196, Nr. 104.

11. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,25 Gramm.
Vorderseite: (IMP.C.M.Q.TRAIAN)VS DECIVS
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz, nach rechts.
Rückseite: .....AVG
Da Ende des Füllhornes sichtbar, wohl Uberitas. Vgl. Nr. 9.

12. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,84 Gramm.
Vorderseite: IMP.C.(M.Q. DECIVS AVG)
Sein Kopf, nach rechts, sichtbar.
Rückseite: (VBE)RIT(AS AVG)
Eine Frauengestalt sichtbar, wohl Uberitas.

13. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,17 Gramm.
Vorderseite: (IMP.C.M.Q. TRAIANVS DECIVS) AVG
Sein Kopf, nach rechts, sichtbar.
Rückseite: (VBERIT)AS A(VG)
Oberes Ende des Füllhornes sichtbar, wohl Uberitas und wohl Decius.

14. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,90 Gramm.
Vorderseite: (IMP. C. Q. TRA)IANVS (DECIVS AVG)
Sein Brustbild, nach rechts.
Rückseite: Wohl (VIC)TO(RIA); durch Flügelstellung ungeklärt. Vgl. Nr. 4.

15. Aureus, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,95 Gramm.
Vorderseite: IMP. (C.) M. Q. (TRAIANVS DECIVS AVG)
Sein Brustbild mit Lorbeerkranz und Panzer, nach rechts.
Rückseite: Links vom Loch D oder N, rechts vom Loch I oder N; Brust und Profil einer nach links stehenden Figur(?).

16. Aureus, durchlocht, drei Viertel erhalten. Gewicht: a) 1,35; b) 1,23; c) 0,90 Gramm.
Vorderseite: (HER.) ETRVSCILLA AVG
Ihr Brustbild mit Diadem, nach rechts.
Rückseite: PVDICITIA (AVG)
Die Pudicitia stehend, nach links, schlägt ihren Schleier zurück und hält ein Zepter.
Cohen IV, 1860, S. 249, Nr. 9. — Cohen V, 1885, S. 210, Nr. 16.

17. Aureus, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,98 Gramm.
Vorderseite: (HER.) ETR(VSCILLA AVG)
Ihr Brustbild mit Diadem, nach rechts.
Rückseite: (PVDICITI)A A(VG)
Die Pudicitia stehend, nach links, schlägt ihren Schleier zurück und hält ein Zepter.
Cohen IV, 1860, S. 249, Nr. 9. — Cohen V, 1885, S. 210, Nr. 16.

18. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,80 Gramm.
Vorderseite: HE(R.) (ETRVSCILLA A)VG
Ihr Brustbild mit Diadem, nach rechts.
Rückseite: (PVDICITIA A)VG
Die Pudicitia sitzend, nach links, verhüllt ihre Gestalt mit dem Schleier und hält ein Zepter.

Cohen IV, 1860, S. 249, Nr. 11. — Cohen V, 1885, S. 210, Nr. 18.

19. Aureus, durchlocht, ein Viertel erhalten. Gewicht: 1,70 Gramm.
Vorderseite: (ETRVS)CILLA AV(G)
Ihr Kopf mit Diadem, nach rechts
Rückseite: (P)VDI(CITIA AVG)
Die Pudicitia sitzend, sich das Antlitz mit ihrem Schleier bedeckend und ein Zepter haltend.
Cohen IV, 1860, S. 249, Nr. 11. — Cohen V, 1885, Nr. 18, S. 210.

20. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,95 Gramm.
Vorderseite: (HER.ETRVSCILLA) (A)VG?
Ihr Kopf, nach rechts, sichtbar.
Rückseite: P(VDICITIA?)
Fusshaltung und Gewandfalten passen eher zum Typus der Etruscilla als dem der Otacilia.

21. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,84 Gramm.
Vorderseite: (C. VALENS HOSTIL. MES. Q)UINTVS N. (C.)
Sein Kopf ohne Schmuck, nach rechts.
Rückseite: (PRINCIPI IVVE)NTVTI(S)
Hostilian im Soldatenrock stehend, nach links, hält ein Feldzeichen und eine Lanze.
Cohen IV, 1860, S. 261, Nr. 20. — Cohen V, 1885, S. 228, Nr. 33.

22. Aureus, ein Viertel erhalten. Gewicht: 0,85 Gramm.
Vorderseite: IMP CAE(S.M.ANT. GORDIANVS AVG)?
Rückseite: (PROVIDENTI)A AV(G)? Vgl. Nr. 1.

Die Datierung der Münzen bietet keine Schwierigkeiten. Aus den Münzbildern und den Umschriften geht die Identifikation mit den bereits bekannten Aurei grösstenteils einwandfrei hervor. Gleichzeitig geben die Porträte mit den auf der Rückseite der Münzen dargestellten Attributen den politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrund lebendig wieder[4]).

Die älteste Münze Nr. 1 (Taf. II, 1) zeigt auf der Vorderseite denmit dem Lorbeerkranz geschmückten Kopf des Kaisers Gordianus Pius, der von 238—244 regierte. Der von den Prätorianern auf den Thron erhobene Gordianus III. kämpfte gegen den persischen König Sapor in Syrien. Er wurde jedoch auf Anstiften des Praefectus praetorio Philippus Arabs, der übrigens semitischer Abstammung war, im Jahre 244 ermordet. — Die Rückseite der Münze zeigt die Providentia, also die Personifikation der Voraussicht oder Vorsorge, die in diesem Falle Zepter und Weltkugel hält. Oft erscheint die Providentia auch mit Füllhorn und Zepter oder Stab. Das sich selbst beigegebene Attribut der Vorsorge trifft insofern zu, als es Gordianus III. gelang, dem Römischen Reich nach vorangegangenen Wirren und Bürgerkrieg während einer Reihe von Jahren den Frieden zu geben. Die Fürsorge für Thron und Reich ist auch in der Weltkugel symbolisiert. — Letztere erscheint auf einem seltenen zweiteiligen Bronzemedaillon Gordians[5a]), das die bewegte Zeit der Soldatenkaiser reizvoll beleuchtet (Taf. III i). Die Umschrift: IMP CAES Marcus ANTonius GORDIANVS AVG. Vorderseite: Sein Brustbild mit Kranz, Panzer und Mantel; in der rechten Hand hält er eine kleine Viktoria auf der Weltkugel, in der Linken das Schwert. Rückseite: ADLOCVTIO AVGVSTI, d. h. Ansprache des Kaisers. Der Kaiser auf einer Estrade die davorstehenden Soldaten anredend, unter ihnen mehrere Fahnenträger; hinter dem Kaiser ein Offizier.

---

[4]) Friedr. Frhr. v. Schrötter, Wörterbuch der Münzkunde. Berlin und Leipzig 1930. — Bernhart, Handbuch zur Münzkunde der römischen Kaiserzeit. Halle 1926.

Die nächste Münze Nr. 2 (Taf. II, 2) schliesst unmittelbar zeitlich und in der Kaisernachfolge an die Kaisermünze Gordianus' III. an. Sie zeigt den mit dem Lorbeerkranz geschmückten Kopf des 204 nach Zw. in Arabien geborenen Marcus Julius Philippus, der „Araber" genannt (Philippus Arabs) und im Jahre 244 zum Kaiser gewählt wurde. Dieser schlug 245 die Karpen und nahm den Namen Carpicus, Germanicus und der Grosse an. Im Jahre 248 liess er das tausendjährige Bestehen Roms durch Sekularspiele feiern und in mannigfachen Darstellungen bildlich verewigen. Merkwürdigerweise ist aber das wichtigste Monument jener bedeutungsvollen Feier, ein Stück mit der vollen Jahreszahl ANno MILLesimo ET PRIMO, nicht von Philippus, sondern von seinem nach kurzem Widerstand beseitigten Gegenkaiser in Moesien, dem Pacatianus, geprägt (v. Sallet-Regling)[5a]). — Die Rückseite der Münze weist ausser der Beischrift Laetit. fundat (Laetitia fundata) die Frauengestalt der Freude auf, die linkshin steht und eine Schale und ein Steuer hält. — 249 wurde Philippus in Pannonien im Kampf gegen Decius von seinen eigenen Soldaten ermordet.

Die Münze Nr. 3 (Taf. II, 3) zeigt den Kopf der Gemahlin des Kaisers Philippus, der Marcia Otacilia Severa, mit einem Diadem. Die Kaiserin (Christin) soll wohl auch auf der Rückseite der Münze mit dem Bildnis der personifizierten Schamhaftigkeit, die meist wie hier sitzend dargestellt wird, charakterisiert und geehrt werden. Die typische Haltung der Keuschheit ist das Vorziehen des Schleiers vor das Gesicht. Der Kaiserin Otacilia huldigt ein schöner „Antoninianus", d. h. ein von Antoninus Caracalla eingeführter Doppeldenar[5]) aus Silber des Kaisers Philippus, mit der bezeichnenden Inschrift: De pia matre pius filius. Auf dieser Münze ist die Kaiserin mit ihrem Sohn Philippus dem Jüngeren dargestellt. — Wegen ihrer Eigenart und Schönheit bilden wir hier ein Bronzemedaillon[5a]) mit den Bildnissen der Familie des Philippus ab (Taf. III, k), was wohl um so mehr berechtigt ist, als uns die Münzen des Philippus und der Otacilia aus Stara Wies nur in Fragmenten hinterblieben sind. Die Umschrift des Medaillons lautet: Concordia Augustorum. Die Köpfe des Philippus, der das Brustbild der Kaiserin überschneidet, und der Otacilia blicken das Gesicht des ihnen zugewandten Sohnes Philippus an. Die Kaiser tragen Kranz, Panzer und Mantel, die Kaiserin Stephane (Stirnreif) und Gewand. Die Rückseite des Medaillons gibt zwischen der Umschrift Saeculares Augg eine lebensvolle Zirkusschilderung.

Die meisten Münzen unseres Hortfundes stammen aus der Regierungszeit des Nachfolgers von Philippus Arabs, des Kaisers Caius Messius Quintus Trajanus Decius, der 201 nach Zw. in der Burg Bubalie in Pannonien geboren wurde. Die Vorderseite der Münzen Nr. 4 und 5 (Taf. II, 4, 5) zeigt den Kaiserkopf mit Lorbeerkranz, während die Rückseite die Göttin des Sieges enthält. Die Viktoria schreitet als geflügelte Jungfrau dahin und hält Kranz und Palme. Da Victoria auf die älteste griechische Personifikation Nike zurückgeht, wurde sie sowohl bei den Griechen wie bei den Römern als selbständige Göttin aufgefasst und empfunden. Auf die sehr weitschichtige Umschreibung dieser Göttin muss hier verzichtet werden. Kaiser Philippus hatte Decius nach Pannonien gesandt; dieser liess jedoch Philippus durch die moesischen Legionen besiegen und töten (s. o.). 249 zum Kaiser ausgerufen, liess er der allgemeinen Christenverfolgung freien Lauf. 250 überschritten nun aber die Goten die Donau und fielen in Thrazien ein. Kaiser Trajanus Decius verfolgte die Goten nach der Donau hin, wurde aber in der Gotenschlacht bei Abricium im Jahre 251 geschlagen; er selbst kam in einem Sumpfe um. Es ist naheliegend, wenn wir aus dieser mehrfachen militärischen Begegnung des Decius mit den Goten gewisse Schlüsse auf Herkunft und Art unseres Hortfundes der Kaisermünzen ziehen.

[5a]) Alfred v. Sallet, Die antiken Münzen. Handbücher d. kgl. Museen zu Berlin, 1909. S. 112.—[5b]) Sallet a a. O. S. 113.

Die Münzen Nr. 6 und 7 gehören zu dem gleichen Typus. Auch ihr Münzherr war Kaiser Decius. Während auf der Vorderseite sein Brustbild mit dem Lorbeer und Panzer zu sehen ist, zeigt die Rückseite zwei verschleierte Frauengestalten, die Pannonien (inferior und superior) verkörpern. Jede blickt nach einer Seite und hält ein Feldzeichen in den Händen. Decius war, wie bereits erwähnt, von Philippus gegen Marius nach Pannonien gesandt worden, wo er sich 249 zum Kaiser ausrufen liess.

Auf den folgenden Münzen lässt der Kaiser andere Eigenschaften seiner Regierungszeit rühmen. So soll die Münze Nr. 8 (Taf. II, 8) den Überfluss, Abundantia, loben. Auf der Vorderseite erscheint wieder der Kaiser im Brustbild mit dem Lorbeerkranz und Panzer. Die Rückseite zeigt die Personifikation des Überflusses mit dem umgekehrten Füllhorn. Letzteres ist auch nichts anderes als das Symbol der Fülle und des Überflusses, die an der Fruchtbarkeit der Äcker, Gärten und Weinberge sichtbar werden. Der Kaiser nimmt also in sein Programm auf, dass seine Regierungszeit Überfluss an irdischen Gütern bringen möge. In der gleichen Richtung liegt der Sinngehalt des Münzbildinhaltes der im Typus gleichen Münzen Nr. 9 bis 13 (Taf. II, 9-13). Wieder bildet die Vorderseite den Kaiser Decius im Brustbild mit Lorbeer und Panzer ab. Die Rückseite schildert in Umschrift und Münzbild die Uberitas, also die Personifikation der Fruchtbarkeit, die einen Beutel (Börse) und ein Füllhorn in den Händen hält.

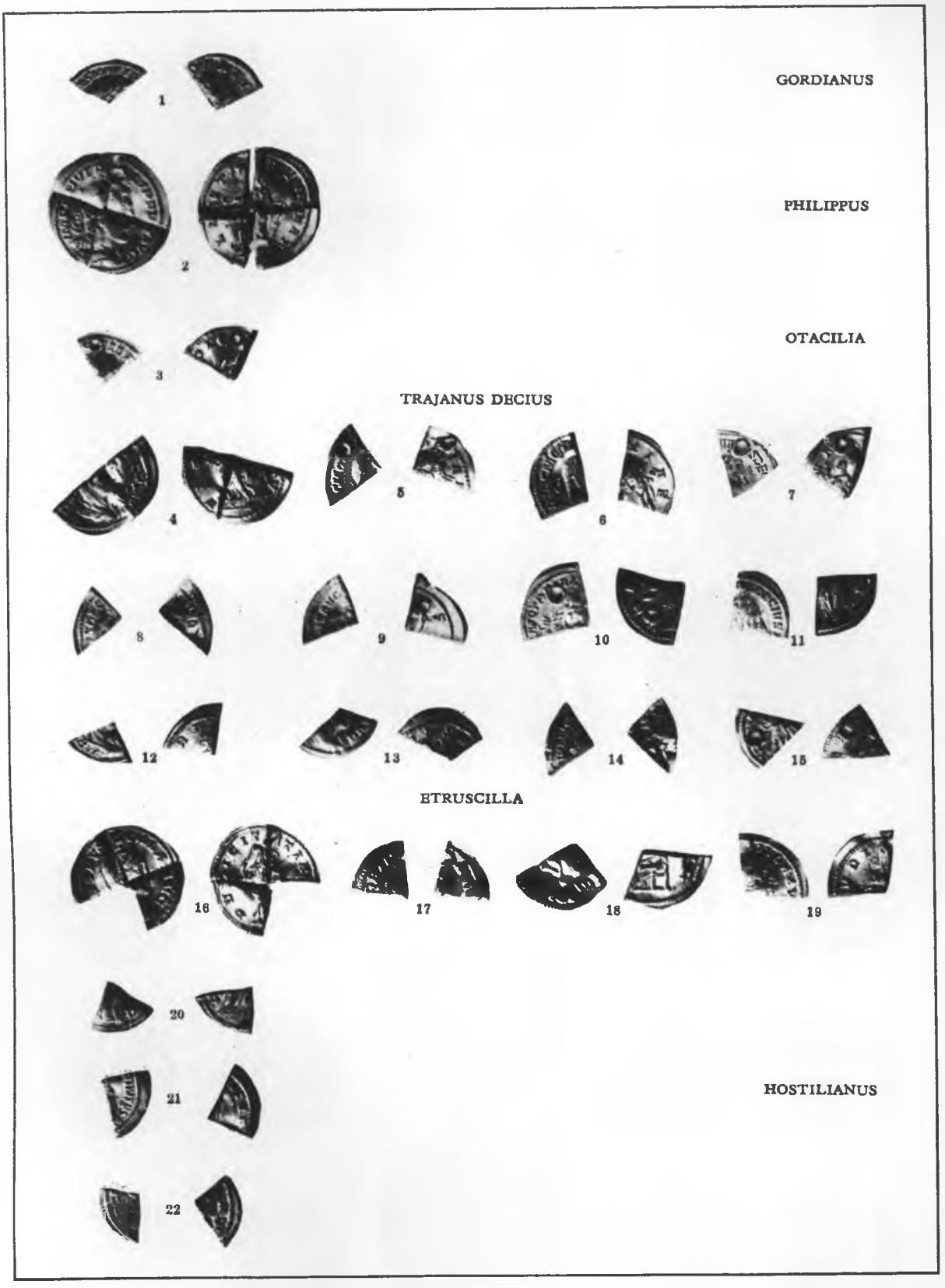
Die Münzen Nr. 14 und 15 lassen sich bisher nur insofern bestimmen, als sie von Kaiser Trajanus Decius stammen, was aus der jeweils bruchstückhaft erhaltenen Umschrift der Vorderseite einwandfrei hervorgeht. Bei Nr. 13 und 14 ist auch sein Brustbild mit dem Lorbeerkranz zu erkennen. Nr. 14 gehört wahrscheinlich zum Viktoria-Typus der Nr. 4. Dagegen ist Nr. 15 bisher nicht eindeutig zu entziffern. Auf allen hier vorhandenen Münzen blickt der Kaiser nach rechts.

Wie bei Kaiser Philippus enthält der Goldmünzhort auch neben Trajanus Decius' Münzen die dazugehörigen Aurei seiner Gemahlin, der Herennia Etruscilla, wie auf der Umschrift der Münzen Nr. 16 bis 20 (Taf. II, 16-20) zu lesen ist. Auf allen fünf Münzen sieht man ihr nach rechts gewandtes Brustbild; ein bisweilen auftretender Halbmond konnte nicht festgestellt werden. Die Münzen Nr. 16 und 17 gehören zu der gleichen Prägung, indem dort auf der Rückseite die Personifikation der ehelichen Keuschheit stehend dargestellt wird. Die Pudicitia schlägt hierbei ihren Schleier zurück und hält ein Zepter. Meist wird jedoch die Keuschheit wie auf den Münzvierteln Nr. 18 und 19 in sitzender Stellung wiedergegeben. Sie verhüllt ihre Gestalt mit ihrem Schleier und trägt ein Zepter in der Hand.

Die Münzserie wird nach den bisherigen Untersuchungen mit einer Münze des jüngsten Sohnes des Trajanus Decius, Cajus Valens Hostilianus Messius Quintus, abgeschlossen. Die Münze Nr. 21 zeigt auf der Vorderseite das Brustbild Hostilians ohne jeglichen Schmuck im Haar. Die Rückseite stellt Hostilianus im Kriegsgewand dar; stehend blickt er nach links und hält einen Stab und eine umgekehrte Lanze in den Händen. Im römischen Ritterstande gab es principes juventutis, und die späteren Kaiser stellten ihre Söhne gern als solche dar. Daher steht auf der Rückseite als Umschrift: PRINCIPI IVVENTVTIS. Wahrscheinlich regierte Hostilianus, der auf anderen Münzen auch mit Krone und Lorbeer dargestellt wurde, zusammen mit Trebonius Gallus, der ihn im Jahre 251 ermordete[6]).

---

[6]) Unsere Liste der Goldmünzen hat freundlicherweise Prof. Dr. Liegle vom Staatl. Münzkabinett zu Berlin durchgesehen und nach den Originalmünzen ergänzt, wofür besonders gedankt sei.



DER OSTGERMANISCHE GOLDMÜNZHORT RÖMISCHER KAISERMÜNZEN (AUREI) VON STARA WIES, KR. SOKOLOW

RÖMISCHE KAISERMÜNZEN UND GOLDMEDAILLONS: a—k PORTRAITFOLGE VON GORDIANUS BIS HOSTILIANUS; l—s GOLDMÜNZFUNDE AUS DEM WARTHE-WEICHSELRAUM (TAF.-NACHWEIS SEITE 40).

THE POLISH INSTITUTE AND
SIKORSKI MUSEUM.
366/1

Das restliche Münzviertel Nr. 22 lässt sich wegen der wenig erhaltenen Buchstaben der Umschrift bisher kaum identifizieren. Am ehesten ist an einen Gordianus wie bei Nr. 1 zu denken[7]).

FUNDART

Schon die Fundumstände hatten auf den Charakter eines Schatz- oder Hortfundes schliessen lassen. Wie die Art der Niederlegung der Goldmünzen ein bestimmtes, bisher wenig bekanntes Brauchtum der ostgermanischen Besitzer des Hortes erkennen lässt, so ist Art und Zustand der überlieferten Münzen der Ausdruck für einen höchst merkwürdigen Brauch, der für diese Zeit, also die spätrömische Kaiserzeit, die wir mittlere Grossgermanenzeit nennen, bisher bei Goldmünzen wohl völlig unbekannt ist. Auch in der Völkerwanderungszeit, in der unser Hort möglicherweise erst in die Erde gelangt sein kann, ist dieser Brauch, nämlich die Münzen zu zerschneiden oder zu zerhacken und in diesem Falle „Hackgold" herzustellen, nicht bekannt.

Bolin[8]) spricht gelegentlich nur einmal von zerbrochenen römischen Münzen; Regling[9]) erwähnt jedoch eine Gruppe von antiken Münzen, die er sogar als die zahlreichste aller antiken halbierten Münzen bezeichnet. Das sind die in Germanien und der Nachbarschaft gefundenen römischen und römisch-gallischen Kupfermünzen. Für diese Münzengruppe wie für die Mehrzahl der halbierten republikanischen kupfernen Asse, die z. T. aus Münzschätzen stammen, und schliesslich auch für die halbierten und geviertelten mittelalterlichen Silbermünzen gibt Regling die Erklärung, man habe durch die absichtliche Halbierung, Viertelung oder andere regelmässige Teilstücke ergebende Zerteilung in erster Linie dem Mangel an kleinen Wertstufen abhelfen wollen. Andererseits lässt er in Einzelfällen ganz andere Sitten als Erklärung gelten. Ehe wir auf diese eingehen, wollen wir anderer sehr früher Zerteilungen gedenken. Die geschilderten Zerteilungen knüpfen an die Aufteilung der Wertstufen an. Vorhergegangen ist aber die Gewohnheit, Metall nach Gewicht zu zerhacken oder zu zerschneiden. Diese Gewohnheit beginnt in der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas, wie aus Bronzehortfunden mit „Hackbronze" hervorgeht. In Assur[9]) gab es Hackblei; ebendort und z. B. im Hettitergebiet um 800 vor Zw. benutzte man Hacksilber. Griechisches Hacksilber mit zerhackten Münzen erschien um 500 vor Zw. in Ägypten. Wurde geprüftes Silber zum Zeichen seiner Metallgüte gestempelt, so war man auf dem Wege zur Geburt der Münze. Aber das über tausendjährige Bestehen der Münze ging im Mittelalter über weite Räume des Ostens und Nordens verloren. Man kehrte zu der urtümlichen Verwendung vorgewogenen Metalls als Geld zurück. Das gilt für das weitverbreitete Hacksilber[9]) um 1000 nach Zw. Die vielfach in Ostdeutschland, im Generalgouvernement[10]), im ehemaligen Russland und in Skandinavien geborgenen Silberschätze bestehen aus zerhackten und zerschnittenen Schmuckstücken wie Ohrgehängen u. a. und Silbermünzen. Die von Arabien, Mesopotamien und im ganzen Ostraum eingehandelten Waren wurden mit zugewogenem Hacksilber bezahlt.

---

[7]) Gerade weil in diesem eigenartigen „Hackgold"-Münzhort die Porträte der vertretenen Kaiser und ihrer Gemahlinnen bildmässig zerschnitten und daher schwer erkennbar und weniger eindrucksvoll sind, sehe ich mich berechtigt, die geschlossene Porträt-Folge von Gordian III. bis Hostilian nach anderen, gut aufgenommenen, wohlerhaltenen Münzen im Bild (Taf. II a—h) vorzulegen. — Das sind nach F. Imhoof-Blumer, Portäitköpfe auf römischen Münzen der Republik und der Kaiserzeit. 2. Aufl. Leipzig 1892. — Dort Taf. III, 74—81. Hier Taf. IIIa Gordianus III. auf Goldmünze (Cohen, 1860, IV, S. 134, Nr. 79).

[8]) Sture Bolin, Fynden av romerska mynt i det fria Germanien. Lund 1926. — Sture Bolin, Die Funde römischer und byzantinischer Münzen im freien Germanien. In: 19. Bericht der Römisch-german. Kommission 1929, Frankfurt a. M. 1930. S. 86—145.

[9]) K. Regling, Halbierte Münzen. In: Schrötter a. a. O. S. 251; Hacksilber S. 248/49. — A. Suhle, Zerschnittene Münzen. In: Schrötter a. a. O. 755/56.

[10]) R. Jakimowicz, O pochodzeniu ozdób srebrnych, znajdowanych w skarbach wczesnohistorycznych. In: Wiad. Arch. Bd. XII, 1933. S. 103 ff. — H. A. Knorr, Die Hacksilberfunde Hinterpommerns, der Grenzmark und der Neumark. In: Mannus-Zschr. Bd. XXVIII, 1936. S. 160—229.

Islamische (kufische) und byzantinische Münzen wurden allmählich von den europäischen Silbermünzen in diesen Schätzen, also auch im damaligen Gebrauch, abgelöst. Erst im 12. Jhdt. verwendet man im Nordosten die Münze wieder als Geld. Später gab es nochmals „Hälbinge".

Selbst der Gedanke soll hier erwähnt werden, dass nach dem merkwürdigen Zerhacken die Goldmünzen gar erst im Mittelalter in die Erde gelangt sein könnten. Es kommen ja tatsächlich in Hacksilberfunden vereinzelt auch römische Münzen vor, aber doch immer so, dass Hacksilber die Menge der Münzen bildet. Es müsste in dem sehr unwahrscheinlichen Falle doch etwas Hacksilber vertreten sein. Ausserdem spricht natürlich die geschlossene Kaiserfolge der Aurei und die Niederlegung gerade in einem Brandgräberfeld der Kaiserzeit dagegen.

Nach der Überschau dieser aus Zweckmässigkeitsgründen entstandenen Gewohnheiten, um entweder kleinere Geldwerte zu erlangen oder um lediglich zugewogenes Rohmetall als Geld zu benutzen, muss der Blick auf das „Hackgold" von Stara Wies lehren, dass diese Gründe hier nicht zutreffen können. Die bei den meisten Aurei vorhandene Durchlochung beweist, dass die Münzen schon vor ihrer Zerschneidung nicht mehr als Geld benutzt worden sind, sondern nach germanischem Brauche als Anhänger in der Art der Medaillons getragen wurden. Ihre Durchbohrung ist übrigens recht derb und grob. Auch ist sie oft nicht regelmässig in der oberen Mitte angebracht. — Die Viertelung ist ebenfalls höchst regellos und ungleichmässig ausgeführt worden. Man hat also auch keineswegs an die Herstellung von untergeteilten Geldwerten gedacht. Bliebe also noch übrig, dass man die Aurei-Viertel nur als Rohgold gewichtsmässig hätte im Handel benutzen wollen, was ich für unwahrscheinlich halte.

Vielmehr scheint ein unerklärter indogermanischer Brauch vorzuliegen, nach dem der Besitzer des Goldhortes die Münzen zerschnitt, ehe er sie der Erde anvertraute. Das berührt die Frage nach dem Charakter des Fundes überhaupt. Oben betonte ich schon, dass es sich wohl kaum um einen Grabfund handeln kann, denn es wurden weder Leichenbrandreste noch Skelettreste oder von diesen verfärbter Sandboden beobachtet. Wenn man annehmen möchte, dass die Stakenlöcher zu einem Totenhaus gehört hätten, so müsste dieses sehr eng und in weiterer Erstreckung zu sehen gewesen sein. Die in den Grund der Pfostenlöcher gestreuten Münzviertel wären dann als bei den Indogermanen übliches Bauopfer aufzufassen, hätten also mit dem Grabcharakter auch nur mittelbar etwas zu tun.

Sollte man andrerseits an ein leeres Grab, eine Art Kenotaphion oder Scheingrab denken, so würde es sich um eine Selbstausstattung für das Jenseits handeln. In diesem Falle wäre also der kostbare Inhalt in die Pfostenlöcher regelrecht verteilt worden. Eine Vorwegnahme des Charonspfennigs kommt nicht in Frage, weil dieser Obolos meist als Einzelmünze und diese in ganzem, unzerteiltem Zustande mitgegeben wurde.

Erwägen wir kurz, ob es sich in Stara Wies um einen Siedlungsfund handeln kann. In diesem Falle hätten wir zweifellos Hausreste in Gestalt von stärkeren Pfostenlöchern, eine Herdanlage, unter Umständen auch Lehmhüttenbewurf u. a. finden müssen. Innerhalb von Haus und Siedlung wäre bei der Verteilung der Münzen in einzelne Stakenlöcher der Fund auch als Bauopfer aufzufassen. Obwohl wir aber einen Hausbau nicht nachweisen konnten, bleibt zweifellos der Opfergedanke bestehen[11]).

[11]) Ein Hausschatz müsste innerhalb des Hauses, womöglich unter dem Herd, oder in einem Nebengebäude (Speicher!) zu finden sein. Auch dürfte der Wert des Fundes als „Hausopfer" zu hoch sein. Dr. Hufnagel-Beuthen teilt mir brieflich mit: „Sollte die Deutung eines Totenhauses wegen der Pfostenlage unmöglich sein, dann kann es sich um den Hausschatz eines Lehnsherrn handeln, der mit diesem ‚Kaisergold' (Beowulf, 1. Teil) seine Mannen

Opfer und Weihegabe lassen sich in ihrer Deutung in diesem Falle schwer trennen. Natürlich könnte man wie Hufnagel lediglich an ein Versteck denken, bei dem die Pfosten oder Staken aus der Erde ragten, um die Punkte der Niederlegung des Goldes festzulegen, damit man bei vorübergegangener Gefahr oder nach Rückkehr des Besitzers die Vergrabungsstellen mühelos finden würde. Dann wäre aber eine regellose Verteilung im Boden wohl unauffälliger und damit sicherer als die Anordnung im Halbkreisbogen. Fassen wir die Niederlegung in dieser Form als rituell gewollt auf und nehmen wir hinzu, dass die zerschnittenen Münzen nicht mehr dem Geldverkehr gedient haben, sondern vielleicht genau so „geopfert" werden sollten wie zerbrochene und verbogene Waffen der Germanen, die nicht mehr ihre ursprüngliche Funktion in unrechten Händen ausüben sollten, so stehen wir jedenfalls vor einem Hort oder Schatz, den ein ostgermanischer Edler niedergelegt hat. Die Niederlage eines Schatzes innerhalb eines Friedhofes findet man oft. Das bestätigt nur den Charakter des Fundes als Opfer oder Gabe in geweihter Erde[12]).

Dass es sich bei einer solchen Goldmenge von fast 34 (genau 33,97) Gramm bereits um einen „Schatz" handelt, erläutert Bolin[13]). Schatz allgemein ist einmal eine zusammengefundene Menge von Münzen oder „besser der Wert des Fundes". Nicht das ist ein Schatz, was für den Finder als solcher erscheint (Quellenfunde u. a.), sondern was dem ehemaligen Besitzer und Eingräber als Schatz galt und was er meist absichtlich vergrub. Je nach der Metallart der Münzen genügen mehr oder weniger Münzen, um für den vormaligen Besitzer einen Schatz zu bedeuten. Da nun Goldmünzen immer einen hohen Wert gehabt haben, ist bereits eine einzige Goldmünze als ein Schatz anzusehen! So war doch ein Aureus der nachneronischen Zeit im Römischen Reich 25 Denare aus Silber wert. Derselbe Münz- oder auch Metallwert (Gold) in Silbermünzen gefunden, würde also auch ohne weiteres als Schatz zu gelten haben. Ähnliches trifft für den Solidus, ein Goldstück, das Konstantin der Grosse schuf, zu. So wäre ein goldener Münz-Einzelfund ein Schatz; trotzdem trifft Bolin bis auf weiteres die Vereinbarung, geschlossene Funde mit mehr als fünf Goldmünzen unter den Schätzen aufzuführen. Auch in diesem Falle gehört natürlich der Goldmünzhort von Stara Wies zu den Schätzen. Im deutschen Schrifttum ist das Wort Schatz durch den aus der germanischen Mythologie bekannten Begriff Hort ersetzt worden. Von Eggers[12]) wird er als übergeordnete, allgemeine Bezeichnung verwendet, wie auch alle indogermanischen Verwahrfunde (früher Depotfunde) jetzt Hortfunde genannt werden.

Man hätte nun natürlich keine Münzhorte vergraben können, wenn in Germanien nicht tatsächlich Münzen vorhanden gewesen wären. In Ostgermanien insbesondere, wie zumeist im freien Germanien überhaupt, sind nur vereinzelte römische Händler im Lande gewesen. Die

---

belohnte oder ‚löhnte' und als sicherstes Versteck dafür die Erde ansah. Ein ähnlicher Ausdruck kommt im Hildebrandlied vor, wo ‚Kaiserringe' (Ringgold) nach Much (Mitt. Anthropol. Ges. Wien IX) aus umgeschmolzenen Kaisermünzen verschenkt wurden. Ebensogut wie der König aber Teile von Goldringen an seine Männer verteilte (wie im Beowulf), kann er auch Teile von Münzen, ohne sie umschmelzen zu lassen, verschenkt haben. Für die Trennung des Münzfundes in einzelne Gruppen habe ich bereits mehrere Belege. In Lichtenforst, Kr. Cosel, war der ganze Münzfund an zwei, in geringer Entfernung voneinander liegenden Stellen vergraben. Die Münzen, von zum grössten Teil bisher unbekannter Prägung, entsprechen sich in beiden Einzelfunden völlig, so dass sie als ein einziger Fund betrachtet werden müssen. Z. B. auch als Vergleich Mackmyra. In: Fornvännen, Jg. 1931, S. 218. — Es handelt sich dabei lediglich um eine Sicherheitsmassnahme. — Obwohl ich in meinem Material Angaben von Tausenden europäischer Münzfunde beisammen habe, konnte ich noch keine Parallele zu Ihrem Münzfund von Stara Wies finden. Er steht also offenbar wirklich einzig da."

[12]) Hierzu zuletzt auch H. J. Eggers: Das römische Einfuhrgut in Pommern = Beiheft z. Erwerbungs- u. Forsch.-Ber. d. Pomm. Landesmuseums Stettin 1940. S. 30/31. — Vorher darüber H. Seger in: Altschlesien, Bd. 2, S. 155 f. und E. Petersen: Germanische Besiedlung zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit. In: Mannus-Zschr. Bd. XXVIII, 1936. S. 65: Das Vergraben von Schätzen geschah demnach mit voller Absicht zu Lebzeiten des Besitzers in Befolgung des in der Ynglingensage überlieferten Gesetzes Odins, dass jeder mit so reichem Besitz nach Walhall kommen solle, wie auf seinem Scheiterhaufen bei ihm gewesen sei; auch die von ihm zu Lebzeiten vergrabenen Schätze sollten dann sein eigen sein.

Münzen waren, wie die Siedlungs- und Grabfunde beweisen, vorwiegend im Besitz der germanischen Stammesangehörigen selbst (vgl. S. 32).

Die Niederlegung von Schätzen führt nun Bolin[14]) im allgemeinen auf kriegerische Ereignisse zurück, was sicherlich bisweilen zutrifft, aber nicht als Regel gelten kann. Denn damit würde man dem Schatzplatz nur den Zweck eines Versteckes oder Verwahrortes zubilligen und die bisher wenig erforschten, aber vorhandenen Anzeichen eines germanischen Brauchtums völlig übersehen. Aber schon das einfache Vorhandensein von römischen Münzen und anderen Wertsachen zwingt uns, die Verteilung der Münzfunde in Verbindung mit der germanischen Besiedlung zu betrachten.

VERGRABUNGSZEIT UND STAMMESZUGEHÖRIGKEIT

Die Frage nach der Zeitstellung des Goldmünzhortes von Stara Wies kann wiederum nur im Vergleich mit den Besiedlungsvorgängen und etwa mit der Münzverbreitung beantwortet werden. Der Goldmünzhort lässt sich nach der Prägezeit einwandfrei datieren, da die Münzen den einzelnen Kaisern von Gordianus III. (238—244) bis zum Kaisersohn Trajans Decius' (251 nach Zw.) zugehören. Die Schlussmünze ist also auf 251 n. Zw. zu datieren. Sie gibt naturgemäss den terminus post quem für die Vergrabungszeit des Goldhortes. Es erhebt sich nun die schwierige Frage, wann der Hort in die Erde gelangt sein wird. Dass dies nicht unmittelbar nach 251 erfolgt sein wird, leuchtet ein. Sehr wohl kann der Goldhort im Laufe der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts der Erde anvertraut worden sein. Das ist die am frühesten mögliche Niederlegungszeit.

Abb. 3. Die Verbreitung der römischen Horte und einzelnen Goldmünzen in Deutschland. Nach Bolin mit Ergänzungen im Weichselraum.

[13]) Bolin, 19. Ber. d. Römisch-Germ. Komm. 1929 (30). S. 93 ff.
[14]) Bolin a. a. O. S. 97.

Halten wir Umschau nach den Münzfunden des 3. Jahrhunderts, wie sie hauptsächlich auf Bolins[15]) Karte (Abb. 3) erscheinen. Beachten wir zunächst nur die Goldhorte aus der Zeit um 250 nach Zw. (bei Bolin von 238—282), so ist der westlichste der von Thüngersheim[16]), Unterfranken (Bayern). Es scheint sich um keinen überzeugenden Schatz zu handeln; acht Aurei verteilen sich mit je einem auf Antoninus Pius (durchlocht) und Faustina II (durchlocht) und auf die „Schlussmünzen": Fünf Gallienus (davon 3 geöhrt), der mit 268 nach Zw. abschliesst. Der nächste, mitteldeutsche Goldhort lag in Öchlitz[17]), Kr. Querfurt, mit etwa zwölf Aurei, von denen leider nur eine Münze bestimmt ist, was für die Festlegung der Vergrabungszeit nicht ausreicht. Dieser alte Fund (1823) enthielt als einzige bekannte Münze einen Aureus von Gordinian III., wie ein solcher auch in Stara Wies vorliegt. Damit wird die Eintragung von Öchlitz als Schatzfund in die Karte des 3. Jahrhunderts ein wenig gestützt. Da den beiden Zusammenfunden gewisse Mängel in der Überlieferung anhaften, ist unser Goldhort von Stara Wies unvergleichlich besser. Ausserdem scheint er der einzige bisher völlig gesicherte Goldhort des 3. Jahrhunderts nicht nur im Osten, sondern im ganzen freien Germanien zu sein. Aus dem 2. Jahrhundert kannte übrigens Bolin bis 1930 keinen Goldhort.

Blicken wir nun auf das Weichselmündungsgebiet und Ostgermanien überhaupt, so erscheinen rechts der Weichsel nur ein Silberhort und zwei einzelne Goldmünzen (Einzelfunde). Die Goldmünzen liegen in Ladekopp[18]), Kr. Marienburg — wieder ein Aureus von Gordian III., als Anhänger benutzt — und in Gr. Waplitz[19]), Kr. Stuhm, wo ein Aureus von Postumus (258—67) geborgen wurde. Damit sind nach Bolins Karte und Liste die Goldmünzen des 3. Jahrhunderts östlich der Weichsel erschöpft. Westlich der Weichsel erwähnen wir nur aus dem Warthegau den Einzelfund des Aureus von Victorinus (265—67) aus Juncewo[20]), Kr. Znin, und den Einzelfund des Aureus von Alexander Severus (222—235) aus Zlotowo[21]), Kr. Strelno. Der einzige östlich der Weichselmündung hier noch kartierte Silberhort stammt von Schäferei[22]), Kr. Pr. Holland. Er beginnt zwar mit Vespasian u. a., enthält aber dann je einen Antoninianus von Gordianus III., von Philippus I., von Herennia Etruscilla und von (Trebonianus) Gallus (251 bis 53). Diese Schlussmünze stellt den Silberhort etwa in die gleiche absolute Zeit wie den Goldhort von Stara Wies (251).

---

[15]) Bolin a. a. O. S. 120.

[16]) Bonner Jahrbücher 80, S. 238; 82, S. 212. — Anz. d. german. Nationalmus. Nürnberg 1885, S. 213. — Mitt. d. Mus. Ver. f. vorgesch. Altert. Bayerns, H. 10, 1886. S. 7 f. — Köstler, Handb. d. Kgr. Bayern. München 1895/96. S. 115. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (47). — Bolin, 19. Ber. a. a. O. S. 119. Es soll sich wirklich um einen „Schatzfund" handeln, der beim Baggern im Mainsand zum Vorschein kam. Als 8. Münze wird noch eine von Saloninus († 266), Sohn von Galliens Gemahlin Salonina, genannt.

[17]) Jahresber. Verh. d. Thür.-sächs. Ver. f. Altert, Naumburg 3, 1823, S. 66. — Zeitschrift f. vergl. Erdk. 1, 1842, S. 388. — Götze-Höfer-Zschiesche, Die vor- u. frühgesch. Altert. Thüringens, Würzburg 1909, S. 77, — Zeitschr. f. Num., Berlin. 29, 1912. S. 251. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (54). — Bolin, 19. Ber. a. a. O. S. 108.

[18]) Amtl. Ber. d. Westpreuss. Prov. Mus. Danzig 1885, S. 11. — Lissauer, Die prähist. Denkm. d. Prov. Westpreuss. Leipzig 1887. S. 152, — Schwandt, Westpreuss. Münzfunde. In: Festschr. z. 15. Dt. Geogr. Tag, Danzig, S. 5. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (101).

[19]) Bolin, Fynden a. a. O. S. (103). — Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. La Baume, Königsberg, ist wahrscheinlich bei der Ausführung der Atlas-Karte Nr. 9 in Engel - La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preussenlande, 1937, ein Irrtum bei der Signatur für Gr.-Waplitz unterlaufen. Ebenso muss im Textband im Fundortverzeichnis zur Atlaskarte 9 auf Seite 266 Gr.-Waplitz als Hortfund gestrichen werden. Tatsächlich ist von dort nur ein Einzelfund, aber kein Schatzfund festzustellen.

[20]) Zeitschr. d. Hist. Ges. Posen. 4, 1889 S. XXI. — L. Fredrich, ebenda Jg. 24, 1909. S. 208. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (89).

[21]) C. Fredrich, ebenda Jg. 24, 1909. S. 215. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (89).

[22]) R. Dorr, Übersicht ü. d. prähist. Funde im Stadt- und Landkreis Elbing. In: Programme d. Elb. Realgymn. 1894. S. 63, — R. Dorr, Führer durch die Samml. d. Städt. Mus. zu Elbing. 1903. S. 39. — E. Hollack, Erläut. z. Vorgesch. Übersichtskarte von Ostpreussen. Berlin/Glogau 1908. S. 141. — Bolin, Die Funde römischer u. byzantinischer Münzen in Ostpreussen. In: Prussia H. 26 (1922/25), 1926. S. 235.

Neu hinzugekommen sind zwei Gold-Einzelfunde im Raume des heutigen Generalgouvernements: In Skroniów[23]), Kr. Jędrzejów, lag ein Aureus von Diokletian (284—305) und in Kazimierza Wielka[24]), Kr. Miechow, fand sich ein Aureus von Gallien (253—268). Beide Fundplätze liegen nordöstlich bzw. nördlich von Krakau. Eine ganze Reihe neuer Silberhortfunde und Denar-Einzelfunde aus diesem Gebiet sind im 2. Jahrhundert geprägt und gehören infolgedessen nicht zu dieser Aufzählung. Aber schon die beiden obengenannten Fundorte ergänzen das Kartenbild im oberen Weichselraum (Abb. 3).

Mögen nun auch in Ostpommern[25]) und Ostpreussen[26]) (einschl. Westpreussen) wie im ehemaligen Polen vereinzelte Goldmünzfunde in den letzten 10 Jahren hinzugekommen sein[27]), die listenmässig noch nicht veröffentlicht sind, obwohl die Ausbreitungskarten (Abb. 4 und 5) schon vorliegen, so wird sich an der Hauptbeobachtung Bolins[28]) nicht vorübergehen lassen, dass sich für die Silber- und Goldmünzen des 3. Jahrhunderts ein Landgürtel beobachten lässt, der sich vom südwestlichen Germanien über Mitteldeutschland nach Schlesien, dem Warthegau und West- und Ostpreussen verfolgen lässt. Dieser Gürtel wird jetzt durch den Goldhort von Stara Wies geradezu nach Osten fortgesetzt. In diesem Raum des breiten Münzfundstreifens erblickt nun Bolin eine durch den Aufbruch der Burgunden verursachte Bewegung von Stämmen. Er bezieht diese vornehmlich auf Burgunden und Vandalen; letztere haben sich jedoch um diese Zeit an Fernzügen noch nicht beteiligt. Der Ostwestzug der Burgunden trifft aber zu. Kaiser Probus begegnete ihnen im Südwesten; dazu sind seine Münzen die letzten, die in der obenerwähnten Gruppe von einzeln gefundenen Goldmünzen vertreten sind (Bolin). Nach den neuen Forschungen von Bohnsack[29]) wurden tatsächlich die Burgunden von den eintreffenden Goten unterworfen oder abgedrängt. Vom ausgehenden 2. Jahrhundert bis zur Mitte des 3. Jhdts. gewannen sie den unteren Oderlauf von der Netze bis zur Neisse. Zu diesem Kerngebiet gehören die Nieder- und Oberlausitz. Diese Gaue fügen sich in den beobachteten Münzfundgürtel ein.

Ein den Burgunden feindlicher Nachbarstamm erhält aber für unseren Goldmünzhort ein besonderes Gewicht, um so mehr als sich im Weichselmündungsgebiet die Münzfunde, insbesondere diejenigen des 3. und 4. Jahrhunderts, häufen: Das sind die Goten und Gepiden. Nach den neuen Untersuchungen von Schindler[30]) sind besonders um 200 nach Zw. die Goten und um 350 die Gepiden nach dem Südosten aufgebrochen und haben die anderen ostgermanischen Nachbarn wie hauptsächlich die Ostvandalen beunruhigt. Sie müssen sich sogar zwischen ihnen zeitweise angesiedelt und die Vandalen z. T. gotisiert und gepidisiert haben. Dieser Vorgang[34]) lässt sich heute noch nicht aus einer gotisch-vandalischen Besiedlungskarte klar ablesen, geschweige aus einer Münzverbreitungskarte, die für die Gebiete östlich der Weichsel bisher fehlt. Aber der Inhalt

---

[23]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XVII, 1935. S. 91.

[24]) L. Piotrowicz, ebenda XIX, 1937, S. 78.

[25]) Eggers a. a. O. Karte S. 27; S. 31 ff.

[26]) C. Engel und Wolfg. La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preussenlande. Atlas d. ost- und westpreuss. Landesgesch. Hrsg. v. E. Keyser. Mit Erläuterungen, Königsberg 1937. Atlas-Karte 9. S. 156 ff.

[27]) Bei Eggers a. a. O. S. 31 ff. sind in Pommern keine Goldmünzhorte des 3. oder 4. Jhdts. hinzugekommen. Dagegen folgender Einzelfund: Gross-Linichen, Kr. Dramburg, mit einer Goldmünze als barbarische Nachprägung eines Aureus der Julia Domna († 217), Gemahlin des Septimius Severus. Auch bei Kunkel, Balt. Stud. N. F. 40, 1938. S. 330. Anm. 54 mit Abb.

[28]) Bolin, Fynden a. a. O. Karte S. 237. — Bolin, 19. Ber. a. a. O. S. 119—122.

[29]) Dietrich Bohnsack, Die Burgunden. In: Vorgesch. d. deutsch. Stämme. Hrsg. v. H. Reinerth, Leipzig/Berlin 1940. Bd. 3. Ostgermanen u. Nordgermanen. S. 1033 ff.; S. 1114, Karte Abb. 238.

[30]) Reinhard Schindler. Die Besiedlungsgeschichte der Goten und Gepiden im unteren Weichselraum = Quellenschr. z. ostdeutsch. Vor- und Frühgesch. Bd. 6, 1940. S. 112 f.; Karten 6—8. — Allgemeines bei Gogo Müller — Kuales, Die Goten. In: Vorgesch. d. deutsch. Stämme. Hrsg. v. H. Reinerth. Leipzig/Berlin 1940. Bd. 3. Ostgermanen u. Nordgermanen. S. 1149 ff.; S. 1260 ff. (Gepiden). — Ferner: W. Radig, Die Vorgeschichte des ostdeutschen Lebensraumes. In: Die Burg. Jg. 2, 1941. H. 1. S. 5—24.

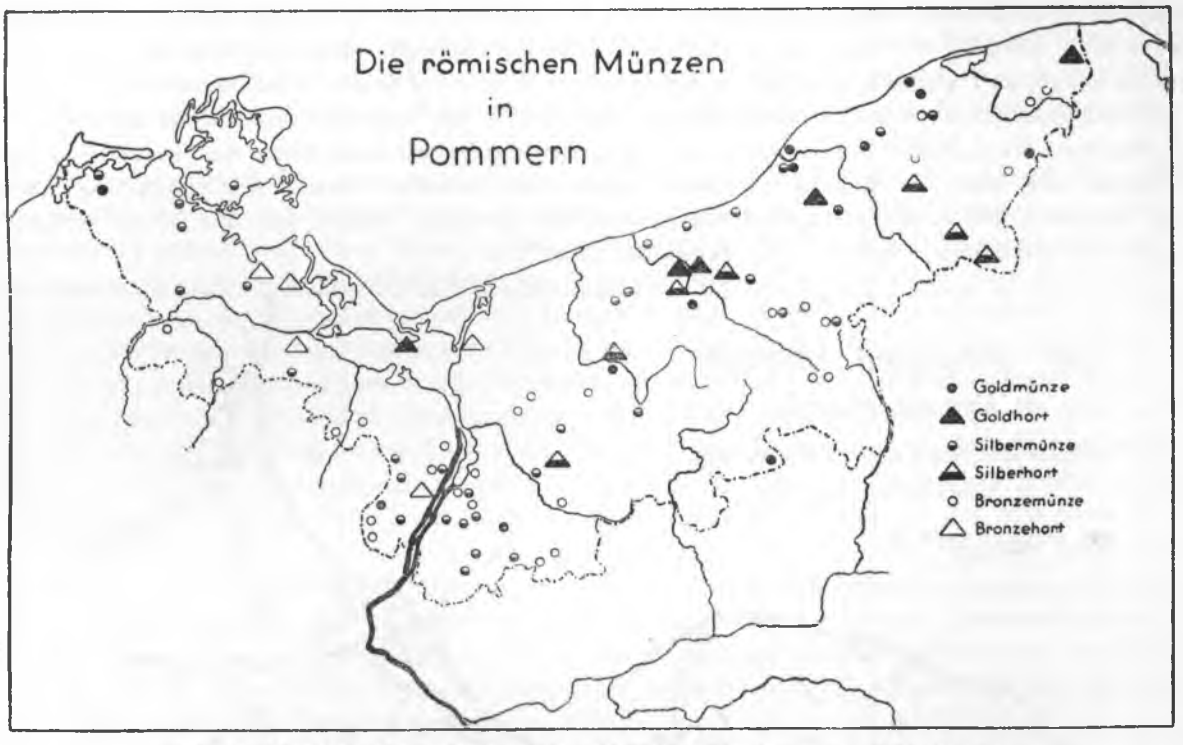


Abb. 4. Die Verbreitung der römischen Münzfunde in Pommern. Nach Eggers.

des Goldmünzhortes von Stara Wies mit der Fülle der Decius-Münzen und der übrigen Münzen, die sich geschlossen um Decius gruppieren, wirft ein Schlaglicht auf den möglichen geschichtlichen Zusammenhang mit den Goten.

„In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts melden sich an der unteren Donau wie an der oberen und am Rhein neue Volksscharen, dort die Goten, hier die Alemannen und Franken, und pochen an die Pforten des Römerreiches. Zuerst gelingt der Einbruch an der Mündung des Donaustromes: Die Standlager der Legionen werden überrannt oder seitwärts liegengelassen, blühende Städte der Balkanhalbinsel, wie Istros, Philippopel, Saloniki, belagert und zum Teil erobert. Mit reicher Beute beschwert, will der Gotenzug das nördliche Heimatland wieder erreichen, als ihm der schnell herbeigeeilte Kaiser Dezius den Weg verlegt. Aber er erliegt dem Schwerte des Goten Kniva und lässt Sieg und Leben, 251 n. Chr. Gewaltigen Eindruck hat diese Niederlage gemacht: Es war das erstemal, dass ein Kaiser in der Schlacht gegen die Barbaren (römischer Name für alle Nichtrömer) gefallen war — und gewaltig waren die Folgen des Sieges. Nicht nur, dass Dacien dauernd dem Römerreiche verlorenging und die Barbaren von jetzt an in der Balkanhalbinsel fast 20 Jahre lang kamen und gingen, als wären sie hier schon die Herren, so dass man vor ihnen wie weiland vor Xerxes die Thermopylen zu sichern nötig fand, sondern auch in den Ländern östlich und westlich von der Balkanhalbinsel schlugen damals die Wogen weit in das Römerreich hinein“ (J. Kromayer)[31]).

Wenn wir den ostgermanischen Besitzer des Goldhortes mit diesen kriegerischen Ereignissen unmittelbar in Verbindung bringen, so kann der Hort natürlich nicht vor dem Auszug der Goten zu diesen Kämpfen mit Decius niedergelegt worden sein, also auch nicht als Versteck für den Auswanderer, der später nach Rückkehr den Hort wieder bergen wollte, aufgefasst werden. Dagegen ist es sehr gut möglich, dass ein Teilnehmer an den Kämpfen in seine nordöstlich

[31]) L. M. Hartmann und J. Kromayer, Römische Geschichte. Gotha 1919. S. 174/75.

gelegene Gotenheimat zurückgekehrt ist und den Hort als Kriegsbeute mitgebracht hat. Wenn hier auch kein Soldgold wie anderwärts in Frage kommt (germanische Söldner im römischen Dienst), so wäre auch an Tributgeld zu denken; wissen wir doch, dass die Römer sich bisweilen den Frieden an ihren Reichsgrenzen mit Tributzahlungen erkauften[32]). Als Vergrabungszeit käme nach diesen Ereignissen die 2. Hälfte des 3. Jhdts. in Frage. Erwähnten wir doch oben, dass inzwischen die Münzen auch noch als Anhänger benutzt worden sein müssen — Grund der Vergrabung wäre ein Aufbruch der Goten nach dem Schwarzen Meer gewesen, wenn wir nur den Versteckgedanken festhalten würden (s. u. Vandalen, Jahn[33]).

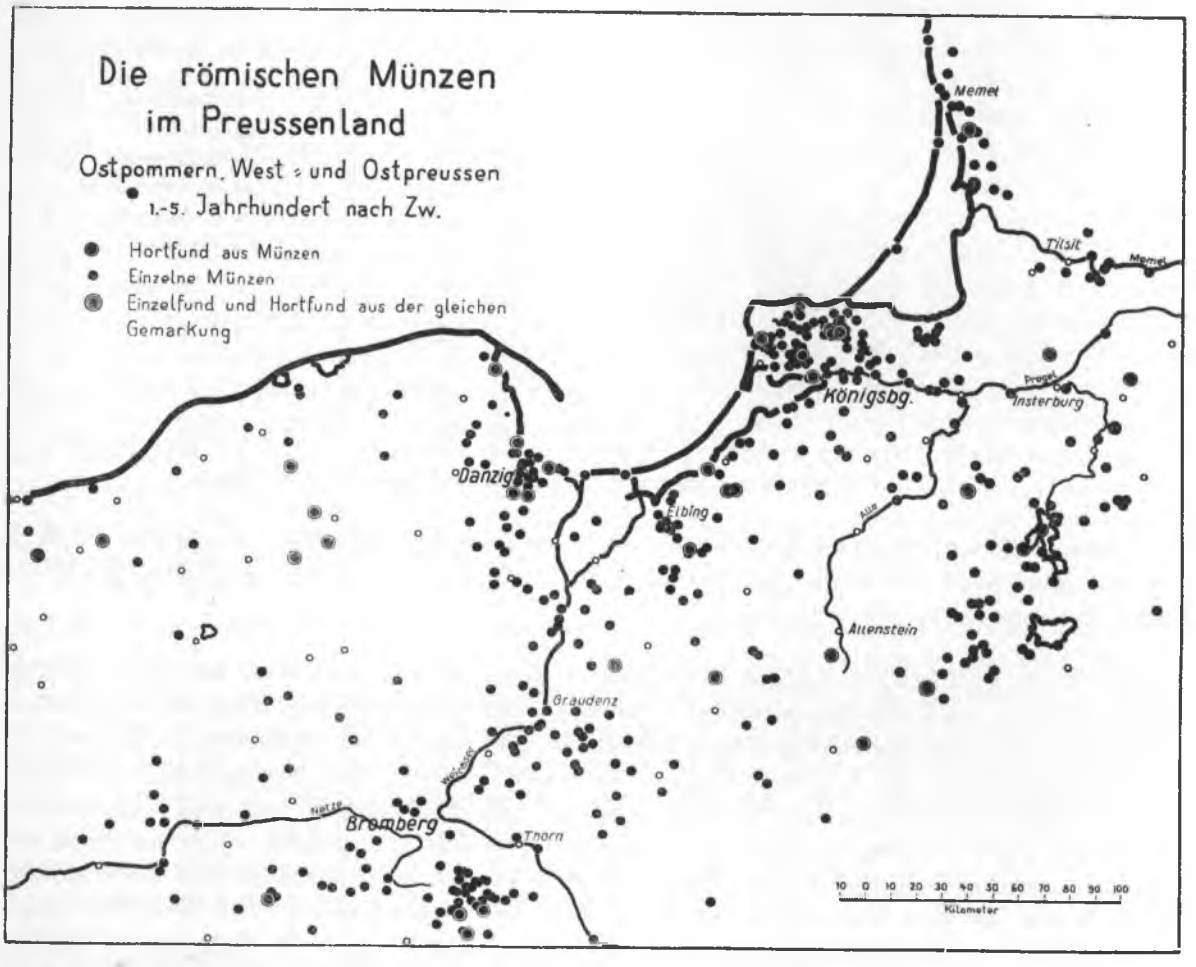


Abb. 5. Die Verbreitung der römischen Münzen, umgezeichnet nach der Atlaskarte Nr. 9 bei Engel-La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preussenlande.

Sollte sich jedoch diese historische Gotendeutung für das 3. Jahrhundert nicht mehr verdichten lassen, so wäre gerade hier Gelegenheit für die Frage, wie sonst der Goldhort und andere verwandte Münzfunde in das freie Germanien gelangt sind. Nehmen wir eine friedliche, händlerische Einfuhr für römische Münzen und insbesondere für die Goldmünzen an, so wäre auch noch zu beantworten, ob die handelsbegabten Goten[34]) die Besitzer des Goldhortes von Stara Wies waren oder die Vandalen[35]), in deren archäologisch umschriebenem Siedlungsgebiet — nach unserer bisherigen Kenntnis wenigstens — der Fundplatz gelegen ist.

---

[32]) Theodor Mommsen, Römische Geschichte. 5. Bd. Die Provinzen von Caesar bis Diokletian. 4. Aufl. Berlin 1894. S. 216/19. — Wir geben dem berühmten Historiker selbst das Wort, wenn auch seine lebendigen Schilderungen bisweilen den überholten Forschungszustand erkennen lassen:

Von Plinius und Tacitus bis zu Jordanes wissen wir von den lebhaften römisch-germanischen Handelsbeziehungen, die durch den archäologischen Bestand von zahlreichen römischen Importen in Ostgermanien einerseits und den im Süden verbreiteten Bernstein andrerseits u. a. bestätigt werden. Tauschhandel trat in den beiden ersten Jahrhunderten hinter dem Geldhandel zurück.

Kennen wir doch von den Germanen bevorzugte Münzen und lässt sich z. B. beobachten, dass in wechselseitigen Handelsverbindungen römisches Geld nicht nur eingeführt, sondern aus Germanien auch ausgeführt wurde. Schon in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts wird das innere Germanien und das nördliche Weichselgebiet vom römischen Münzstrom erreicht. Sehr früh dürfte der Münzzufluss über Karnuntum nach Ostgermanien gegangen sein; in Unruhezeiten wie zur Zeit der Markomannenkriege führte man Handel und Münzen wahrscheinlich über den Westen, vom Rhein bis zur Weichsel quer durch Germanien. Die an sich seltenen Goldmünzen des 3. Jahrhunderts kommen relativ oft in Germanien vor, nach Bolin[36]) doppelt so oft als in der Zeit von 54—211 nach Zw. Allerdings scheint seit etwa 200 eine Umstellung vom Geld- zum Warenhandel erfolgt zu sein, was aus häufigeren römischen Importen und aus dem Mangel an Wertmünzen in Germanien hervorgeht. Beim Gold schätzte man das Edelmetall mehr als den Münzwert. Im 4. Jahrhundert sind jedoch wieder Wertmünzen in Gestalt von solidi nach Germanien geströmt; das blieb bis etwa 550 so. — Wenn auch vereinzelte römische Kaufleute nach Germanien gefahren sein mögen, so erfolgte doch im allgemeinen der Handel innerhalb der einzelnen Germanenstämme, vor allem in den vom Römischen Reich entfernteren Siedlungsgebieten. Die Abnutzung von Münzen und auch die unversehrte Form der Grabmünzen als Grabobolen spricht für den Münzcharakter, nicht die blosse Schätzung des Metalls.

Wahrscheinlich hat in dieser Zeit eine umfassende Völkerverschiebung von Nordosten her gegen das Schwarze Meer stattgefunden und die römische Grenzwacht an der unteren Donau neuen und gefährlicheren Gegnern gegenübergestellt. Bis auf diese Zeit hatten den Römern dort vorzugsweise sarmatische Völkerschaften gegenübergestanden, unter denen sich die Roxolaner mit den Römern am nächsten berührten; von Germanen sassen damals hier nur die seit langem in dieser Gegend heimischen Bastarner. Jetzt verschwinden die Roxolaner, vielleicht unter den dem Anschein nach ihnen stammesverwandten Karpern, welche fortan an der unteren Donau, etwa in den Tälern des Seret und Prut, die nächsten Nachbarn der Römer sind. Neben die Karper, ebenfalls als unmittelbare Nachbarn der Römer an der Donaumündung, tritt das Volk der Goten. Dieser germanische Stamm ist nach der einheimischen Erzählung, die uns erhalten ist, von Skandinavien über die Ostsee nach der Weichselgegend und aus dieser zum Schwarzen Meer gewandert; damit übereinstimmend kennen die römischen Geographen des 2. Jahrhunderts sie an der Weichsel und die römische Geschichte seit dem ersten Drittel des dritten an der nordwestlichen Küste des Schwarzen Meeres. Von da an erscheinen sie hier in stetigem Anschwellen; die Reste der Bastarner sind unter Kaiser Probus, die Reste der Karper unter Kaiser Diokletian vor ihnen auf das rechte Donauufer gewichen, während ohne Zweifel ein grosser Teil dieser wie jener sich unter die Goten mischten und ihnen sich anschlossen. Überall darf diese Katastrophe nur in dem Sinne als die des Gotenkrieges bezeichnet werden, wie die unter Marcus eingetretene von den Markomannen heisst; die ganze Masse der durch den Wanderstrom vom Nordosten zum Schwarzen Meer in Bewegung gesetzten Völkerschaften ist daran beteiligt, und um so mehr beteiligt, als diese Angriffe ebenso zu Lande über die untere Donau wie zu Wasser von der Nordküste des Schwarzen Meeres aus in einer unentwirrbaren Verschlingung der Land- und Seepiraterie erfolgte.

Das Jahr 238, auch ein Vierkaiserjahr des Bürgerkrieges, wird bezeichnet als dasjenige, in dem der Krieg gegen die hier zuerst genannten Goten begann. Da die Münzen von Tyra und Olbia mit Alexander († 235) aufhören, so sind diese ausserhalb der Reichsgrenze gelegenen römischen Besitzungen wohl schon einige Jahre früher eine Beute der neuen Feinde geworden. In jenem Jahr überschritten sie zuerst die Donau, und die nördlichste der moesischen Küstenstädte Istros war das erste Opfer. Gordian, der aus den Wirren dieser Zeit als Herrscher hervorging, wird als Besieger der Goten bezeichnet; gewisser ist es, dass die römische Regierung wenn nicht schon früher, so doch unter ihm sich dazu verstand, die gotischen Einfälle abzukaufen. Begreiflicherweise forderten die Karper das gleiche, was der Kaiser den schlechteren Goten bewilligt habe; als die Forderung nicht gewährt wurde, fielen sie im Jahre 245 in das römische Gebiet ein. Kaiser Philippus — Gordianus war damals schon tot — schlug sie zurück, und eine energische Aktion mit der vereinigten Kraft des grossen Reiches würde den Barbaren (griechisch-römische Bezeichnung für alle Nichtrömer) wohl hier Halt geboten haben. Aber in diesen Jahren fand der Kaisermörder so sicher den Thron wie wiederum seinen Mörder und Nachfolger; eben in den gefährdeten Donaulandschaften rief die Armee gegen Kaiser Philippus erst den Marinus Pacatianus und nach dessen Beseitigung den Trajanus Dezius aus, welcher letztere

Auf welchen Handelswegen Handel und Münzstrom flossen, ist eine reizvolle Frage, die hier nur allgemein beantwortet werden kann. Der Kaufmann folgte den uralten Völker- und Heerwegen; häufigere Münzfunde zeigen sowohl wichtige Übergänge (Fluss, Gebirge) wie aber auch Besiedlungszentren mit politischem Schwergewicht an. Von den von Bolin[37]) genannten Einfallswegen längs Main, Lippe und March folgen wir hier nur dem letzten, weil er nach dem Nordosten führt: Mündungsgebiet der March in die Donau—Luczwa—Oberschlesien (Zinna, Troja)—Schlesien (Oder)—Warthegau: Netze, Hohensalza—Weichselknie, im ganzen gesehen im Duktus der Bernsteinstrasse! Ferner sind von der Rheinmündung über See Waren und Münzen zu den Mündungen der ostgermanischen Flüsse gelangt. Und schliesslich erkennen wir auch den Völkerweg vom Weichselraum nach Südrussland. Zwar steht hier die Münzforschung (bes. die Münzverteilung und -kartierung) noch am Anfange, aber auf einzelnen Strecken treten schon Münzfunde, z. B. am Oberlauf von San und Dnjestr in Ostgalizien[38]) hervor.

Aus alledem geht hervor, dass sowohl die Goten wie die Vandalen im Besitz von römischen Münzen gewesen sind. Die Nordgrenze der Vandalen verläuft nach Petersen[39]) über Schlesien hinaus über Grünchen (Grundkow), Kr. Lissa, im Warthegau, durch den Kreis Jarotschin nach Ciazen, Kr. Slupca. Weitere Anhaltspunkte der vandalischen Nordausbreitung sind Lagiewniki, Kr. Zgierz, nördlich von Litzmannstadt, ferner Boguryja Gorna, Kr. Lowicz, und hauptsächlich Drohitschin am Bug[40]). Unweit von diesem Gräberfeld rechts des Bug liegt nun auf der linken Bugseite das Gräberfeld von Stara Wies, zwischen dessen Gräbern der Goldmünzhort lag.

---

in der Tat in Italien seinen Gegner überwand und als Herrscher anerkannt wurde. Er war ein tüchtiger und tapferer Mann, nicht unwert der beiden Namen, die er trug, und trat, so wie er konnte, entschlossen in die Kämpfe an der Donau ein; aber was der inzwischen geführte Bürgerkrieg verdorben hatte, liess sich nicht mehr einbringen. Während sich die Römer miteinander schlugen, hatten die Goten und die Karper sich geeinigt und waren unter dem Gotenfürsten Kniva in das von Truppen entblösste Moesien eingefallen. Der Statthalter der Provinz Trebonianus Gallus warf sich mit seiner Mannschaft nach Nikopolis am Haemus und wurde hier von den Goten belagert; diese raubten zugleich Thrazien aus und belagerten dessen Hauptstadt, das grosse feste Philippopolis; ja sie gelangten bis nach Mazedonien und berannten Thessalonike, wo der Statthalter Priscus eben diesen Moment für geeignet fand, um sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Als Dezius anlangte, um zugleich den Nebenbuhler und den Landesfeind zu bekämpfen, wurde wohl jener ohne Mühe beseitigt und gelang auch der Entsatz von Nikopolis, wo 30000 Goten gefallen sein sollen. Aber die nach Thrazien zurückweichenden Goten siegten ihrerseits bei Beroe (Alt-Zagora), warfen die Römer nach Moesien zurück und bezwangen sowohl Nikopolis daselbst wie in Thrazien Anchialos und sogar Philippopolis, wo 100000 Menschen in ihre Gewalt gekommen sein sollen. Darauf zogen sie nordwärts, um die ungeheure Beute in Sicherheit zu bringen. Dezius entwarf den Plan, dem Feind bei dem Übergang über die Donau einen Schlag zu versetzen. Er stellte eine Abteilung unter Gallus am Ufer auf und hoffte die Goten auf diese werfen und ihnen den Rückzug abschneiden zu können. Aber bei dem moesischen Grenzort Abrittus entschied das Kriegsglück oder auch der Verrat des Gallus gegen ihn; Dezius kam mit seinem Sohn um, und Gallus, der als sein Nachfolger ausgerufen wurde, begann sein Regiment damit, den Goten die jährlichen Geldzahlungen abermals zuzusichern (251). Diese völlige Niederlage der römischen Waffen wie der römischen Politik, der Fall des Kaisers, des ersten, der im Kampf gegen die Barbaren das Leben verlor, eine Kunde, welche selbst in dieser in der Gewohnheit des Unheils erschlaffenden Zeit tief die Gemüter erregte, die darauf folgende schimpfliche Kapitulation stellte in der Tat die Integrität des Reiches in Frage. —

Mommsen blickt und schreibt aus der Schau des Römischen Reichs und z. T. mit den Augen der antiken Schriftsteller und deren einseitigen Wertungen. Deshalb bemerkt z. B. G. Müller-Kuales a. a. O. S. 1167 mit Recht: Auch von diesen Kriegszügen der Goten berichten die griechischen und römischen Schriftsteller, freilich nur in dem Sinne von „Raub- oder Beutezügen". Die eigentlichen und tieferen Triebkräfte wie Unternehmungslust, Tatendrang, Streben nach Landkenntnis und Handelsinteressen kommen dabei natürlich nicht zu Worte!

[33]) Martin Jahn, Buchbespr. v. Sture Bolin, Fynden a. a. O. In: Mannus-Zschr. Bd. XX, 1928. S. 440—41.

[34]) Wł. Antoniewicz, Archeologja Polski. Warschau 1928. — Wł. Antoniewicz, Ślady kultury gockiej na ziemiach słowiańskich do najazdu hunów. Warschau 1934. — J. Kostrzewski, Zagadnienie t. zw. kultury gockiej na ziemiach dawnej Polski. Sonderdruck aus Tygodnia o Pomorzu. Posen 1934, 22 S. mit 1 Karte. — Hierzu B. v. Richthofen, Zum Stand der Vor- und Frühgeschichtsforschung in den westukrainischen Landen. In: Prähist. Zschr. Bd. XXV, 1934, H. 3/4. S. 228 ff. (Karte 4, S. 229).

[35]) Martin Jahn, Die Vandalen. In: Vorgesch. d. deutsch. Stämme a. a. O. S. 943 ff.; Karte Abb. 227. — Ferner: W. Radig, Indogermanen und Germanen im Weichselraum. In: Jahrbuch d. Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau. Jg. 1, 1941. S. 169-193. (Karte Abb. 8),

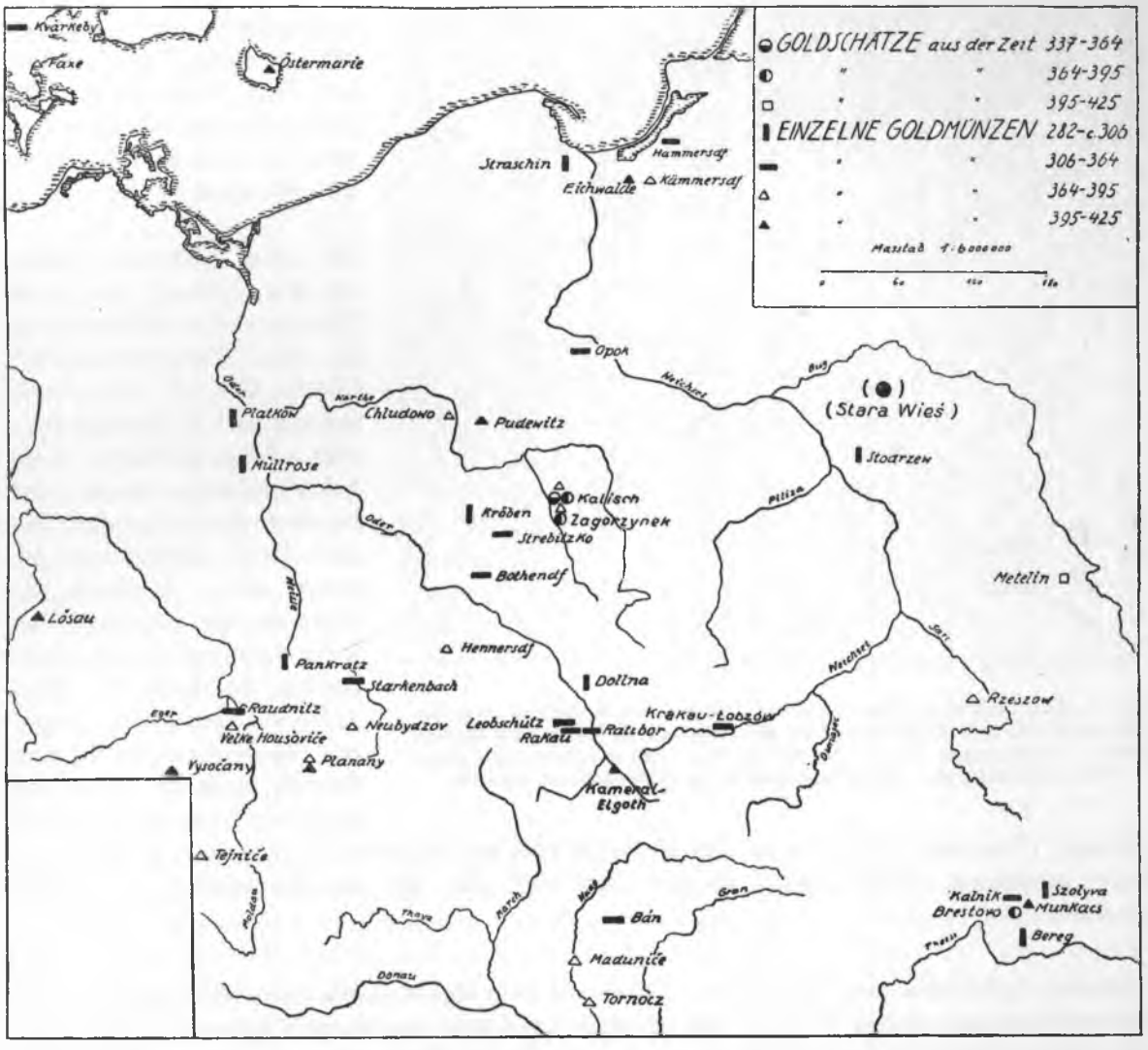


Abb. 6. Die Verbreitung der römischen Goldhorte und goldenen Einzelmünzfunde im Osten. Nach Bolin, mit Ergänzungen im Weichselraum.

Wenn man die Vergrabungszeit des Hortes nicht bereits in das 3. Jahrhundert (2. Hälfte) anzunehmen geneigt ist, was ich durch die gotischen Beziehungen wahrscheinlich zu machen versucht habe, so käme nun auch eine Vergrabungszeit um 400 nach Zw. in Frage, die mit dem Abzug der Vandalen in Verbindung zu bringen wäre, wie es Jahn[35]) und Petersen[41]) für die häufigeren Goldmünzen Schlesiens u. a. Gebiete annehmen: Es ist sicher, dass die Auswanderer nicht ihre sämtlichen Kostbarkeiten durch Mitnahme den Fährnissen der Wanderung aussetzten. Vielmehr vergruben sie wohl häufig Münzen, um sie beim Fehlschlag des Wanderzuges in der Heimat wieder

---

[36]) Bolin, 19. Ber. a. a. O. S. 128 ff.; S. 139/40.

[37]) Bolin, 19. Ber. a. a. O. S. 141—145.

[38]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XVIII, 1936. S. 55 ff.; Karte S. 99.

[39]) Ernst Petersen, Ein neuer Schatzfund aus d. Völkerwanderungszeit. In: Ipek, Jahrb. f. prähist. u. ethnogr. Kunst. Jg. 1930, S. 65 f.

[40]) Szmit, Wiad. Arch. VIII, 1923. S. 152 ff. — Auf das Gräberfeld von Drohitschin am Bug wird bei der späteren Behandlung des Gräberfeldes Stara Wies (in dieser Vierteljahrsschrift) näher eingegangen.

[41]) Ernst Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter. Langensalza 1935.

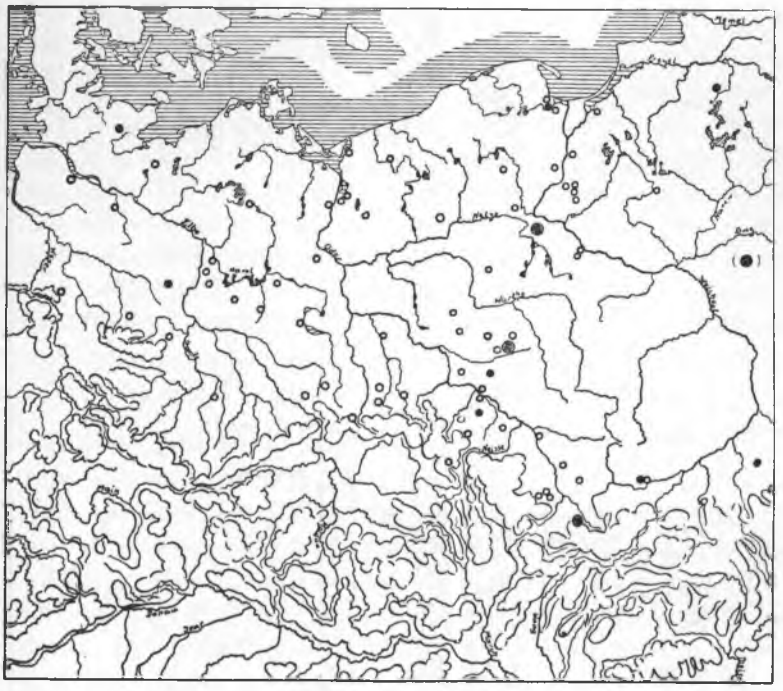


Abb. 7. Die Verbreitung der römischen Münzen und Medaillons zwischen Elbe und Weichsel: ⊙ Goldmedaillon; ● Goldmünze; ○ Silber- oder Bronzemünze. — Prägungen des 4. Jahrhunderts. — (●) Goldhort von Stara Wies nachgetragen. — Nach E. Petersen, im Weichselraum ergänzt.

vorzufinden oder sie nach Sicherstellung der neu eroberten Sitze nachzuholen. Die Verbindung mit der alten Heimat wurde nachweislich lange aufrechterhalten (Jahn).

Mit allem Vorbehalt stellen wir den Goldhort von Stara Wies zur weiteren Überprüfung in das Verbreitungsbild[42]) (Karte Abb. 6) der Goldmünzen des 4. Jahrhunderts oder solcher Goldhorte, deren Schlussmünze in diesem Jahrhundert oder auch erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts geprägt sind. Obgleich die Schlussmünze von Stara Wies in der Mitte des 3. Jahrhunderts geprägt ist, kann der Hort, z. B. als Hausschatz, durchaus 150 Jahre im Besitze einer Familie geblieben sein und eben erst beim Aufbruch, als „Schatz" (Versteck) oder auch als Opfer oder Weihegabe im Sinne der Jenseitsausstattung der Erde anvertraut worden sein, wie dies Petersen[43]) für die nordgermanischen Hortfunde annimmt.

Vielleicht sind die Goldmünzfunde des 4. Jahrhunderts geeignet, durch ihren Münzinhalt und die Münzenzusammensetzung der Horte den fraglichen Goldhort von Stara Wies neu zu beleuchten. Vor allem ist hierbei der Goldmünzhort von Metelin[44]), Kr. Hrubieschow, der ebenfalls wie Stara Wies im südwestlichen (linken) Hinterland des Bug, zwischen Weichsel und Bug, im Distrikt Lublin liegt und bereits 1871 als Hort geborgen wurde, zu betrachten: Zunächst stammen von den bekanntgebliebenen 7 Aurei vier aus dem 3. Jahrhundert, nämlich Severus Alexander, Gordian (wahrscheinlich III.), Trebonianus Gallus und Gallien. Dazu gehören nach Bolin[44]) weiterhin Constantin I., Arcadius und Honorius aus dem 4. Jahrhundert. Letzterer reicht bis ins erste Viertel des 5. Jahrhunderts. Als Vergrabungszeit kommt für den Hort von Metelin erst das 5. Jahrhundert in Frage. Auffällig sind die vier Kaisermünzen aus der Zeit um Decius! Es handelt sich um den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Goldmünzhort im Gebiet zwischen Weichsel, Bug und San. — Auf der linken Sanseite liegt der Einzelfund einer Goldmünze in Reichshof[45]) (Rzeszow) im östlichen Teil des Distr. Krakau: Ein Solidus des Valentianus I (364—375), der im 4. Jahrhundert der Erde anvertraut worden sein kann. — Folgen wir dem Weichsellauf

---

[42]) Bolin, 19. Ber. a. a. O. Karte S. 121.

[43]) Ernst Petersen, Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld im Lichte der Bodenfunde d. 6—8. Jahrhunderts. Leipzig 1939. S. 204/05. — Vgl. hierzu Fussnote 12) auf Seite 27.

[44]) Wiad. Num. 6, 1907, S. 606. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 242. — Zeitschr. f. Num. Berlin 29, S. 251. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (126).

[45]) Wiad. Num. 6, 1907, S. 604. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 243. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (123).

nordwärts, so liegt östlich der Pilica-Mündung auf dem rechten Weichselufer landeinwärts am Swider südöstlich von Warschau die frühe Goldmünze von Stodrzew[46]), Kr. Garwolin, im Distrikt Warschau: Es ist ein Aureus des Maximinianus (wohl Maximinianus Herculis 286—305). Diesem Münzfundort einer Goldmünze liegt Stara Wies am nächsten. — Wahrscheinlich von Opok[47]), Kreis Hohensalza, nahe des linken Weichselufers, stammt das grosse Goldmedaillon von Constans I., dem Sohne Constantins d. Gr., das wir wegen seiner Schönheit abbilden (Taf. III, 1) und beschreiben. Constans I. regierte von 337 bis 350. — Begeben wir uns schliesslich in das Weichselmündungsgebiet, so zählen wir in der Altersfolge der Prägezeit folgende Goldmünz-Einzelfundorte auf: Links der Weichsel liegt Straschin[48]), Kr. Danziger Höhe, mit einem Goldsolidus des Maximinianus Hercules (s. o.) aus dem 4. Jahrhundert. Rechts der Weichsel folgt der bekannte Goldfundort von Hammersdorf[49]), Kr. Heiligenbeil, mit dem einzigartigen Goldmedaillon von Constantius II., das zwischen September 335 und dem 22. Mai 337 (Tod Constantius' II.) geprägt sein muss (Taf. III, 8). Trotz des unsicheren Fundzusammenhanges dürfte das Goldmedaillon zu dem Goldhort I von Hammersdorf gehören und zu Beginn des 5. Jahrhunderts in die Erde gelangt sein. Die Vergrabungszeit lässt sich hier typologisch durch die Goldfibel und Eimerberlocks aus Gold stützen. — Südwestlich von Hammersdorf liegt im westpreussischen Landkreis

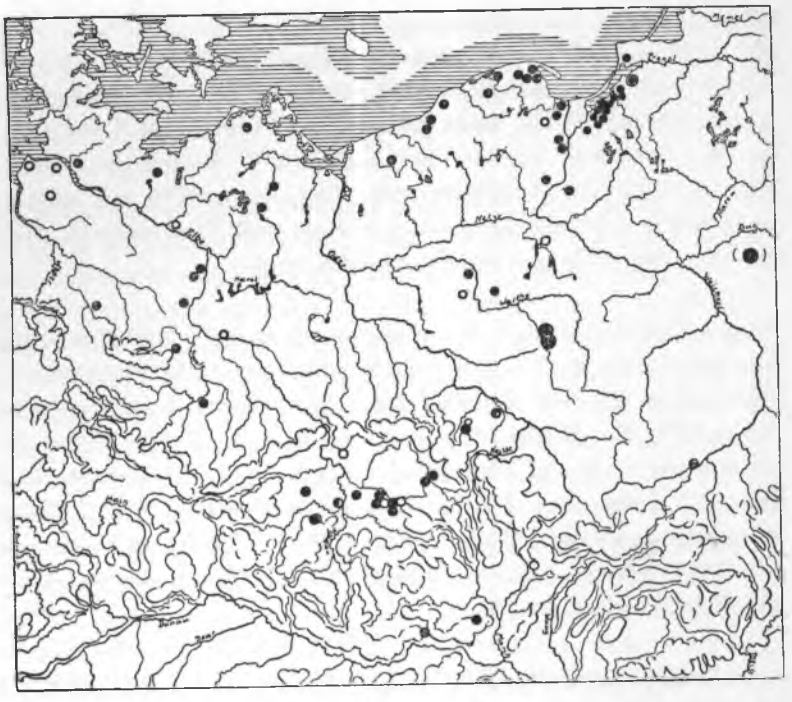


Abb. 8. Die Verbreitung römischer und byzantinischer Münzen des 5. Jahrhunderts zwischen Elbe und Weichsel; ⊙ Goldmedaillon; ● Goldmünze; ○ Bronzemünze. — (●) Goldhort von Stara Wies eingetragen. — Nach E. Petersen, im Weichselraum ergänzt.

[46]) Wiad. Num. 5, 1907, S. 192. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 244. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).

[47]) Berliner Blätter für Münzkunde IV, 1868, S. 148. Taf. XLVI. — Zeitschr. f. Ethn. 1872, S. 164. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 210. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (86). — Bernhart, Handbuch a. a. O. Taf. 29, 3. — Opok, Kr. Hohensalza. Nach Berl. Bll. f. Münzk. a. a. O.: Grosses Goldmedaillon, 41, 03 Gr oder 9 Solidi, $^1/_8$ des römischen Pfundes, das zu 72 Solidi ausgeprägt war. Es wurde bereits 1856 in den Monatsber. d. Kgl. Akad. d. Wiss. von Pinder beschrieben, aber auch von Cohen übersehen. AQ im Abschnitt der Rs. bezeichnet bekanntlich die Prägstätte Aquileia. — Vs.: FL JVL CONSTANS PIVS FELIX AVG. Der Kaiser (Brustbild nach rechts) hält die Erdkugel, die von zwei sich senkrecht durchschneidenden Zonen umgeben ist, seine Rechte ist zum Gruss erhoben; die Viktoria, die auf der Erdkugel steht, hat Kranz und Palmzweig in den Händen. Rs.: VICTORIA AVG NOSTRI. Der Kaiser hält den grossen Schild, dessen Mitte ein weit vorspringender Löwenkopf bezeichnet; Viktoria schwebt hinter ihm her mit Kranz und Palmzweig. Im Abschnitt sind zwischen den Buchstaben AQ ein Köcher, Helm, Panzer und Speer dargestellt. Gefangene flehen den Kaiser an. — Durch Reste einer eingesetzt gewesenen Öse ein wenig grösseres Gewicht. — Beste ausführliche Beschreibung bei Heinrich Dressel, Katalog der Berliner Medaillone (im Druck).

[48]) Amtl. Ber. d. Westpreuss. Provinzialmus. Danzig 1888. S. 19. — Schwandt, Westpr. Münzfunde a. a. O. S. 9. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (97).

[49]) Max Ebert, Prussia, H. 24, 1923, S. 155—172. — Bolin, Prussia, H. 26, 1926, S. 222. — W. Gaerte, Urgesch. Ostpreussens, Königsberg 1929, S. 305, Abb. 250/51.

Elbing der Fundort Kämmersdorf[50]) mit einem Goldsolidus von Theodosius I. (?), der von 379—395 regierte. In Eichwald[51]) (Spittelhof) im gleichen Elbinger Kreis wurde ein Goldsolidus von Honorius (395—423) geborgen. Diese Goldmünzen sind wahrscheinlich ebenfalls im 5. Jahrhundert in die Erde gelangt. — Über Bolins Liste und Karte gehen folgende Fundorte im Weichselraum hinaus: Bei Kalisch[52]), Warthegau, kam zu den vier (!) Goldmünzfundplätzen noch der Goldhort von Zagorzynek[52]) mit einem verlorenen Goldmedaillon und sechs Solidi des Valentinianus, Gatianus und Theodosius I. (Taf. III, n-s), die wohl im 5. Jahrhundert der Erde anvertraut worden sind.

Ferner sind im heutigen Generalgouvernement seit Bolins Kartierung folgende Fundorte hinzugekommen: In Lobzow[53]) bei Krakau lag eine Goldmünze (Solidus?) des Konstantin II. (335—340); hier sei nebenbei auch der Solidus des Valentinianus I. (364—375) aus Kameral-Elgoth[54]), Kr. Schles. Teschen, erwähnt. — Neben diesen Einzelfunden des 4. Jahrhunderts nennen wir noch den Einzelfund eines Solidus von Theodosius II. (um 400) von Tarnow[55]) aus dem 5. Jahrhundert. Besonders beachtenswert ist der Goldmünzhort von Witow[56]), Kr. Pinczow, der aus etwa 12 Münzen, darunter vier Solidi von Valentinianus (1 Stück) und Theodosius II. (3 Stück), besteht. Diese Fundorte sind geeignet, das Kartenbild zu ergänzen und zu vervollständigen (Abb. 7 und 8).

Auch in Ostpreussen[26]) und Pommern[27]) mögen seit Bolin (1926/30) einzelne Goldmünzen oder gar Horte hinzugekommen sein, die aber das Bild nicht wesentlich verändern. Entweder muss man nun die Goldmünzen des 4. Jahrhunderts um 400 von den grossenteils abziehenden Vandalen sich niederlegt vorstellen, oder man zieht sie, wie Petersen[57]) geneigt ist, zu jener starken Welle der Goldmünzen, vornehmlich Solidi, die im 5. Jahrhundert geprägt sind und in Ostgermanien reichlich, besonders in den Ostseeländern, am Weichselunterlauf und im Warthegau (wie auch in Böhmen) auftreten. Wurden sie von germanischen Restgermanen hinterlassen oder sind sie die Zeugen des gotischen Rückstroms? — Petersen[58]) geht noch einen Schritt weiter, indem er die späten Goldmünzfunde der Küstenländer mit den nordgermanischen Hortfunden des 6. Jahrhunderts zusammenbringt. Er erblickt in ihnen die Anwesenheit einer nordgermanischen Siedlerschicht während des 6. und 7. Jahrhunderts im ostelbischen Raum. Die Solidi scheinen, nach dem bisherigen Kartenbild (Abb. 6) zu schliessen, über Westeuropa nach Ostgermanien gelangt zu sein; allerdings wird eine verstärkte Osteuropaforschnung auch auf einen östlichen Münzstrom stossen.

Wir mussten mehrere Jahrhunderte durchschreiten, weil den Münzhorten, insbesondere den Goldhortfunden, die Eigentümlichkeit einer merkwürdigen, aber durchaus möglichen „Langlebigkeit“ anhaftet, die man bei andersgearteten vor- und frühgeschichtlichen Fundtypen in dieser

---

[50]) Altpreuss. Monatsschr. d. neuen Preuss. Prov. Bll. 4. F., 1888, S. 117. — R. Dorr, Übersicht a. a. O. 1894, S. 64. — Schwandt, Westpr. Münzfunde a. a. O. S. 5. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (99).

[51]) Preuss. Monatsschr. 1, 1788/89. S. 77. — Dorr, Übersicht a. a. O. 1894, S. 61. — Schwandt, Westpr. Münzfunde a. a. O. S. 5. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (98).

[52]) Petersen, Germanische Besiedlung a. a. O. (Fussn. 12) S. 41, Nr. 81 ⧊⧊ (vgl. Bolin-Radig Karte Abb. 6 ◐◒ ; Nr. 82 △; Nr. 84 △).

[52a]) Petersen, Ein neuer Schatzfund a. a. O. S. 56 ff. — Petersen, Schles. Vorzeit, N. F. X. S. 30 ff.

[53]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XI/XII, S. 53.

[54]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XVII, 1935, S. 91/92.

[55]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XVII, 1935, S. 90.

[56]) L. Piotrowicz, Wiad. Num. XVII, 1935, S. 88/90; XIX, 1937, S. 80.

[57]) Petersen, Der ostelbische Raum a. a. O. S. 201 ff; Karten 4, 5.

[58]) Petersen a. a. O. S. 197 ff.; S. 205.

Weise selten oder gar nicht antrifft. Kehren wir jetzt zum Ausgangspunkt der Untersuchung, dem Fundgebiet des Goldmünzhortes von Stara Wies selbst zurück, so versuchen wir abschliessend, von der Fundumgebung im geographischen wie im kulturellen Sinne auszugehen und die gewonnenen Teilergebnisse ihre Bestätigung finden zu lassen.

Bei Wengrow, der Fundort Stara Wies liegt zwischen Sokolow und Wengrow, lag ein Hortfund aus Silber, der wohl aus Denaren des 2. Jahrhunderts besteht, von Jarnice[59]): Hadrian, viermal Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Lucius Verus, Lucilla, Commodus. — Aus Korytnica[60]) bei Wengrow stammt ein Denar des Trajanus Decius, den wir gerade aus dem gehäuften Vorkommen in Stara Wies kennen. Es handelt sich um die bei Cohen IV, S. 238, Nr. 49 genannte Prägung: Vorderseite IMP. C.. M Q. TRAIANVS DECIVS AVG, Rückseite VBERITAS AVG.— Noch eine Silbermünze aus dem 2. Jahrhundert lieferte Gorki Boze[61]) mit der älteren Faustina (141 nach Zw.); dieselbe Kaiserin erscheint auf einem Denar aus Kupietyn[62]) bei Sokolow. — In Niewiadoma[63]) bei Sokolow lag ein Denar von Trajan (98—117), der im 2. Jahrhundert in die Erde gelangt sein kann. — Dann gibt es im Kreis Garwolin, in dem bereits der Aureus-Einzelfund (s. o.) vorkam, noch einen Denarhortfund in Maciejowice[64]) mit 32 Denaren von Vespasian bis Septimius Severus (193—211), mit der Schlussmünze aus dem 3. Jahrhundert. Im benachbarten Kr. Radzyn lag der Denarhort von Miedzyrzec[65]) mit angeblich 500 Denaren von Trajan bis zur Faustina II.(†175). Dieser Hort wäre frühestens Ende des 2. Jahrhunderts der Erde anvertraut worden. — Aus allen diesen Münzfunden erhellt, dass wir uns zwischen Wengrow und Sokolow sowie seiner weiteren Umgebung in einer dichtbesiedelten Landschaft befinden, die wohl hauptsächlich von Vandalen bewohnt war. Die wiederholten Münzfunde gestatten, diese Gegend als wohlhabend anzusprechen. Vielleicht bildete sie einen politischen Mittelpunkt innerhalb eines vandalischen Gaues.

Der Fundplatz des Gräberfeldes von Stara Wies spricht jedenfalls für lebendige ostgermanische Siedlungskontinuität und ununterbrochene Traditionen: Seit dem letzten Jahrhundert vor Zw. ist das Gräberfeld mit Brandgräbern bis ins 4. Jahrhundert hinein belegt. Fast alle Typen an Gefässen und Gräbern gehören zur kulturellen Hinterlassenschaft der Vandalen[66]). Um so mehr heben sich einige Gräber heraus, die gotisch-gepidischen Einfluss erkennen lassen. Das sind vor allem die Skelettgräber, von denen drei solche nachgewiesen, zwei weitere wahrscheinlich sind. In mehreren lagen Perlenhalsketten, in einem dazu noch ein Beinkamm. Die schalenförmigen Gefässe und doppelkonischen Näpfe gehören hauptsächlich in das 3./4. Jahrhundert und in die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert, jedenfalls in eine Zeit, in der hier auch noch Gepiden gesessen haben. Die Ähnlichkeit mit Schalenurnen aus dem Weichselmündungsgebiet (Willenberg, Danzig-Oliva), wo die gepidische Besiedlung[67]) einwandfrei bezeugt wird, ist augenfällig. Zweifellos haben gotisch-gepidische Volksteile[34]) auch das Vandalengebiet von Wengrow-Sokolow durchzogen und haben in den vandalischen Dörfern Fuss gefasst. Wenn auch der Goldmünzhort nicht in einem Grabe des Fried-

---

[59]) Wiad. Num. 5, S. 192. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 240. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[60]) Wiad. Num. 5, S. 231. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 240. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[61]) Wiad. Num. 5, S. 193. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 239. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[62]) Wiad. Num. 6, S. 605. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 241. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[63]) Wiad. Num. 6, S. 605. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 242. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[64]) Wiad. Num. 4, S. 195. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen 1909, S. 242. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[65]) Wiad. Num. 4, S. 376. — Zeitschr. d. hist. Ges. Posen, S. 242. — Zeitschr. f. Num. Berlin, 25, Jahrb., S. 27. — Bolin, Fynden a. a. O. S. (127).
[66]) Kurt Tackenberg, Die Vandalen in Niederschlesien = Vorgesch. Forschungen, I, 2. Berlin 1925. — Martin Jahn, Die Vandalen a. a. O. S. 943 ff. — Szmit, Drohitschin am Bug. In: Wiad. Archeol. VIII, 1923.
[67]) Reinh. Schindler, Die Besiedlungsgeschichte der Goten und Gepiden a. a. O. S. 47 ff., Abb. 31, Nr. 1; 33, Nr. 9; 45, Nr. 12; Taf. 11, Nr. 7; Taf. 20, Nr. 4.

hofes lag, so steht ausser Zweifel, dass er nicht zufällig dort niedergelegt worden ist, sondern dass zwischen den Toten des Gräberfeldes und dem Besitzer des Goldhortes ein enger Zusammenhang besteht[68]). Er hatte nicht nur das gleiche ostgermanische Volkstum, sondern er war entweder ein Ostvandale oder ein Gepide gotischer Herkunft, wie ich oben wahrscheinlich gemacht habe und wie es die Fundzusammenhänge im Gräberfeld bestätigen.

---

[68]) Die ausführliche Veröffentlichung des Gräberfeldes in dieser Zeitschrift steht bevor; sie wird geeignet sein, zugleich die Aussprache über den Goldmünzhort zu ergänzen und abzuschliessen.

Zu den Tafeln: Taf. II 1. Gordianus, 2. Philippus Arabs, 3. Otacilia, 4—15. Trajanus Decius, 16—20. Etruscilla, 21. Hostilianus, 22. Unbestimmt (vgl. S. 19 bis 22). $^1/_1$ nat. Grösse.

Taf. III. Römische Kaisermünzen: a) Gordianus (Gold), b) Philippus Arabs (Silber), c) Otacilia (Silber), d) Philippus, Sohn (Silber), e) Trajanus Decius (Gross-Bronze), f) Etruscilla (Silber), g) Herennius Etruscus (Silber), h) Hostilianus (Gross-Bronze); a—h nach Imhoof-Blumer. — i) Gordianus (Bronzemedaillon), k) Philippus Arabs, Otacilia und Sohn Philippus (Bronzemedaillon); i, k nach v. Sallet-Regling. — Goldfunde aus dem Warthe-Weichselraum: l) Constans I. (Goldmedaillon von Opok, Kr. Hohensalza. Fot. Staatl. Münzkabinett, Berlin); m) Constantius II. (Goldmedaillon von Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil); n, o) Valentinianus (Solidi); p, q) Gratianus (Solidi); r, s) Theodosius I. (Solidi); n—s von Zagorzynek bei Kalisch. m—s nach E. Petersen. — Ausser m ($^7/_{10}$ nat. Gr.) alle übrigen $^1/_1$ nat. Gr.

RUNENINSCHRIFTEN AUF OSTGERMANISCHEN WAFFEN

VON DR. KARL ANTON NOWOTNY*), KRAKAU

Das Gebiet des Generalgouvernements und der weitere Osten stellen die vorgeschichtliche Forschung vor eine Reihe von bedeutungsvollen Aufgaben. In den ersten Jahrhunderten der Zeitrechnung wanderten germanische Stämme auf den über diese Gebiete führenden Wegen von der Ostsee zum Schwarzen Meer. Die dürftigen Nachrichten über diese Wanderungen bei den Geschichtsschreibern der Antike und die auf uns gekommenen Spiegelungen der Geschehnisse jener bewegten Zeiten in der Stammes- und Heldensage bedürfen dringend der Ergänzung und Überprüfung durch vorgeschichtliche Forschungen. Aus weiten Gebieten, die durch längere oder kürzere Zeit germanisch besiedelt waren, fehlen aber noch alle brauchbaren Fundnachrichten.

Im Norden Europas wurde vor Einführung der heute noch bei uns gebräuchlichen Schrift durch die missionierende Kirche schon durch ein halbes Jahrtausend in Runenschrift geschrieben. Die Runenschrift selbst hat eine tausendjährige Geschichte. Diese Tatsache wird nicht richtig gewürdigt. Sie wird auch durch die geringe Anzahl der erhaltenen Denkmäler verdunkelt. Vor allem trägt aber der ausserordentlich spröde Charakter der Runeninschriften schuld an dieser mangelnden Würdigung.

Bisher wurden drei ostgermanische Waffen mit Runeninschriften gefunden. Solche Funde haben eine ganz besondere Bedeutung, da es sich um die ältesten, datierbaren Runenfunde überhaupt handelt. Als die ältesten Runenfunde haben sie auch eine Bedeutung für die Frage nach der Herkunft der Runenschrift, die bisher zu wenig berücksichtigt worden ist; sie sind Zeugnisse für die Wanderwege zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer.

Die genaue Bestimmung der Zeitstellung sowie die Zuteilung an bestimmte Stämme soll erst nach der Durcharbeitung des gesamten germanischen Materiales im Generalgouvernement sowie nach neuen Grabungen versucht werden. Erst nach solchen Vorarbeiten werden sich diese schwierigen Fragen lösen lassen. Die drei in Silber tauschierten Waffen zeigen unzweifelhaft Beziehungen zum Schwarzen Meer, sind aber doch wahrscheinlich nicht Importstücke. Ihre Stellung ist somit besonders schwer zu beurteilen.

Die Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel), Kreis Kowel, Wolhynien, am Rande der Rokitnosümpfe (Taf. IV/1) wurde 1858 als Einzelfund beim Urbarmachen einer zwischen Suszyczno und Lyczyn sehr hoch gelegenen, rings von Bruch umgebenen Fläche ausgepflügt. Im Jahre 1884 wurde das Stück in Warschau abgeformt; es ist verschollen und wurde (vielleicht nach Amerika) verkauft. Die Lanzenspitze ist 160 mm lang, hat eine schwache Mittelrippe und ist mit einer Inschrift und verschiedenen Zeichen verziert, die mit Silberdrähten ausgelegt sind. Die Inschrift läuft von rechts nach links und lautet: *(tilarids)* = Anreiter. Die erste und die vorletzte Rune haben eine vom Gewöhnlichen abweichende Form. Ausserdem trägt die Lanzenspitze zwei Hakenkreuze, eines davon mit doppelt geknickten Flügeln, Kreise, Winkelhaken, eine Mondsichel und zwei wolfsangelähnliche Zeichen. Zeiss setzt das Stück in die Zeit zwischen 200 und 300 n.[1]). Ausführliche Literaturnachweise finden sich in dem Monumentalwerk von Arntz u. Zeiss 1939.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes ist von der Sektion Vorgeschichte des Institut für Deutsche Ostarbeit mit einem Forschungsauftrag ausgestattet.

[1]) H. Arntz und H. Zeiss: Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes. Lpz. 1939. Das Werk wird in der Folge kurz mit Arntz u. Zeiss 1939 angezogen.

Die Lanzenspitze von Dahmsdorf (Müncheberg), Kreis Lebus, Mark Brandenburg, (Taf. IV/2) wurde in einer Gruppe von Brandgräbern nebst drei Schildbuckeln, Beschlagstücken, zwei Messerklingen, einer Bronzeschnalle, einer eisernen Nadel, einer Steinperle, einer Glasperle, Scherben und einer weiteren Lanzenspitze gefunden. Sie wird im Tresor der Sparkasse von Müncheberg aufbewahrt. Die Lanzenspitze ist 169 mm lang und hat einen starken Mittelgrat. Die Inschrift läuft von rechts nach links und lautet: *ranja* — Renner. Die Zeichen sind: Hakenkreuz, Dreischenkel, mondsichelförmige Zeichen (z. T. sind Zeichen an den Enden von je drei Punkten eingefasst) und ein sogenannter Donnerkeil (fulmen). Zeiss setzt das Stück in die Zeit zwischen 200 und 250 n. Ausführliche Literaturnachweise finden sich bei Arntz und Zeiss 1939.

Die Speerspitze von Rozwadów am San, Kreis Dębica, Distrikt Krakau, (Taf. IV/3) wurde 1932 in einer Vorstadt von Rozwadów in einem Brandgrab gefunden. Die Speerspitze kam mit zwei Lanzenspitzen mit scharf abgesetztem Mittelgrat ins Museum „Bojkiwszczyny" in Sambor. Weitere Beifunde: Urne, Sporn mit kurzem, kräftigem Stachel und Gürtelschnalle gingen verloren. Die Speerspitze ist 240 mm lang, hat einen gut ausgeprägten Mittelgrat; einer der Flügel ist stark beschädigt. Die Inschrift läuft von links nach rechts, ist infolge der Beschädigung des Flügels ein Bruchstück und lautet: *krlus* = nach Arntz **ek eruls* = ich der Eruler. Die Zeichen auf der Speerspitze von Rozwadów sind Elemente des sogenannten Donnerkeils und eine einen Doppelhaken kreuzende Wolfsangel. Zeiss setzt das Stück in die Zeit zwischen 200 und 300 n. Ausführliche Literaturhinweise finden sich bei Arntz und Zeiss 1939; die wichtigste Veröffentlichung stammt von Śmiszko[2]).

Die Funde germanischer Lanzen- und Speerspitzen mit gepunzter und tauschierter Verzierung hat Jahn zusammengestellt[3]). Folgende Funde sind besonders erwähnenswert:

Eine tauschierte Lanzenspitze aus Mos, Stenkyrka Socken, Gotland, 3. Jh., Runeninschrift von links nach rechts laufend: *gaois* = Brüller?, mit einer entarteten Verzierung nach Art des Donnerkeils, Abbildung und Literatur bei Krause[4]).

Eine gepunzte Lanzenspitze aus Øvre Stabu, Hof Sogn, Kristians Amt, Norwegen, erste Hälfte des 3. Jh., Runeninschrift von links nach rechts laufend: *raunijaz* = Erprober, Abbildung und Literatur bei Krause[4]).

Zeiss weist besonders darauf hin, dass sich unter den Beifunden der Lanzenspitze von Øvre Stabu eine Speerspitze ähnlicher Art wie die Speerspitze von Rozwadów befindet. Er bemerkt, dass die archäologischen Tatsachen (die Verbindung der norwegischen Funde mit den ostgermanischen) eben nicht für eine Herleitung der Runenschrift von der nordetruskischen Schrift sprechen. Die Herleitung der Runenschrift aus der nordetruskischen Schrift setzt ein aus nordetruskischer und lateinischer Schrift gemischtes Vorbild voraus, welches archäologisch nicht belegt ist.

Auch hier wird die Erforschung der alten Völkerwege zwischen Ostsee und Schwarzem Meer neues Licht auf viele Fragen werfen. Die Entstehung der Runenschrift bei den Germanen durch ihre Berührung mit dem Gebiet des Schwarzen Meeres hat schon v. Friesen behauptet[5]). Die

---

[2]) M. Śmiszko: Grot dzirytu z runicznym napisem z Rozwadowa nad Sanem (Speerspitze aus Rozwadów am San). Wiadomości archeologiczne XIV, Warschau 1936. S. 140.

[3]) M. Jahn: Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. Würzburg 1916. Mannusbibliothek Nr. 16. S. 91 ff. E. Petersen: Spätkaiserzeitlicher Grabfund mit verzierter Lanzenspitze aus Polen. Mannus Bd. 21. Würzburg 1929.

[4]) W. Krause: Runeninschriften im älteren Futhark. Schriften der Königsberger Gel. Ges., Geistesw. Kl. 13/4. Halle (Saale) 1937.

[5]) H. Arntz: Handbuch der Runenkunde. Heidelberg 1935. Zusammenstellung aller Theorien.

im Osten zu erwartende Klärung dieser wichtigen, wenn nicht wichtigsten Frage für das Geistesleben der Germanen in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends der Zeitrechnung ist nur ein Beispiel für die Aufgaben, die der deutschen Forschung noch im Osten harren.

Die weiteren Funde von Lanzenspitzen im Osten ohne Runeninschriften mit Verzierungen nach Art der besprochenen sind aus Jahn[3]) zu entnehmen. Sie verteilen sich, entsprechend den Bewegungen ostgermanischer Stämme, über die Gebiete, welche bisher eingehender durchforscht sind. Aus weiten Gebieten der ostgermanischen Wanderungen fehlen noch Funde. Es ist daher auch verfrüht, sich bezüglich der Stammeszuteilung der einzelnen Funde festzulegen.

Es handelt sich bei der Fundgruppe der tauschierten Lanzen- und Speerspitzen mit Runeninschriften um ein scheinbar ausserordentlich dürftiges Material, um wenige verständliche Worte und um ein kaum sicher zu deutendes Bruchstück. Man kann dieses geringe Material aber nicht kurz behandeln, sondern muss es mit allen Mitteln einer richtigen Fragestellung zum Sprechen bringen. Handelt es sich doch um das gesamte Inschriftenmaterial eines Jahrhunderts, wenn man von den unsicheren Moorfunden absieht.

Die Bedeutung dieser Runenlanzen und -speere für die Herkunftsfrage der Runenschrift wurde schon kurz gestreift. Da diese Frage vor allem durch neue Grabungen und Funde zu lösen ist, müssen zunächst alle jetzt schon lösbaren Fragen behandelt werden. Es drängen sich zunächst drei Fragen auf: 1. Die Bedeutung des Zusammenvorkommens der Runeninschriften mit den Zeichen und die Bedeutung dieser Zeichen selbst. 2. Die Bedeutung einiger entstellter Runen auf der Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel) und die Bedeutung der Häufung und teilweisen Zerlegung und Entstellung der Zeichen. 3. Die Bedeutung der Inschriften selbst.

DIE ZEICHEN

Dass es sich bei den Zeichen auf den Lanzen- und Speerspitzen um Zeichen mit besonders deutlicher Beziehung zum Gebiet des Schwarzen Meeres handelt, ist längst bekannt[6]). Diese Tatsache hat eine grosse Bedeutung für die Beurteilung der Kulturbeziehungen; durch die Runeninschriften steht man hier auf besonders gesichertem Boden.

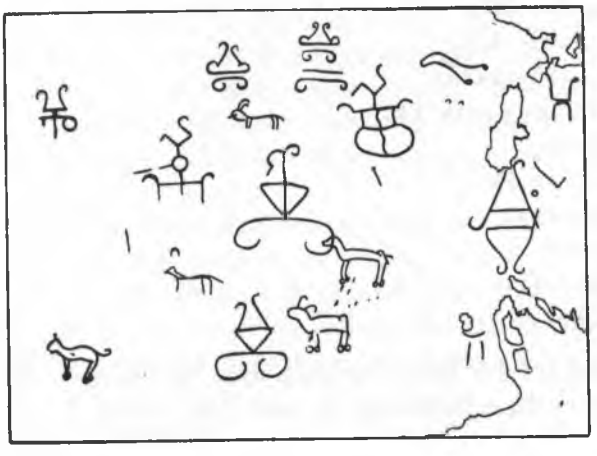


Abb. 1. Sgrafitos aus der Katakombe vom Jahre 1872 vom Berge Mitrid. Nach: M. Rostowzew: Antike Dekorationsmalerei (russisch). Petersburg 1913.

Die Entstehung der auf nebenstehender Abbildung dargestellten Kritzeleien ist wie folgt zu erklären: Die Ritzungen sind Gelegenheitsinschriften und wurden sicher nicht von den griechisch sprechenden und schreibenden Erbauern der Katakombe oder deren Erben angebracht. Gelegentlich in der Katakombe Anwesende, vielleicht Plünderer, haben sich hier verewigt. Neben ihrem liebsten Besitz, dem Vieh, haben sie ihre Eigentumsmarken oder Brandzeichen, mit welchen sie das Vieh zu bezeichnen pflegten, angebracht.

---

[6]) A. Götze: Ostgotische Helme und symbolische Zeichen. Mannus Bd. 1. Würzburg 1909. G. Kossina: Die Deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Lpz. 1915. W. Antoniewicz: Żelazne oszczepy inkrustowane z Kamienicy. Przegląd Archeologiczny I, 1919/21. Posen 1921. J. Meščanninov: Signes enigmatiques de la Pontide (russisch). Iswestija 62, 1933. Catal. of Greek Coins in the Brit. Mus., Pontus etc. London 1889. Buratschkov: Catal. d. Münzen d. griech. Kol. um den Pontus Euxinus (russisch). Odessa 1884.

Am Kimmerischen Bosporus (beim heutigen Kertsch) und in Gebieten der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres, z. B. in Tanais, kommen solche Zeichen in zwei grundsätzlich verschiedenen Arten vor. Einmal (und diese Art wurde bisher hauptsächlich betrachtet und für die Lanzen- und Speerspitzen herangezogen) als Gelegenheitsinschriften. Meist bedecken diese Zeichen dann in grösserer Anzahl in unsicherer Strichführung irgendein antikes Denkmal. Oft sind sie auch nicht vollendet und stehen als einfache Haken und Striche neben vollkommen gezeichneten, verwickelten Figuren. Die bekanntesten Beispiele[7]) sind der Löwe von Olbia, die Katakombe vom Jahre 1872 vom Berge Mitrid (Abb. 1) und eine von A. Götze veröffentlichte Grabplatte[6]).

Die Sgraffitos der Katakombe vom Jahre 1872 zeigen deutlich, dass es sich um Kritzeleien gelegentlich Anwesender (Krieger od. gl.) handelt. Neben den typischen Zeichen sind noch Tierbilder eingeritzt. Unter den Zeichen sind einige, die fast völlig dem bisher als entstellter antiker Donnerkeil (fulmen) gedeuteten Zeichen der Lanzenspitze von Dahmsdorf entsprechen; andere sind augenscheinlich unvollendete Kritzeleien.

Die zweite Gruppe der Zeichen sind sorgfältig (von Steinmetzen) auf Inschriftsteinen oder Schnallen und Münzen ausgeführte Zeichen. Diese Zeichen stehen in unbezweifelbarer Beziehung zu den Mitgliedern der iranischen (achaimenidischen) in Pantikapaion am Kimmerischen Bosporus herrschenden Dynastie bzw. zu den jeweiligen Errichtern der Inschriftsteine. Pantikapaion war von Rom abhängig und wurde als Gegengewicht gegen die Völkerstämme Südrusslands gestützt, daher führten die Herrscher meist die Beinamen Tiberius Julius. Die für die Zeit des Vordringens der Germanen zum Schwarzen Meer in Betracht kommenden Regenten sind folgende[8]):

46	— 69	Kotys I.
71	— 92	Tiberius Julius Rheskuporis I.
92	—124	T. J. Sauromates I.
124	—131/2	T. J. Kotys II.
131/2	—153/4	T. J. Rhoimetalkes
154/5	—170/1	T. J. Eupator
174/5	—210/1	T. J. Sauromates II.
211/2	—228/9	T. J. Rheskuporis II.
228/9	—233/4	T. J. Kotys III.
229/30	—232/3	Sauromates III.
234/5	—235/6	Rheskuporis III.
234/5	—239/40	T. J. Ininthimaios
239/40	—275/6	T. J. Rheskuporis IV.
253/4	—254/5	Pharsanzes
275/6		Sauromates IV.
275/6	—278/9	T. J. Teiranes
278/9	—307/8	Thothorses
308/9	—322/3	Rhadamsadius
311/2	—334/5	Rheskuporis V.

Das Weiterleben einer (christlichen) Bevölkerung auf der Krim ist nach dem Verstummen der Münzen durch Inschriften bezeugt. Nach den Hunnenstürmen kommt die Krim (unter

[7]) M. Rostowzew: Skythien und der Bosporus. Berlin 1931. M. Rostowzew: Die antike dekorative Malerei (russisch). St. Petersburg 1914 (Tafelband 1813). E. H. Minns: Scythians and Greeks: Cambridge 1913.

[8]) Pauly-Wissowa. Realencycl. III (1899). Art. Bosporus von C. G. Brandis. B. Latyschev: Inscriptiones antiquae orae septentrionalis Ponti Euxini, Petersburg 1890 und 1901. D. Macpherson: Antiquities of Kertsch. London 1857. Antiquités du Bosphore Cimmérien, conservées au Musée Impérial de l'Eremitage. St. Petersburg 1854. M. Rostowzew (Rostovtzeff): Iranians and Greeks in South Russia. 1922.

Justinian) zu Byzanz. Germanische Stämme sind bekanntlich noch im 17. Jahrhundert weisbar.

Die seit Mithradates Eupator in Pantikapaion herrschende nichtgriechische Dynastie war iranisch. Iranisch war auch die herrschende Schicht der Skythen und später der Sarmaten, die für Pantikapaion bald als Feind, bald als Verbündeter in Erscheinung tritt. Sicher bestanden aber enge Beziehungen aller Art zwischen den griechischen Kolonien und ihrem Hinterland. Bei den Zeichen handelt es sich um Eigentumsmarken oder Sippenzeichen. Der Herkunft nach handelt es sich wohl am ehesten um Brandzeichen von Stämmen, die im Besitz reicher Viehherden waren. Es ist wohl möglich, dass die Formgebung der Zeichen teilweise von griechischen Monogrammen angeregt wurde. Die Formgebung der auf ostgermanischen Waffen erscheinenden Zeichen steht unter dem Einfluss der dort mit ihnen erscheinenden Heilszeichen: Hakenkreuz und Dreischenkel.

Sorgfältig ausgeführte bosporanische Zeichen kommen auf Münzen des Thothorses vom Jahre 296 und des Rheskuporis V. vom Jahre 319 vor; ferner auf Schnallen, die durch Münzen des Kotys I. und des Kotys II. datiert sind[9]). Besonders bemerkenswerte Inschriften aus Tanais sind z. B. folgende: eine Bauinschrift aus der Zeit des Eupator vom Jahre 163 (Latyschev 1901/447), eine Inschrift aus der Zeit des Sauromates II. vom Jahre 203 (Latyschev 1890/423), zwei Inschriften aus der Zeit des Ininthimaios vom Jahre 236 (Latyschev 1890/433 und 434). Die Zeichen der letzteren Inschrift erinnern stark an den sogenannten Donnerkeil auf der Lanzenspitze von Dahmsdorf.

Für die Erforschung der Kulturbeziehungen der im ersten Drittel des 3. Jahrhunderts am Schwarzen Meer eintreffenden Ostgermanen sind vor allem die Verhältnisse bei den dort herrschenden Schichten von Belang, deren Herrschaft von den Germanen abgelöst wurde. Die Verbindung der übrigen von den antiken Quellen und von den Geschichtsschreibern der germanischen Völkerwanderung genannten nichtgermanischen Stämme mit archäologischen Tatsachen ist vorläufig nicht leicht möglich. Das Zusammenvorkommen von Zeichen ganz ähnlicher Art wie die soeben besprochenen von der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres mit Runeninschriften ist jedenfalls ein Beweis für enge Beziehungen.

Die Berührung der Germanen mit den iranischen und sarmatischen Geschlechtern war z. T. kriegerischer Art. Z. T. vollzog sich der Verkehr aber sicher in gegenseitiger Achtung. Es handelt sich bei beiden Völkern ja um einen Kriegeradel. Die Beziehungen bestanden sicher nicht erst seit dem Eintreffen der Germanen am Schwarzen Meer, so dass aus diesem keine Datierung der Lanzen- und Speerspitzen gewonnen werden kann.

Die Zeichen kommen auf den Waffen der Ostgermanen in einer Häufung vor, die eine Bezeichnung des Eigentümers der Waffe durch sie nicht rechtfertigt. Meist handelt es sich aber um ein besonders deutliches Zeichen und um weitere Schnörkel und Elemente der Zeichen. Es ist durchaus möglich, dass die Schmiede, die, wie noch gezeigt werden wird, nicht im Besitze der vollen Bildung ihres Stammes oder gar Stammesfremde waren, neben einem als Eigentumszeichen vom Besteller der Waffe geforderten Zeichen noch in der Formgebung ähnliche Schnörkel als Verzierung anbrachten.

Für den Charakter der Schnörkel als Verzierungen spricht auch, dass ein Ornament, welches die Dülle der Lanzenspitze von Dahmsdorf (Müncheberg) verziert, auf dem Stichblatt der

---

[9]) M. Rostowzew: Skythien und der Bosporus. Berlin 1931.

Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel) mitten unter Zeichen und Schnörkeln wiederkehrt. Änliches ist von den kleinen Kreisen zu sagen. Die Grundabsicht bei der Anbringung der Ornamente war eben eine verzierende. Dass es dem Verfertiger der Waffen vor allem auf Verzierung der Waffen ankam, beweist auch die Verteilung der Inschriften, Zeichen und Schnörkel, die wie ein gleichmässiges Muster über die verzierten Flächen gebreitet sind.

Es gibt jedoch auch ein Denkmal, das Mosaik von Karthago, welches die Verwendung eines solchen Zeichens bei den Ostgermanen als Eigentumsmarke in ihrer ursprünglichsten Verwendung als Brandmal auf dem Hinterschenkel eines Tieres zeigt (vgl. Taf. V). Das Zeichen auf dem Mosaik ist einem Zeichen auf der Speerspitze von Rozwadów (Taf. IV/3) sehr ähnlich. Es ist möglich, dass die Formgebung des Zeichens des Mosaikes, welches an ein christliches Ankerkreuz erinnert, unter christlichem Einfluss steht. Vielleicht wurde es auch nur von einem christlichen Handwerker in Kreuzform gebracht. Wenn die Wiedergabe verlässlich sein sollte, so ist auch die abweichende Bildung des Ankers am oberen Kreuzarm ein deutlicher Hinweis, dass es sich nicht um ein christliches Ankerkreuz, sondern um ein Zeichen unserer Gruppe handelt. Eine Photographie des Stückes ist derzeit nicht zu beschaffen.

Neben den Eigentumsmarken und ihren vielleicht lediglich als Verzierung verwendeten Elementen kommen auf den ostgermanischen Waffen auch die bekannten Heilszeichen: Hakenkreuz und Dreischenkel vor. Über die Bedeutung dieser Zeichen ist schon viel gearbeitet worden. Trotzdem ist es nicht ohne Interesse, auf die erhaltene Benennung einiger dieser Zeichen hinzuweisen, die bisher fast unbeachtet geblieben ist. Ein Dreischenkel mit dreifach geknickten und zurückgeschlagenen Flügeln ist wohl in der jüngeren Edda mit dem kunstvollen dreieckigen Zeichen, welches Herz des Hrungnir heisst, gemeint. Ein ebenso gebildetes Hakenkreuz heisst in Finnland, wo es sich auf volkstümlichem Gerät aller Art findet, heute noch Herz des Tursa[10]).

Entscheidend für die Bedeutung der Zeichen im Gebiete des Schwarzen Meeres als Eigentumsmarken ist jedoch das Weiterleben solcher Eigentumsmarken bis zur Gegenwart bei den Turkvölkern unter dem Namen tamga. Diese tamga dienen in Innerasien zur Bezeichnung von Vieh, Zelten und Gerät aller Art, mit dem ausgesprochenen Charakter von Sippenzeichen. Sie finden sich auch auf Inschriftsteinen und Felsinschriften. Wie vielleicht die Eigentumsmarken an den Küsten des Schwarzen Meeres unter dem Einfluss der griechischen Monogramme, stehen sie vielfach unter dem Einfluss der Linienführung chinesischer Schriftzeichen.

Auch im Westen des Schwarzen Meeres ist ein solches Nachleben nachweisbar. Eine frühgeschichtliche Steinperle des 11. Jahrhunderts von Sołtanówka bei Wasylków in der Ukraine (Taf. VII/1)[11]) zeigt ein Zeichen, welches sich von manchem der alten Zeichen des Küstengebietes des Schwarzen Meeres kaum unterscheidet.

Die Zeichen auf den Lanzen- und Speerspitzen sind also z. T. Heilszeichen, deren glückbringende Bedeutung durch die im finnischen Gebiete unter gleichen oder ähnlichen Namen, wie sie durch

---

[10]) S. Haltsonen: Über finnische Zauberzeichen. Somen Muinaismuistoyhdistys. Forssa 1937/1. Mit deutschem Referat. Das Zeichen tursaansydän = Herz des Tursa kommt hauptsächlich im nördlichen Finnland vor. Es wird beim Hausbau zum Schutz der Bewohner angewendet, verziert Hausgerät des 17. Jh. und einen Schneeschuh des 11. Jh.; bei Festen wird es an die Hauswand gezeichnet. Besondere Bedeutung kommt dem Ziehen solcher Zeichen zu, sie müssen oft in einem Zug gezogen werden. Die allgemeine Benennung der Zeichen ist taika, ein germanisches Lehnwort.

[11]) E. Rulikowski: O paciorkach kamiennych. Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowej V 1881. Vergleiche auch: J. Jodkowski: O znakach na cegle „teremu" książęcego w Grodnice. Wiadomości numizmatyczno-archeologiczne XV, 1933. Krakau 1934.

die jüngere Edda belegt sind, heute noch gebräuchlichen Zauberzeichen belegt ist. Z. T. handelt es sich um Eigentumsmarken und Elemente solcher in einer Häufung, die kaum eine Besitzbezeichnung bedeuten kann. Es ist anzunehmen, dass die Absicht zu verzieren überwog und zu diesem Zwecke glückbringende Zeichen, Eigentumsmarken oder Sippenzeichen und von solchen abgeleitete Schnörkel verwendet wurden.

DIE SCHMIEDE

Wie die Zeichen auf den ostgermanischen Lanzen- und Speerspitzen Schlüsse auf Kulturbeziehungen erlauben, so kann man auch aus den Entstellungen der Runen auf der Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel) wichtige Schlüsse ziehen. Diese Entstellungen wurden auch als altertümliche Formen betrachtet; hiezu liegt aber vor neuen frühen Funden mit diesen Formen kein zwingender Grund vor. Die Art und Weise der Handhabung der Schriftzeichen lässt Schlüsse auf innere Kulturverhältnisse, besonders den Stand der Schmiede betreffend, zu. Um auf sicherem Boden zu stehen, muss hier eine grössere Anzahl anderer Inschriften herangezogen werden. Da es sich bei diesen Inschriften um Denkmäler mit dem Worte: *erilaz* handelt, welches vielleicht auf der Speerspitze von Rozwadów vorliegt, sind diese zu Vergleichszwecken herangezogenen Inschriften von besonderem Interesse.

Erik Moltke[12]) konnte an den Inschriften zweier Brakteaten mit fast gleicher Prägung eigentümliche Entstellungen feststellen. Die Inschrift des Brakteaten von Femø, 6. Jh., lautet: *ek fakaz f;* die Inschrift des Brakteaten von Asum, 6. Jh., lautet: *e͡ek* (oder *e͡heik*) *akaz fahi.* Beide Inschriften sind wohl eine Entstellung der Meisterinschrift. **ek fakaz fahido* (=ich Fakar malte). Der Goldschmied war also wohl des Schreibens nicht mächtig, liess sich die Meisterinschrift von einem Runenkundigen vorzeichnen und bildete sie dann unsicher nach. In beiden Fällen liess er das Ende der Inschrift aus Platzmangel einfach weg.

Wie diese beiden Brakteateninschriften ist auch die Inschrift der Spange von Etelhem (Gotland) das Werk eines Goldschmiedes und nicht etwa des Trägers oder Spenders, das beweist die Füllung der Zeichen und Einfassungslinien mit Niello (vgl. Taf. VI/1). Die Spange von Etelhem gehört einem gotländischen Lokaltypus an; ein Vergleich mit der Spange von När (Gotland) (Taf. VI/2) zeigt, wie sie vor dem Bruch ausgesehen hat. Gewöhnlich wurden solche Spangeninschriften nach der Fertigstellung angebracht und nur eingeritzt. Die Inschrift lautete: *mkmrlawrtal* und wird gewöhnlich durch Einsetzen von Vokalen lesbar gemacht und als: *m(i)k m(e)r(i)la w(o)rta...* (= mich verfertigte Merila) gelesen.

Ein Vergleich der Spange von Etelhem mit sieben anderen Runeninschriften zeigt aber, dass es sich um die Entstellung einer Inschrift handeln muss, die wohl **ek erilaz waritu...* = Ich der Eruler schrieb... oder ähnlich gelautet hat. Auch hier war der Goldschmied des Schreibens selbst nicht mächtig und hat eine Vorlage entstellt. Durch Durchziehen der Schrägstriche der *e*-Runen sind *m*-Runen entstanden. Auch hat der Goldschmied einige Zeichen ausgelassen. Ein Vergleich mit der Inschrift des Steines vor Järsberg zeigt folgende Übereinstimmungen:

Stein von Järsberg:	*...e k*	*erilaz runoz*	*waritu*
Spange von Etelhem:	*mk mr.la.*		*w.r.t. al*
berichtigt:	*e k er.la.*		*w.r.t. ...*

Durch blosses Berichtigen der beiden *m*-Runen in *e*-Runen wird die Inschrift der Spange von Etelhem sogleich klar; die Auslassungen sind weniger schwerwiegend. Das Durchziehen der Schrägstriche ist möglicherweise durch ein Missverstehen der Binderune *e͡k*, die häufig auf den

[12]) E. Moltke: Runologiske Meddelelser. Aarbøger for Oldkyndighed og Historie. 20. Bind. Kjøbenhavn 1937.

Inschriften dieser Gruppe erscheint (vgl. Taf. VI/3, Spange von Bratsberg), entstanden. Ein Vergleich mit der Inschrift der Spange von Bratsberg zeigt ferner, dass die *i*-Rune als einfacher Strich von einem des Schreibens Unkundigen leicht ausgelassen werden konnte und dass eine Binderune durch Weglassen zweier Striche leicht zu einer einfachen *a*-Rune werden konnte. Die Vorkommen der Worte: *ek erilaz* auf Denkmälern des 6. Jahrhunderts sind folgende:

1. Stein von By[13]): *ek irilaz...*
2. Felswand von Veblungsnes[13]): *ek irila...*
3. Spange von Bratsberg: *ekerilaz* (vgl. Taf. VI/3)
4. Schlange aus dem Lindholmer Moor[13]): *ek erilaz...*
5. Speerschaft aus dem Kragehuler Moor[13]): *ek erilaz...*
6. Stein von Järsberg[13]): *...ek erilaz...*
7. Die beiden Brakteaten (Nr. 49, 49b) von Väsby und Eskatorp[13]): *eerilaz...*=**ekerilaz...*

Die Fundorte dieser Inschriften sind über den ganzen Norden verstreut. Es lassen sich ohne weiteres einige in der Schreibung verwandte Untergruppen feststellen (1 und 2; 4, 5 und 6). Die Inschrift wurde sehr oft angebracht; ihr Sinn ist nicht völlig geklärt. Die Deutungen schwanken zwischen der Erklärung als Standesname, der späteren Bezeichnung Jarl entsprechend und der Erklärung als Volksname der Eruler.

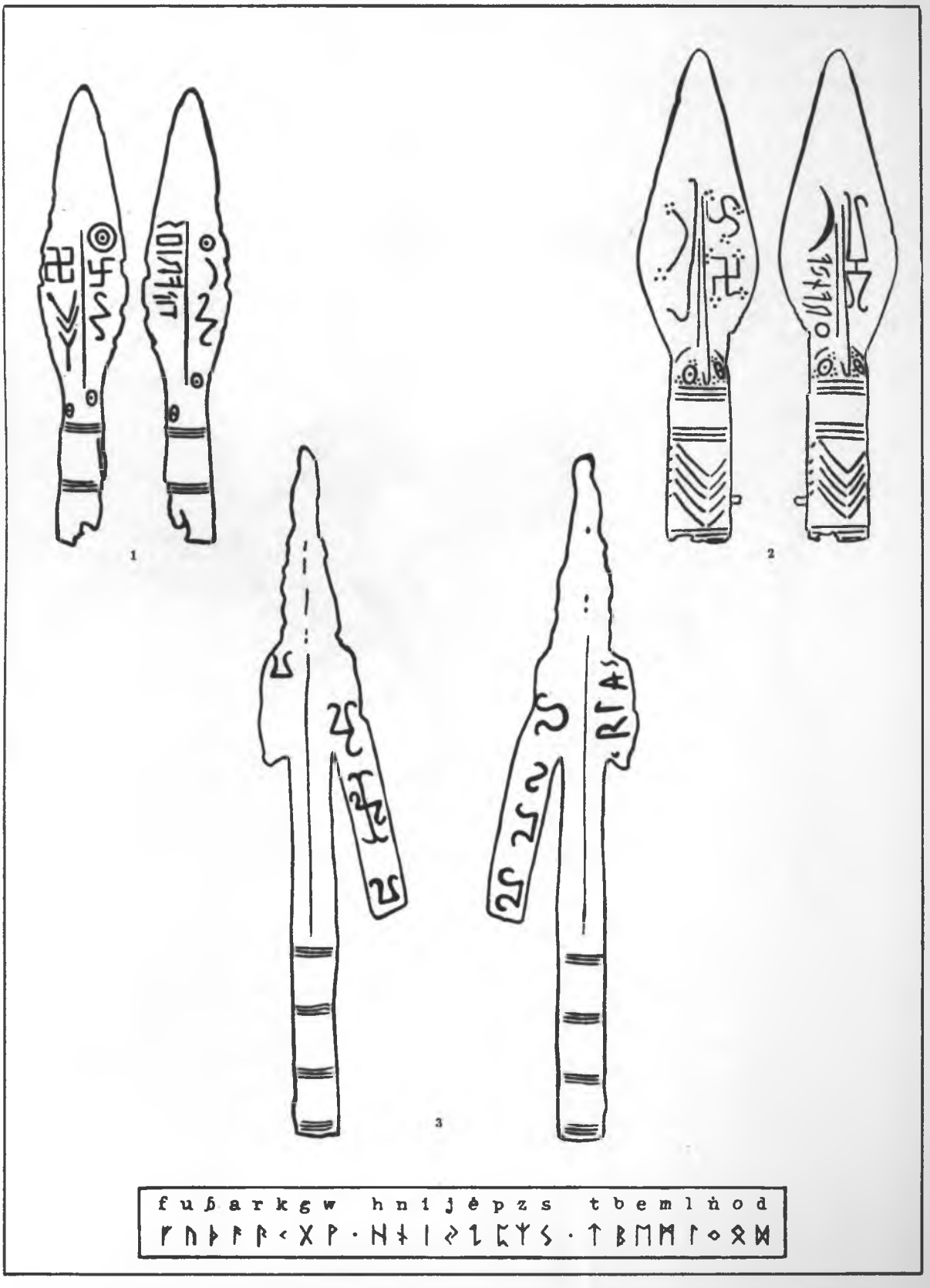
Da nunmehr zwei Inschriften auf reich ornamentierten Spangen vorliegen, wird man diesen Fragen auch auf archäologischem Wege näherkommen können. Die Spange von Bratsberg stammt aus der Zeit um 500 oder etwas früher; die Spangen von Etelhem und När stammen nach Montelius und Salin aus der gleichen Zeit.

Es handelt sich um Spangen mit dem „herunterbeissenden Tier". Dieser Typ ist skandinavischen Ursprungs und verbreitete sich in vielen Varianten auch auf dem Festland. Salin[14]) weist besonders darauf hin, dass die gotländischen Spangen vom Typus När mit Funden aus Ungarn zusammenhängen müssen. Dies bezieht sich sowohl auf die Verzierung der Ränder mit Reihen von vogelkopfartigen Tierköpfen als auch auf die Form dieser Vogelköpfe. Ob freilich die Eruler bzw. (nach 505) nach Skandinavien zurückwandernde Reste der Eruler mit diesen Fundgegenständen in Verbindung zu bringen sind, kann noch nicht entschieden werden. Auch Åberg[15]) findet eine Beziehung der besprochenen gotländischen Spangen zur Darstellung krummschnäbeliger Vögel des fränkisch-gotischen Stiles, also festländischen Einfluss.

An die besprochenen Inschriften schliessen sich nach Magnus Olsen[16]) eine Reihe sehr entstellter, **eeril* lautender Brakteateninschriften des 6. Jahrhunderts an (z. B. die Brakteaten Stephens 43—45 aus Schweden und Stephens 85—87 aus Gotland). Diese Inschriften lassen gewöhnlich nur zwei *e*-Runen im Anlaut erkennen, die übrigen, sehr entstellten Zeichen sind Reste der Runen:*ril*. Auch diese Fundgegenstände beweisen, dass der Stand der Goldschmiede — von den Goldschmieden wurden die Inschriften ja bei der Herstellung eingeprägt — des Schreibens unkundig war. Die Goldschmiede waren auf Vorzeichnungen Runenkundiger angewiesen, die sie dann entstellt wiedergaben; vielleicht ahmten sie auch auf kopierten Stücken angebrachte richtige Inschriften fehlerhaft nach.

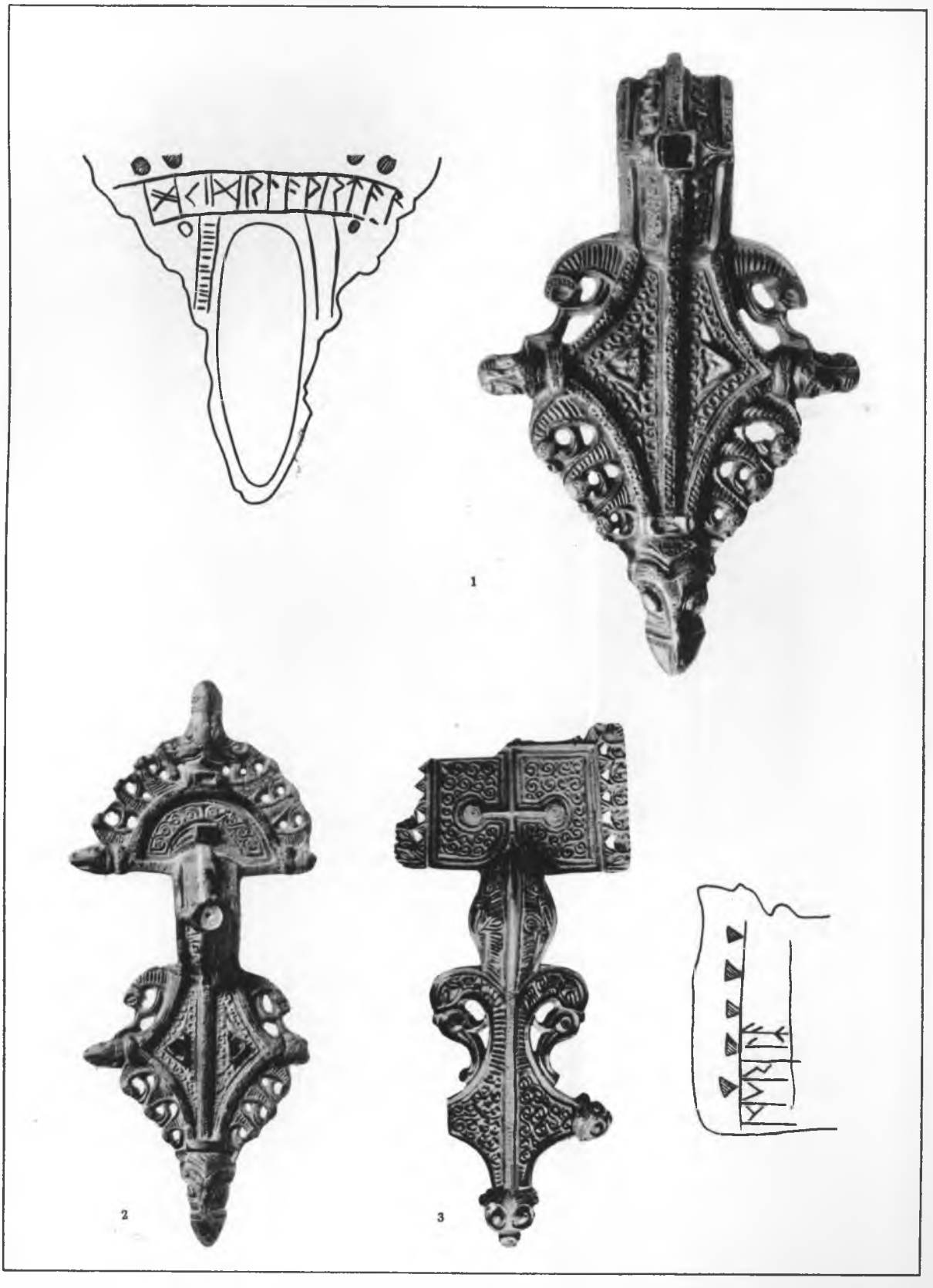
---

[13]) Abbildungen dieser Inschriften bei W. Krause: Runeninschriften im älteren Futhark. Halle 1937.
[14]) B. Salin: Die altgermanische Thierornamentik. Stockholm 1904. S. 198 ff.
[15]) N. Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. Leipzig 1922. (Fibeln von skandinavischem Typus mit nach unten beissenden Tierköpfen zwischen Bügel und Fuss).
[16]) B. Haugen og M. Olsen: Runespennen fra Bratsberg i Gjerpen. Viking I. Oslo 1937.



1. LANZENSPITZE VON SUSZYCZNO (KOWEL), 1/2 (LINKS OBEN). 2. LANZENSPITZE VON DAHMSDORF (MÜNCHEBERG), 1/2 (RECHTS OBEN). (DIE VERTEILUNG DER TAUSCHIERUNGEN AUF DEN BEIDEN LANZENSPITZEN ZEIGT GROSSE VERWANDTSCHAFT). 3. SPEERSPITZE VON ROZWADÓW 1/2 (UNTEN). ZUM VERSTÄNDNIS DER INSCHRIFTEN IST EINE SCHRIFTTAFEL BEIGEFÜGT

OSTGERMANISCHER REITER



1

2

3

NORDGERMANISCHE SPANGEN, TEILWEISE UNTER FESTLÄNDISCHEM EINFLUSS, AUS DER ZEIT UM 500 N. ZW.

1

2

STEINPERLE AUS SOLTANÓWKA BEI WASYLKÓW (UKRAINE) UND RITUELL VERBOGENE LANZENSPITZE VON GAĆ BEI PRZEWORSK

Die abweichend gebildeten Runen der Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel) und möglicherweise auch die Inschrift der Speerspitze von Rozwadów sind also Zeugnisse für die mangelnde Runenkenntnis der Schmiede schon im 3. Jahrhundert. Vielleicht ist durch solche Unkenntnis auch die Häufung von Eigentumsmarken und die Zerlegung solcher in Schnörkel zu erklären. Das Anbringen von mehreren Heilszeichen auf einem Stück hingegen kommt auch sonst vor. Die Runenkenntnis bildete vielleicht ein Vorrecht des Adels, auch die späteren Quellen sprechen von ihr als von einem besonderen Wissen. Die Schmiede scheinen jedenfalls dieses Wissens nicht teilhaftig gewesen zu sein. Die Verwendung volksfremder Handwerker ist in einigen Fällen überliefert[17]).

Ob die Inschrift der Speerspitze von Rozwadów zu den Denkmälern mit den Worten: *ek erilaz* in ihren verschiedenen Schreibungen zu zählen ist, kann noch nicht entschieden werden. Eine neue Untersuchung des Stückes steht bevor. Auch für diese Frage kann nur von neuen glücklichen Funden eine Lösung kommen.

DIE INSCHRIFTEN

Um das dürftige Material zur Erkenntnis der Kulturgeschichte der Ostgermanen, soweit es nur überhaupt möglich ist, auszuwerten, müssen auch die Inschriften einer genauen Prüfung unterzogen werden. Zur Prüfung eignen sich vor allem die Inschriften der Lanzenspitzen von Dahmsdorf (Müncheberg) und Suszyczno (Kowel), zum Vergleich kann auch die Lanzenspitze von Øvre Stabu herangezogen werden, obwohl sie nicht aus dem Osten stammt. Die Lanzenspitze von Mos und die Speerspitze von Rozwadów lassen keine Schlüsse zu, da sie zu unklar sind. Die Lanzenspitze von Mos bringt zwar ein Wort, welches aus dem Rahmen der übrigen, auch nur aus je einem Worte bestehenden Inschriften, nicht herausfällt, ist aber in der Lesung unsicher. Die Inschrift der Speerspitze von Rozwadów ist nur ein Bruchstück.

W. Krause[18]) nennt die Inschriften auf diesen Lanzenspitzen „magisch-poetische Speernamen". Er zieht zum Vergleich auch die germanische Lanzenbezeichnung: framea heran, was „die Vorwärtsdringende" bedeutet. Krause sieht in diesen frühen Denkmälern Zeugnisse einer der Wurzeln der Skaldensprache.

Um aus dieser Erkenntnis für die Runeninschriften auf den ostgermanischen Waffen Gewinn ziehen zu können, ist es notwendig, zunächst die Skaldensprache einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Ausserdem müssen eine grössere Anzahl weiterer Runeninschriften zum Vergleich herangezogen werden. Wenn die einzelnen Worte auf den Lanzenspitzen frühe Denkmäler der Vorläufer der späteren Skaldensprache sind, kann dies auch für viele andere Runendenkmäler zutreffen, die bisher anders gedeutet wurden (meist als Denkmäler einer unklaren Zauberei). Auf einzelnen Runendenkmälern finden sich in der Tat unbestritten als solche anerkannte Kenningar (Stilfiguren der Skaldensprache).

Eine umfassende Zusammenstellung der Kenningar, das sind Umschreibungen mit einer Bestimmung im Genitiv, enthält die jüngere Edda[19]). Die ausführliche Darstellung der Skaldensprache durch R. Meissner[20]) übernimmt ohne weiteres z. T. die Gliederung der jüngeren Edda.

---

[17]) Vita Sti. Severini 8. Ähnliche Verhältnisse schildert die Wielandsage.

[18]) W. Krause: Runeninschriften im älteren Futhark. Schriften d. Königsberger Gel. Ges. Geistesw. Kl. 13/4, Halle (Saale) 1937.

[19]) G. Neckel und F. Niedner: Die jüngere Edda mit dem sogenannten grammatischen Traktat. Thule 20. Jena 1925. Nach der Textausgabe von Finnur Johnsson. Reykjavik 1907.

[20]) R. Meissner: Die Kenningar der Skalden. Bonn und Leipzig 1921. Zur Geschichte der Skaldensprache vergleiche: W. Krause: Die Kenning als typische Stilfigur der germanischen und keltischen Dichtersprache. Schriften d. Königsberger Gel. Ges., Geistesw. Kl. 7/1, 1930.

Die umschriebenen Begriffe, die Snorri Sturluson für würdig erachtete, in seiner Poetik aufgenommen zu werden, lassen sich ohne Mühe in vier Gruppen teilen. Dies trifft sowohl für die zweigliedrigen Umschreibungen (Kenningar) als auch für die einfachen Umschreibungen (Heitir) zu. Die Gruppen sind folgende: a) Die Dichtkunst, b) Götter und Göttinnen, c) der Kosmos, d) die Kunstsprache der Krieger und des Kriegeradels.

Im folgenden werden diese Gruppen eingehender besprochen. Die Zahlen beziehen sich auf die Übersetzung der jüngeren Edda durch Neckel und Niedner[21]). Ein den Zahlen beigesetztes k bedeutet, dass der Begriff von Snorri Sturluson unter den Kenningar aufgeführt wird, ein beigesetztes h, dass der Begriff unter den Heitir aufgeführt wird.

DIE DICHTERSPRACHE

a) Die Dichtkunst (k 1—3, h 53).

Die Dichtkunst ist ein heiliges Wissen (ähnlich wie die Runenkenntnis). Ihre Schöpfung ist eine Tat Odins, der den Dichtermet, einen Rauschtrank, in Adlergestalt raubt. Uralte Mythen sind hier neu gedeutet. Ein heilig gehaltenes Wissen um mythische Dinge ist hier zum Zunftwissen der Skalden geworden.

b) Götter und Göttinnen (k 4—22, h 54).

c) Der Kosmos.

k 23 Himmel	h 55 Himmel, Sonne, Mond
k 24 Erde	h 56 Erde (h 57 Wolf, andere Tiere)
k 25 Meer	h 60 Meer, Woge
k 26 Sonne	
k 27 Wind	h 58 Luft, Wind (h 59 Rabe, Adler)
k 28 Feuer	h 61 Feuer
k 29 Winter k 30 Sommer	h 62 Zeit

Die Aufzählung gemahnt an das Rätsellied der Liederedda (Alvíssmál). Dort wird um die umschreibenden Namen von folgenden Begriffen gefragt: Erde, Himmel, Nacht, Mond, Sonne, Wolken, Wind, Windstille, Meer, Feuer, Wald, Saat, Ael (Bier). Diese zum grössten Teil kosmischen Begriffe gehören zu einer Gruppe von sehr alten mythischen Rätseln. Auch die Kenningar und Heitir stellen ihrem Wesen nach ja Rätsel dar.

d) Die Kunstsprache der Krieger und des Kriegeradels.

k 31 Mann und Frau, (k 51 Christ), k 52 Könige und Fürsten, h 63—67 Mann, h 68 Frau.

Im folgenden werden die für den vorliegenden Zweck wichtigen Kenningar der Kriegersprache kurz gekennzeichnet: Der Mann wird meist durch Nomina agentis bezeichnet uzw. durch seine Taten, seine Geschenke oder seinen Besitz; ferner durch Baumnamen oder Götternamen. Diese Bezeichnungen werden durch Kampf, Schiff oder Gold (im Genitiv) bestimmt, Fürsten werden vor allem als freigebige Männer bezeichnet. Die Frau wird durch die Namen von Göttinnen, Frauennamen, durch Erde oder durch Baumnamen bezeichnet. Als Bestimmung tritt Gold, Reichtum, Schmuck oder einer der folgenden Begriffe hinzu: Leinen, Kleidung; Kamm, Nadel; Herdfeuer; Bank, Bett; Brettspiel; Bier, Trinkgeschirr; Lauch.

k 32—46 Gold.

Beim Gold sind mythologische Kenningar besonders reich vertreten. Ausserdem wird das Gold durch Flamme oder Licht des Meeres, häufig als Wurmbett (Siegfriedsage, eine mythologische Kenning) oder mit Arm, Hand und Hals (Körperteile, die Schmuckstücke tragen) umschrieben.

k 47 Schlacht.

Die Schlacht heisst Unwetter, Sturm — der Waffen, Schilde, Odins, der Walküren, deren Klirren, Tosen, Spiel. Häufig sind auch von Snorri Sturluson nicht besonders aufgeführte Kenningar der Wunde (Weg der Waffen), des Blutes (See, Flut der Waffen, Trank des Wolfes oder des Raben) und der Leiche (Speise, Ernte des Raben, Adlers oder Wolfes).

---

[21]) Siehe Anmerkung 19.

k 48, 49 Waffen und Rüstung.

Waffen: Pfeil und Speer werden mit Wetterschauer, Vogel, Schlange, Leuchte, Flamme; Schwert mit Glanz, Gerte, Stab, Schlange, Fisch umschrieben. Als Bestimmungen treten: Odin, Walküren, Helden, Kampf, Wunden, Blut, Leichen, Schild dazu. Die Axt wird mit Trollweib des Schildes umschrieben.
Rüstung: Helm und Brünne werden mit Hut und Kleid umschrieben; Schild mit Brett, Rand, Netz, Sonne, Mond, Erde, Land. Als Bestimmungen treten: Odin, Walküren, Waffen, Kampf, Schiff hinzu.

k 50 Schiff.

Das Schiff heisst Ross, Schneeschuh, Wagen, Baum — des Meeres oder eines Seekönigs.

Die Tiere des Schlachtfeldes (Wolf und Rabe).

Bei Snorri Sturluson unter die Kenningar nicht aufgenommen, ist unter den Heitir der Wolf nebst anderen Tieren nach der Erde (h 57), der Rabe (und Adler) nach der Luft (h 59) aufgeführt.

Wolf: Der Wolf wird als Reittier eines Trollweibes oder einer Riesin umschrieben.

Rabe: Der Rabe wird durch den Namen eines anderen Vogels, besonders durch Gans, Greif oder Kuckuck, bestimmt durch Odin, Walküren, Helden, Waffen, Leichen, Wunden, Blut umschrieben. An Stelle des Raben tritt oft der Adler. Von den übrigen Tieren ist nur die Schlange erwähnenswert, die als auf dem Lande lebender Fisch oder als Ring, Band, Gürtel, Riemen (für die Midgardschlange) umschrieben wird.

Snorri Sturluson führt noch einige Bezeichnungen von Körperteilen und der Sprache auf, die aber wohl jünger sind (h 69—74).

Die Gruppe dichterischer Umschreibungen, die der Krieger- und Adelssprache angehören, stammen aus einem engbegrenzten Bereich des Lebens. Sie atmen die Luft der Heldenlieder, die auch hauptsächlich von Kämpfen, Horten und Frauen handeln. Kampf, Waffen, Blut, Wunden, Leichen und die leichenfressenden Tiere des Schlachtfeldes werden mit grimmigen Kunstausdrücken bezeichnet.

Die Inschriften auf den besprochenen Waffen fügen sich ohne weiteres in den Rahmen dieser Kriegersprache.

Suszyczno (Kowel):	*titarids* = Anreiter
Dahmsdorf (Müncheberg):	*ranja* = Renner
Øvre Stabu:	*raunijaz* = Erprober
Mos:	*gaois*(?) = Brüller

Freilich müssten diese Bezeichnungen zur Zeit der Skaldensprache Mannkennigar sein. Der Mann allein wird zu dieser Zeit mit Nomina agentis umschrieben. Dass es sich aber dennoch um Speernamen handeln kann, zeigt die Benennung der Lanze als framea = die Vorwärtsdringende. Die Frage, ob es sich um Bezeichnungen der Lanze oder des die Lanze tragenden Kriegers handelt, ist kaum völlig sicher zu entscheiden. Sicher ist nur, dass die Runeninschriften der Kunstsprache der Krieger angehören, die später in der Skaldensprache aufging.

Über ein dem Wort der Inschrift der Lanze von Øvre Stabu stammverwandtes Wort schreibt Snorri Sturluson folgendes (k 31): „Und weil er (der Mann) der Erprober seiner Waffen ist, unser Wort ‚Erprober' aber zugleich Bergesche bedeutet (reynir), weil er ferner der Leister der Kämpfe ist und unser Wort ‚Leister' zugleich ‚Baum' bedeutet (vidr), so haben nach diesem Namen die Skalden den Mann Esche (askr) oder Ahorn, Hain (lundr) oder mit anderen männlichen Baumnamen genannt, indem sie Kämpfe, Schiffe oder Gold hinzufügten." Das Wort reynir spielte also in der gekünstelten Skaldensprache noch eine grosse Rolle auch als Wortspiel. Vom Gräberfeld bei Gać, Kreis Przeworsk[22]), stammt eine in vom Rost befreiten Zustand

[22]) K. Hadaczek: Album przedmiotów wydobytych w grobach cmentarzyska ciałopalnego koło Przeworska. Lemberg 1909.

noch nicht veröffentlichte Lanzenspitze des 3. Jahrhunderts, die neben Spuren von Zeichen auch die deutliche Darstellung eines Fisches erkennen lässt (Taf. VII/2). Der Speer als Stosswaffe wird als Fisch umschrieben. Es ist durchaus möglich, dass auf dieser Lanzenspitze die Darstellung eines Fisches ein entsprechendes Wort in Runenschrift vertritt.

Da man gesicherte Annahmen über kulturelle Verhältnisse bei den Ostgermanen unmöglich auf drei Inschriften gründen kann, die noch dazu je ein Wort enthalten, ist es notwendig, weitere Runeninschriften zum Vergleiche heranzuziehen. Wohl liegen die herangezogenen Inschriften zeitlich oft um zwei oder mehr Jahrhunderte später, sie erlauben aber sicher gute Rückschlüsse auf eine Kultur, die gleichartige Inschriften hinterliess.

Eine allgemein als solche anerkannte Kenning steht in der Inschrift des Brakteaten von Tjurkö, 6. Jahrhundert (Stephens 26)[23]): *wurte runoz an walhakurne* = Es wirkte die Runen auf dem Welschkorn (welsches Korn = Gold). Die allerdings schlecht lesbare und schwer zu deutende Inschrift des Steines von Eggjum, 8. Jahrh., enthält die Ausdrücke: ...Fisch aus der Speere(?) Strom (=Blut) schwimmend (d. i. das Schwert), Vogel, in der Lanzen(?) Hagelschauer(?) hinein tönend (d. i. der Pfeil).

Die im folgenden aufgeführten Denkmäler sind nicht zweigliedrig, sondern wie die Umschreibungen auf den ostgermanischen Waffen einfache eingliedrige Umschreibungen.

Auf dem Schrapmesser von Fløksand, 4. Jahrhundert, steht die Inschrift: *lina laukaz a.* Leinen (*lina*) und Lauch (*laukaz*) gehörten zu den der Frau eigentümlichen und ausserordentlich oft in der Skaldensprache gebrauchten Bestimmungen. Das Schrapmesser ist vielleicht eine Minnegabe, die diese dichterischen Umschreibungen der Frau als Huldigung enthält.

Der Brakteat von Wapno[24]) enthält die Inschrift: *sabar* = Weise; der Brakteat von Köslin[24]) die Inschrift: *waiga* = Kühn, beide gehören dem 6. Jahrhundert an. Hier handelt es sich wieder um Stücke mit ganz ähnlichen Inschriften wie auf den Lanzenspitzen. Sie enthalten die üblichen Reiterdarstellungen der Brakteaten. Wenn diese Darstellung bestimmt auch nicht als solche entstanden ist, mag sie doch vielleicht später als Odinsdarstellung gegolten haben. Die Namen könnten dann Umschreibungen oder Beinamen Odins sein.

Das auf dem Schrapmesser von Fløksand vorkommende Wort: *laukaz* = Lauch kommt auf Brakteaten des 6. Jahrhunderts häufig vor. Durch die bereits besprochenen Entstellungen durch die Goldschmiede ist dieses Wort oft bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Ein ebenso wie *laukaz* zu den Bestimmungen der Frau gehörendes Wort: *alu* = Bier findet sich ebenfalls oft auf Brakteaten und anderen Denkmälern.

In diesen Zusammenhang gehört schliesslich ein Wort: *laþu*, auch *laþodu*, welches Ladung oder Gastmahl bedeutet und zu den Bestimmungen des Fürsten als freigebiger Mann gehört. Auch von diesem Wort gibt es auf Brakteaten eine Reihe von Entstellungen.

---

[23]) Diese und die im folgenden aufgeführten Runendenkmäler sind am bequemsten durch das für das Studium der Runenfrage unentbehrliche Werk von W. Krause: Runeninschriften im älteren Futhark, Schriften d. Königsberger Gel. Ges. Geistesw. Kl. 13/4, Halle (Saale) 1937 zugänglich. Die Numerierung der Brakteaten erfolgt nach G. Stephens: Handbook of Old-Northern Runic Monuments. Edinburgh-Kjøbenhavn 1884.

[24]) R. Henning: Die deutschen Runendenkmäler. Strassburg 1889. Tafel IV/11 u. 12.

Die Denkmäler mit den Worten *laukaz*, *alu* oder *laβu* bilden einen grossen Teil der Denkmäler des 3. Jahrhunderts. Auch wenn man die mechanische (und oft entstellende) Vervielfältigung durch die Goldschmiede in Betracht zieht, ergibt sich daraus, dass die Runenschrift in hervorragendem Mass zur Niederschrift von Ausdrücken der Kunstsprache der Krieger und des Adels verwendet wurde.

ERGEBNISSE

Die Bedeutung des Zusammenvorkommens der ältesten Runeninschriften mit bosporanischen Zeichen wurde bisher zu wenig gewürdigt. Für die Beziehungen der Ostgermanen zum Gebiet des Schwarzen Meeres vor dem 3. Jahrhundert und für die Herkunftsfrage der Runenschrift werden sich daraus noch manche Folgerungen ergeben.

Auf dem Gebiete des ehemaligen Polen wurden bisher nur zwei Waffen mit Runeninschriften gefunden (Suszyczno—Kowel und Rozwadów). Es handelt sich also um besonders seltene Funde. Beim Heben grosser Gräberfelder besteht wohl die Aussicht auf weitere Funde.

Dass von den Germanen volksfremde Schmiede verwendet wurden, ist mehrfach bezeugt. Es ist besonders bemerkenswert, dass dieser Umstand sich durch die Entstellung mancher Runeninschriften bemerkbar macht. Es kann sich auch um einen besonderen Stand innerhalb des eignen Volkes handeln, der nicht im Besitze der besonders geschätzten Runenkenntnis war.

Die Bedeutung von Runeninschriften mit dem Worte *erilaz* (Rozwadów?) ist für die Stammesforschung nicht ohne Belang.

Um bei der Deutung der Inschriften auf gesicherter Grundlage zu stehen, war eine Analyse der Skaldensprache nötig, die bisher noch nicht vorlag. Als Grundlage steht glücklicherweise die jüngere Edda zur Verfügung. Wenn auch die späten altisländischen Verhältnisse nicht ohne weiteres auf das Altertum angewendet werden dürfen, so waren die Anschauungen der altisländischen Zeit doch sicher schon im Altertum vorgebildet. Die Erfindung der Runenschrift wurde Odin zugeschrieben. Ebenso wird die Dichtkunst, im besondern die Anwendung der kunstvollen Umschreibungen, nach Ausweis der jüngeren Edda, als Gewinn der räuberischen Tat Odins betrachtet. Es ist also nicht erstaunlich, dass die ältesten Runeninschriften Umschreibungen der Dichtersprache bringen. Zum Unterschied von den zwei- und mehrgliedrigen, oft gekünstelten altisländischen Umschreibungen handelt es sich im Altertum um eingliedrige Ausdrücke.

Zur Beurteilung der Frühzeit bilden die Runeninschriften auf ostgermanischen Waffen unschätzbare Dokumente, die uns ein besonders günstiges Geschick aufbewahrt hat. Zeigen uns die vorgeschichtlichen Funde als solche die kriegerische Ausbreitung der Stämme, so lassen uns die Inschriften die Geisteshaltung dieser Vorzeit ahnen. Aus den Heldenliedern, die in ihren Wurzeln in die Völkerwanderungszeit zurückreichen, ist diese Geisteshaltung bekannt.

ZU DEN TAFELN:

Taf. IV. Nr. 1 (links oben). Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel), $^1/_2$. — Nr. 2 (rechts oben). Lanzenspitze von Dahmsdorf (Müncheberg), $^1/_2$. — Die Verteilung der Tauschierungen auf den beiden Lanzenspitzen zeigt grosse Verwandtschaft. — Nr. 3 (unten). Speerspitze von Rozwadów, $^1/_2$. — Zum Verständnis der Inschriften ist eine Schrifttafel beigefügt.

Taf. V. Mosaik vom Fuss des Hügels Bordj Djedid bei Karthago (Brit. Mus. London).

Taf. VI. Nr. 1 (oben). Spange von Etelhem, Gotland. Aufnahme: Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien Stockholm. Länge: 111 mm. — Nr. 2 (links unten). Spange von När, Gotland. Aufnahme: Wie Nr. 1. Länge: 145,5 mm. — Nr. 3 (rechts unten). Spange von Bratsberg, Norwegen. Nach: Viking I. Oslo 1937. Länge: 136 mm.

Taf. VII. Nr. 1 (links). Steinperle aus Soltanówka bei Wasylków, Ukraine. Archäolog. Mus. Krakau. Nr. 4220/4. Masse: 22,5 mm mal 14 mm, lichte Weite 10 mm. — Nr. 2 (rechts). Rituell verbogene Lanzenspitze von Gać, Kreis Przeworsk. Archäolog. Mus. Lemberg. Länge: 160 mm; geradegebogen würde das Stück 200 mm lang sein.

ZUR GLIEDERUNG DER LANDSCHAFT ZWISCHEN WEICHSEL UND KARPATENKAMM

VON DR. HANS GRAUL, KRAKAU

II. TEIL

In kurzer Übersicht soll die Landschaftsgliederung des Gebietes zwischen Karpatenkamm und Weichsel nach den weiteren physischen Faktoren unternommen werden[1]). Gleichsam als absolute Faktoren einer Landschaft können eigentlich nur ihre geographische Lage und ihr geologischer Bau angesehen werden. Zumindest liegen hier die Bedingungen so weit zurück oder sind so allgemeiner Natur, dass Lage und Bau uns wie unwandelbare Gegebenheiten im Vergleich zu den kurzrhythmischen Erscheinungen anmuten. Hingegen spielen beim Relief schon eine Reihe nicht nur abgeschlossener, sondern im starken Masse andauernder Kräfte (z. B. die klimatischen Elemente) eine beachtliche Rolle, so dass das Relief als ein zusammengesetzter Landschaftsfaktor aufzufassen ist. Freilich ist die Wirkung der atmosphärischen Vorgänge auf das Landschaftsrelief eine, für menschliche Zeiten gerechnet, nur langsam modellierende Kraft gegenüber den endogenen Kräften der Gebirgsbildung. Aber der Geomorphologe weiss, dass die Wirkung der Atmosphärilien im Laufe der Erdgeschichte schon oft zur Aufhebung der Erscheinungen, welche durch die endogenen Kraftwirkungen verursacht waren, geführt hat. Das Landschaftsrelief ist daher, insbesondere da die geographische Lage die Art der atmosphärischen Wirkungen noch weitgehend differenzieren kann, innerhalb einer Landschaftsanalyse durchaus nicht mehr allein für sich zu betrachten, womit wieder einmal die Grenze zwischen Geographie und Geologie in der Form gefunden wurde, dass die Geomorphologie noch durchaus zu ersterer gehört.

II. DAS GEWÄSSERNETZ

Eng verbunden mit der Geomorphologie, ja gleichsam ein Teil von ihr ist die Physiographie des Gewässernetzes, womit das System von Wasseradern und -flächen und den sie trennenden Wasserscheiden, seine Gefällsverhältnisse und seine Dichte verstanden werden, während die dynamische Gewässerkunde, die Lehre von Mass und Art des Abflusses und seiner Ursachen, besser an die Darstellung des Klimas anzuschliessen ist. Das Verhältnis zwischen Relief und Gewässernetz ist ohne Zweifel ein sehr enges, und eine Landschaftsgliederung nach dem Relief kommt einer solchen nach dem Gewässernetz recht nahe. Keineswegs aber deckt sie sich mit ihr, da die Entwicklung des Gewässernetzes auch Eigenarten zeigt, die mit der allgemeinen Reliefentwicklung des Landes (Abtragung — Aufschüttung) nicht im Einklang stehen[2]). Die stärksten Abweichungen sind in den Gebieten glazialer Überformung im Bereiche der nordeuropäischen Vereisung zu beobachten. Wenn auch in unserem Gebiete die Störungen, welche durch jene eiszeitlichen Vorgänge erfolgt waren, vom Gewässernetz grösstenteils wieder ausgeglichen wurden, so ist doch das Netzbild im Gebiet des unteren San nicht das einer echten Fluss-Niederungslandschaft, sondern ganz typisch das einer Moränenlandschaft mit Urstromtalungen (untere Wielopolka — unterer Wisłok — Lubaczowka), Grundmoränen mit unregelmässigem Gewässernetz, mit Dünenbildungen usw. Da es sich um verhältnismässig kleine Gebiete handelt, wurde in der Gliederung nach dem Relief eine weitere Unterteilung in Grund-, Endmoränen und Sandrlandschaften nicht durchgeführt und damit eine stärkere Angleichung an die Flussgebiete erreicht.

Auf der nördlichen Abdachung der Karpaten ist das heutige Netz der Gewässer gleichsam der Ausdruck einer Resultierenden zwischen Abdachungsrichtung (Süd-Nord) und dem Relief, das

---

[1]) Siehe dazu den 1. Teil dieser Betrachtungen, die Gliederung nach Lage, Bau und Relief, in „Die Burg" 1941, H. 1.

[2]) Erinnert sei an die epigenetischen Flussstrecken, welche ihre Ursache in erster Linie in den Gesetzen des Wasserabflusses auf einer Landoberfläche haben und eine verhältnismässig grosse Unabhängigkeit vom Bau der Landschaft zeigen.

mit einem Netz von gesteinsbedingten Tiefenzonen (Subsequenzen) mit mehr oder weniger synkliner Grundlage einen meist angenähert rechten Winkel mit der Abdachung des Berglandes einschliesst. Da die langen Subsequenzfurchen das Gewässernetz anziehen, bringen sie in allen ähnlichen Fällen eine Störung in die Entwicklung des Abflussnetzes, das ursprünglich rein der Abdachung folgte. Trotzdem nun die Subsequenzen — also die im grossen und ganzen West-Ost gerichteten Tiefenlinien des nordkarpatischen Berglandes — eine recht auffallende Erscheinung in der Reliefgliederung sind, richtete sich das Haupt-Gewässernetz nur verhältnismässig wenig nach ihnen, sondern es behielt seinen ursprünglichen Süd-Nord-Verlauf mit Hilfe vieler kleiner Durchbrüche durch die Längsrücken konsequent bei. Die langen Längsfurchen jedoch blieben grösstenteils Abflussbereiche der Nebenbäche, welche mit ihren niedrigen Talwasserscheiden die bekannten durchgehenden Talungen schufen[3]). Sogar die grosse Beckenzone von Jaslo—Sanok wird von drei grossen Abdachungsflüssen gequert, von Wisłoka, Wislok und San, wodurch die Unterkammerung in Teilbecken besonders betont wird. Diese Verhältnisse des Gewässernetzes, welche die Reliefierung der Beckenzone unterstreichen, sind ohne Zweifel eine physische Grundlage für die starke politische Untergliederung des im Grossrelief so geschlossen anmutenden Gebietes. Auch heute teilen sich wieder drei Verwaltungskreise in dieses innerkarpatische Becken.

Eine grössere Übereinstimmung zwischen Relief und Gewässernetz ist, wie zu erwarten, in jenen Teilen vorhanden, in denen die gesteinsbedingten Tiefenlinien mit den Muldenzonen der Wölbung am besten übereinstimmen, und wo kein dichtes Netz von Querbewegungen jene Übereinstimmung unterbricht und zergliedert. So sehen wir im Gebiet des oberen San die Abdachungsflüsse längere Strecken die Tiefenlinien benutzen, und auch in den Westbeskiden gibt es lange Flussstrecken, die mit der Gesamtabdachung einen grösseren Winkel einschliessen. So fliesst die Raba unterhalb Myslenice subsequent und ist nicht mehr als typischer Abdachungsfluss zu bezeichnen. Hingegen haben Dunajec, Biała, Wisloka und Wisłok ihren Charakter als Abdachungsflüsse weitgehend bewahrt. Damit bieten die Karpatenflüsse, wenngleich durch eine Unzahl kurzer und enger Durchbrüche, eine Querverbindung vom Hauptkamm über die Becken zur Niederung. Jene hat aber für die Wanderungen der organischen Welt, insbesondere für die Menschen, stets eine geringere Bedeutung besessen als die Längsfurchen des Gebirges, die in breiten offenen Tälern des Gewässer-Nebennetzes und über Talwasserscheiden hinweg eine bessere Durchgängigkeit aufweisen. So sind diese auch nach den Reliefverhältnissen für die Landschaftsgliederung eine brauchbarere Ausgangsbasis als das Gewässernetz. Die Diskrepanz zwischen beiden ist ein interessanter Stoff für morphologische Untersuchungen. Für die Praxis der Landschaftsgliederung kann sie zwar reichliche Hinweise für die Aufteilung in kleinere Landschaftseinheiten liefern, aber sie bleibt uns hier ein Musterbeispiel dafür, dass auch eine Grenzziehungs-Methode nach den Wasserscheiden (1., 2. usw. Grades) nicht schematisch angewandt werden darf, wenngleich diese Methode schon einen wesentlichen Fortschritt gegenüber jener nach den Flussläufen darstellt.

Die Karte 1 zeigt ein Beispiel dafür, dass die Grenzen der Abflussgebiete sich nur bis zu einem gewissen Grade mit den Abgrenzungen der Reliefgebiete decken. Diese wurden nicht mit einer abstrakten mathematischen Methode bestimmt, sondern in weitester Anlehnung an tatsächliche Reliefgrenzen, wie solche z. B. Landstufen zwischen einem höheren und tieferen Gebiet, Engtalstrecken zwischen zwei Becken, Hauptrücken zwischen zwei morphologisch ungleichen Hügel- oder Rückenländern darstellen. Damit wäre aber gerade in einer Beckenzone eine stärkere

---

[3]) Ausser der breiten Beckenzone von Jaslo—Sanok sei hier nur eine von den zahlreichen Talungen genannt: Tyliczer Sattel—Kamienicatal—Limanowa—Tymbark.

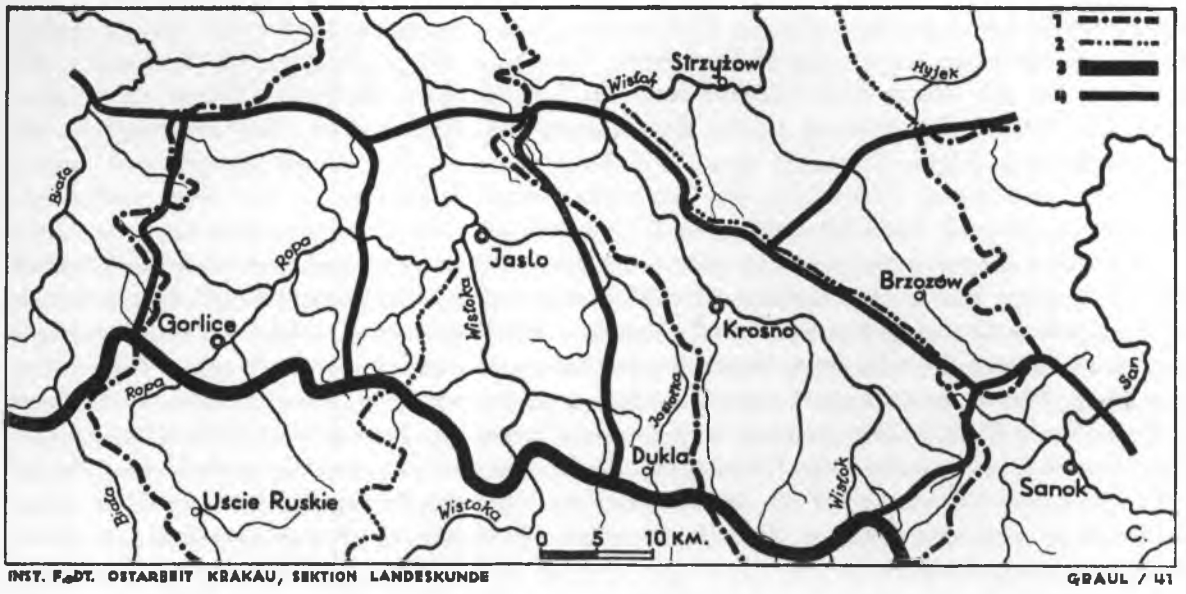


Abb. 1. Die Grenzen der Fluss- und der Reliefgebiete im Jasloer Becken.
[1]) Wasserscheiden höherer Ordnung, [2]) Wasserscheiden niedrigerer Ordnung, [3]) Grenze zwischen Mittelgebirge und Hügelland, [4]) Reliefgrenzen in der Hügelland- und Beckenzone.

Angleichung der Relief- an die Abflussgebiete zu erwarten. Aber die schon genannten Gründe des Gebirgsbaues haben hier eine gewisse Störung hereingetragen. So ist die deutliche Grenze zwischen Mittelgebirge und Hügelland völlig unabhängig vom Gewässernetz, oder anders ausgedrückt: dieses hat sich während der Bildung des Gebirgsrandes völlige Selbständigkeit bewahren können. Ohne Zweifel ist das ein Beweis dafür, dass die jungen gebirgsbildenden Bewegungen langsam und ohne grosse Bruchtektonik vor sich gegangen sind. Aber auch die Unterteilung der Beckenzone kann nicht längs der Wasserscheiden zwischen den Karpatenflüssen durchgeführt werden, sondern sie verläuft völlig selbständig an verschiedenen Stufungen im Hügelland des Beckens. Nur die seitliche Umrahmung der Gebirgsmulde hält sich im Westen an die Wasserscheide zwischen Biała und Wisloka, im Osten an eine lange Nebenwasserscheide des Wisłok-Systems, welche an einen Rücken mit härteren Kalksandsteinschichten (Odrzykon) geknüpft ist. Man kann also nicht sagen, das Jasloer Becken i. e. S. ist das Gebiet der mittleren Wisłoka. Denn ihr grösster Zufluss, die Jasiolka, gehört zum Krosnoer Becken. Es ist leicht möglich, dass hier verhältnismässig junge Flusslaufverlegungen diese Diskrepanz erhöhten, da allem Anschein nach die Jasiolka einmal dem Wisłok zugeflossen war. Auch die Ropa wird im Bereich einer Enge von einer Relieflandschaftsgrenze durchschnitten. Es ist hier im Kleinen wie im Grossen: das Gewässernetz ist zwar mit der wichtigste Verbindungsfaktor der Landschaften, aber nicht deren bestimmender Grundfaktor. Diesen gibt vielmehr die relative Verteilung von Hoch und Tief des grösseren Gebietes ab.

III. GLIEDERUNG NACH DEM KLIMA

Die Rhythmen der atmosphärischen Vorgänge, deren Urantrieb im Mass und Wechsel der Sonnenstrahlung auf die Breitenzonen der Erde zu sehen ist, erhalten ihre stärksten Modifikationen durch die Verteilung von Land und Meer und von Hoch und Tief des Landes. Aus diesen drei Faktoren entspringen weitere, so vor allem die Meeresströmungen, die gerade für Europa eine so ausschlaggebende Rolle spielen. Damit sind aber schon eine ganze Reihe physischer Erscheinungen die Ursache für die klimatischen Vorgänge, weshalb wir mit ihrer Betrachtung in die höchst wechselseitig bedingten Naturelemente eintreten. Es werden mehr und mehr Hinweise auf

die Verhältnisse jener landschaftsbestimmenden Faktoren, die bisher betrachtet worden sind, nötig werden. Da aber erst mit dem Klima das Bild der Böden, deren Bewuchs und die Verbreitung des Tierlebens richtig verstanden werden kann, besteht ohne Zweifel eine logische Aufeinanderfolge der Landschaftsfaktoren, deren Reihenfolge früher bereits genannt wurde, und die bei der landschafts- wie länderkundlichen Darstellung daher seit langem eingehalten wird.

Ein Versuch, das Land zwischen Karpatenkamm und Weichsel nach den klimatischen Erscheinungen unterzugliedern, stösst durch das geringe Ausmass des Gebietes auf Schwierigkeiten. Ferner leuchtet ein, dass eine lineare Abgrenzung klimatischer Bezirke noch schwieriger ist als eine solche nach den Oberflächenformen. Dies bedingt der besondere Charakter der Klimaelemente. Einerseits sind die Übergänge zu fliessend, anderseits ist das Klima nur von wenigen Punkten (Stationen) einigermassen bekannt, in den grossen Zwischengebieten aber wird es interpoliert[4]). Dadurch aber fehlt in der Klimatologie jede absolute Grundlage, echte, natürliche Grenzlinien zu ziehen. Wie bei allen anderen Gliederungen oder Gruppenbildungen kann die Grundlage der klimatischen Landschaftsgliederung nur darin bestehen, dass in den Zonen stärkerer Veränderungen die Grenzen gelegt werden. Es ist dies die gleiche Methode wie bei der Grenzziehung zwischen Gebirge und Senke, die an die steilste Stelle des Abfalles, an die Landstufe, unternommen wird. Solche echten Stufen gibt es selbstverständlich auch beim allerdings von Ort zu Ort sich meist sehr allmählich verändernden Klima, und sie können bei Kartierungen in kleinem Massstabe nach den heutigen Kenntnissen bereits recht gut eingezeichnet werden. In kleineren Gebieten jedoch ist es schwer, feinere Abstufungen der meridionalen oder zonalen Klimaänderungen auszunehmen. Weder die Änderung polwärts noch die Zunahme der Kontinentalität landein kann bei einer Landschaftsgliederung, wie sie hier geplant ist, an einzelnen Iso-Linien in graduelle Stufen zerlegt werden, da diese in der heute üblichen Kartierung für die Analyse kleinerer Gebiete eine rein theoretische Bedeutung haben. So können wir heute Europa gewiss als Ganzes in Klimabezirke aufteilen, vielleicht gelingt es uns auch, Mitteleuropa zufriedenstellend durch wahre klimatische Grenzsäume zu gliedern, aber ein ähnlicher Versuch muss in einem Gebiete, das nur so gross wie eine ausgedehntere Provinz ist, heute noch mehr intuitiv unternommen werden, da hier einfach die Unterlagen für die Festlegung von Klimagrenzen fehlen. Wesentlich leichter wird jedoch die Aufgabe, wenn in stärker reliefierten Gebieten die Klimate, wie sie sich unter dem Übergewicht der Höhenverhältnisse bilden[5]), festgestellt werden sollen. In diesem Falle wird — fast gleichsinnig zum Verlauf der Höhenschichtlinien — eine Reihe von Lokalklimaten gefunden, die für eine Gliederung

---

[4]) Welche Unterschiede aber zwischen einer rein mathematischen und einer geographischen Interpolation bestehen können, zeigt beinahe jeder Vergleich zwei verschiedener Karten über das gleiche Klimaelement. Man lege z. B. vom Weichselgebiet die Niederschlagskarten von Kremser (in: I. Keller, Memel-, Pregel- und Weichselstrom, Berlin 1899, Kartenband, Bl. 8) und von St. Kosińska-Bartnicka (in: Prace Meteorol. i Hydrogr., Teil V, Warschau 1927) nebeneinander, deren Verschiedenheiten in erster Linie aus der verschieden gehandhabten Interpolation entspringen. Die Karte von Kremser ist weitaus geographischer und daher richtiger. Oder es sei aus dem gleichen Gebiet an die scharfe Kritik E. Romers (Pogląd na klimat Polski = Überblick über das Klima Polens in: Czasop. geogr. XVI. Bd., Lemberg 1938) an den mathematisch gezogenen Isothermen Wł. Gorczyńskis erinnert (O temperaturze powietrza w Polsce — Die Lufttemperatur in Polen, in: Pamiętnik fizyogr., Bd. 23, Warschau 1916, und Nowe izotermy = Neue Isothermen, ebenda Bd. 25, 1918).

[5]) Die Lufttemperatur z. B. ändert sich in ca. 50° nördl. Breite des östlichen Mitteleuropa im Winter etwa 480mal, im Sommer etwa 1500mal rascher nach der Höhe als in der Richtung zum Pol. Der Einfluss der Höhenverhältnisse auf die Lufttemperatur ist also so entscheidend, dass Linien gleicher wirklicher Lufttemperatur weitgehend Höhenschichtlinien ähneln. Da sich, wie bekannt, auch die Niederschläge nach der Höhe fast gesetzmässig erhöhen, in Mitteleuropa um ca. 90 mm alle 100 m, aber auch die Zahl der Niederschlagstage, der Bewölkung und Sonnenscheindauer recht gleichmässige Änderungen nach der Höhe aufweisen — ganz abgesehen vom Luftdruck —, die Veränderungen ausserdem recht wesentliche Modifikationen durch die Art der Höhenanordnung (Inselbergland, Ketten, Hochplateau usw.) erhalten, leuchtet ein, welch ausschlaggebende Bedeutung für die Klimastufung das Relief eines Landes besitzt.

solcher Gebiete fürs erste durchaus genügt. Die Reliefgrenzen, soweit sie an grössere Geländestufen oder an Wasserscheiden, die durch ihren Verlauf gleichzeitig Wetterscheiden sind, geknüpft sind, können hierbei mit gutem Erfolg herangezogen werden. Diese Arbeitsmethode kann besonders in einem der Höhe nach so deutlich abgestuften Gebiet, wie es die Nordseite der Karpaten darstellt, gut angewandt werden. Es leuchtet ein, dass eine Gliederung in folgende Klimabezirke:

1. Niederung (150—280 m)
2. Hügelland (300—550 m)
3. Beckenzone (200—450 m)
4. Mittelgebirge (650—1300 m)
5. Hochgebirge (1500—2600 m)

auf alle Fälle etwas Richtiges trifft, wobei in den einzelnen schmalen West-Ost verlaufenden Zonen Untergliederungen ebenfalls nach dem Relief versucht werden können, z. B. eine solche des Mittelgebirges in:

a) West- und Mittelbeskiden (700—1300 m)
b) Niedrige Passzone der Ostbeskiden (500—850 m)
c) Waldkarpaten (700—1400 m).

Die Lufttemperatur, Wind-, Bewölkungs- und Niederschlagsverhältnisse werden von Gebiet zu Gebiet ganz charakteristische Unterschiede aufzeigen, welche die Richtigkeit der Gliederung beweisen.

Für ein Gebiet jedoch, das innerhalb einer typischen Übergangszone zwischen See- und Landklima eine Längserstreckung von rund 400 km aufweist, kann die klimatische Gliederung rein nach den Höhenstufen der einzelnen Klimaelemente nicht mehr genügen. Selbst wenn alle Lokaleinflüsse, vor allem Luv- und Leeseite, Talboden-, Hang- und Höhenklima besonders herausgearbeitet würden, wäre die Differenzierung unvollständig, da die höchst interessanten graduellen Unterschiede kontinentwärts unberücksichtigt blieben. Denn so leicht zwar Höhenstufen der Klimaelemente festgelegt werden können, Kontinentalstufen sind bisher nur in sehr geringem Grade aufzustellen möglich gewesen. Hier liegt aber — kurz gesagt — einer der bedeutendsten Ansatzpunkte für den klimatologischen Sektor unserer angewandten Landeskunde in den Ostgebieten. Denn der engere Lebensraum des deutschen Volkes wird hier von den Grenzen des mitteleuropäischen Buchenwaldklimas — um einmal einen ausrichtenden Begriff in die Betrachtung zu werfen[6]) — bestimmt. Ohne auf die unterschiedliche Bedeutung dieser Grenze einmal im Nordosten, das andere Mal im Südosten einzugehen, kann gesagt werden, dass die letztere Abgrenzung gegenüber den kontinentalen Steppenklimaten die wesentlich kritischere und weittragendere für unser Volk ist. Es kann daher auch bei dieser Klimastudie, die nur der Anfang für tiefer greifende physiologische Arbeiten sein kann, nicht darauf verzichtet werden, mit Hilfe des für solche Zwecke kaum durchgesehenen klimatologischen Materials den west-östlichen Veränderungen des Klimas unseres Teilgebietes nachzugehen[7]). Es mögen daher einige vorläufige Ergebnisse der deduktiven Experimente angeschlossen sein. Das Endziel aller Versuche bleibt natürlich, zu einer zusammenfassenden Landschaftsgliederung zu gelangen. Da das Gebiet

---

[6]) Die Bezeichnung stammt von W. Köppen, der in seiner Gliederung das Klima Cs so benennt (Grundriss der Klimakunde, 2. Auflage, Berlin—Leipzig 1931, siehe für die folg. Ausführungen vor allem S. 91 ff und S. 258—76).

[7]) Genau genommen handelt es sich hier um die Veränderung des Klimas in nordwest-südöstlicher Richtung (Nordsee—Schwarzmeer-Steppen). „West" und „Ost" bezeichnen hier und im folgenden kurz den Gradienten, in dessen Richtung einmal das offene Meer, das andere Mal die asiatische Festlandsmasse mit ihrem Einfluss gelegen ist. Selbstverständlich sind damit die oft recht verschiedenen Einflüsse mehr aus nördlicher oder mehr aus südlicher Seite wirkend zusammengefasst worden.

zwischen Weichsel und Karpatenkamm durch seine Höhenstufen eine sehr betonte Gliederung in meridionaler Richtung besitzt, spitzt sich die Untersuchung von selbst auf die Frage zu, welche der Landschaftsfaktoren zu einer Querteilung der langgestreckten Höhenzonen beitragen. Dabei wird auf klimakundlichem Sektor die Untersuchungsmethode bei der Herausarbeitung der reliefbedingten Längszonen anders als bei jener der querlaufenden Grenzen sein. Statt eines Vergleiches nur der wirklichen Messwerte werden hier weitgehend relative oder auf gleiche Höhe reduzierte Werte herangezogen, um den alles überdeckenden Höhenfaktor auszuschalten und um das eine Mal die mehr see-, das andere Mal die mehr landwärtige Klimalage einer Teillandschaft herauszuschälen.

Überblick über die allgemeine Klimalage

Die Karpaten trennen zwei Klimabereiche des östlichen Mitteleuropas, und zwar den pannonischen vom nordostdeutschen Bereich. Das Sonderklima des Berglandes beginnt weder im Süden noch im Norden an einer scharfen Linie. Im Norden besteht das Land aus einer in mehreren Wellen und rückfallenden Mulden gegliederten, aber an sich einheitlichen Abdachung, die sich im obersten Teil (Sudeten—Karpaten) markanter emporstaffelt. Auf die Bedeutung dieser Landstufen als Landschaftsgrenzen wurde schon verwiesen. Wesentlich ist dabei, dass die Nordabdachung zum Meer, wenn auch zu einem Binnenmeere, geöffnet ist, während nach Süden ein Festlandsbecken mit erhöhtem Kontinentalcharakter von den Karpaten umgrenzt wird. Im Gürtel der vorwiegenden Westwinde gelegen ist die Nordabdachung der Karpaten besonders im Sommer eine ausgesprochene Luvseite. Diesen Charakter weist jedoch die Weichsel—Oder-Abdachung im ganzen gegenüber dem mittleren Donaugebiet auf, so dass wir die Karpaten als eine echte Klimascheide bezeichnen können[8]). Die Funktion wird im Winterhalbjahr durch den Verlauf der Hochdruckachse, die vom asiatischen Hochdruckgebiet über die Ukraine, Slowakei und Alpen nach Westen zieht (Woeikofs Achse des Kontinents) wesentlich gesteigert, weil die winterlichen Landwinde, die den „russischen Winter" bringen, im Norden dieser Linie die sonst vorwiegenden Westwinde nur dann ablösen, wenn die Hochdruckachse nach Norden abwandernd sich auflöst (im Frühjahr) oder sich entwickelt (im November). Im ganzen ist somit unser Gebiet auch klimatisch ein Teil des nordöstlichen Mitteleuropas, eines Klimabereiches, über dessen West- und Ostgrenze bis heute diskutiert wird[9]).

Es handelt sich um das Übergangsgebiet zwischen dem Seeklima des westlichen Deutschlands zum Landklima Osteuropas. Die Ausdehnung der Ostsee kontinentwärts bedingt das Auftreten westlicher Klimaerscheinungen weit nach Osten. Die Niederungszonen innerhalb des allgemeinen Landanstieges nach Süden hingegen — einmal jene der grossen Urstromtäler, das andere Mal jene der Vorgebirgssenken — öffnen den binnenländischen Erscheinungen einen günstigen Weg nach Westen. Die nordschauenden Gebirgsabfälle, insbesondere der Sudeten und Karpaten, fangen die Feuchtigkeit der landwärts gelenkten maritimen Luftmassen auf, so dass diese Gebirgsfronten wiederum weit nach Osten reichende Zungen westlicherer Klimaerscheinungen darstellen. Es besteht daher auf Grund der Reliefformung des Landes eine oftmalige Verzahnung von Gebieten, in denen einesteils mehr die maritimen, anderenteils die mehr kontinentalen

---

[8]) Was als eine physiologische Grundlage für die Abgrenzung des hier behandelten Gebietes längs des Karpatenhauptkammes gelten mag. Richtiger wäre ohne Zweifel, beide Abdachungen vergleichend zu behandeln.

[9]) Die Bemühungen der polnischen Klimatologen, das gesamte ehemalige Staatsgebiet als Bereich eines besonderen Übergangsklimas (des polnischen Klimas bei E. Romer und des baltisch-polnischen Klimas bei Gorczyński, Jańczyk u. a.) zu konstruieren, sind noch bekannt. Eine endgültige Klimagliederung des Gebietes zwischen reinem Seeklima im westlichsten Deutschland und reinem Landklima in Osteuropa fehlt aber eigentlich noch immer, da eine wirklich differenzierte klimatische Gliederung Mitteleuropas noch nicht durchgeführt wurde. Erst die Generalisierung eines vielfältigen Mosaiks von kleinen Klimalandschaften ergibt eine endgültige Gliederung.

Erscheinungen spürbar werden. Für unser engeres Gebiet bleibt zu erwarten, dass in der Weichsel—San-Niederung ein mehr kontinental exzessives, im Bergland ein mehr gemildertes Klima besteht.

Während die Wasserscheide im Süden auch vom Standpunkt einer grossklimatischen Gliederung als Klimascheide gelten kann, ist weder die Weichsel noch die Wasserscheide zur Oder einerseits und zum Dnjestr—Bug andererseits klimatisch als Grenze bedeutsam. Im Gegenteil zeigt die leeseitige Abdachung des Kielcer Berglandes eine grosse Verwandtschaft mit dem Klima der Weichsel-Niederung, im Westen aber bestehen enge Zusammenhänge mit der Sudeten-Nordabdachung, und im Osten reicht die zonale Gliederung der Landschaft, und damit auch die ihres Klimas, ohne wesentliche Störungen in die Ostkarpaten.

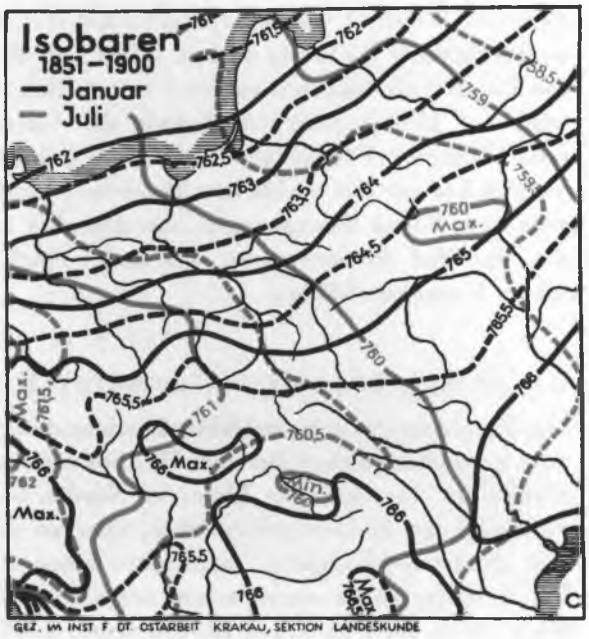


Abb. 2. Die Luftdruckverteilung im Juli und Januar nach Wł. Goryński (1916).

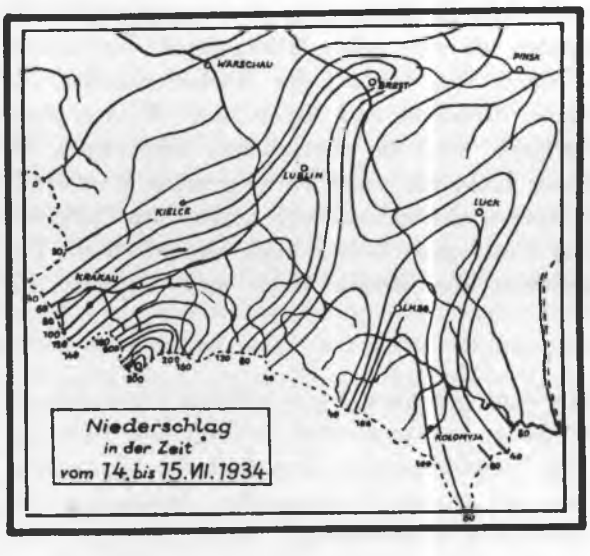


Abb. 3. Die Niederschlagsverteilung bei einer Vb-Wetterlage, aus Wł. Milata (1934).

Bei den einzelnen Elementen ergeben sich folgende charakteristische Erscheinungen: Die im Sommer vorherrschenden Westwinde mit nördlicher Komponente bringen grössere Feuchtigkeitsmengen, die mit ansteigender Höhe zunehmend zum Niederschlag kommen. Soweit dieser westliche Einschlag herrscht, verursacht er eine Abkühlung in der warmen Jahreszeit. Es ist zu erwarten, dass die Westkarpaten, welche ihre langen Rücken diesen kühl-atlantischen Luftströmungen frontal zukehren, einen stärkeren Luv-Charakter zeigen als die Ostkarpaten, deren Täler nach Nordwesten geöffnet sind. Die Niederschlagshöhen dürften demnach in den Westkarpaten, besonders vom luvseitigen Hang zu den leewärts gelegenen Tälern und Becken, einen stärkeren Wechsel aufweisen als im Osten. Da besonders im Früh- und Spätsommer längs der südlichen Tiefdruck-Zugstrasse (Vb) von Oberitalien über den Alpenostrand und Mähren atlantisch-warmfeuchte Luft in unser Gebiet hereingeführt wird, welche bei kalter Witterung im nördlichen Mitteleuropa aufgestaut und in der Vermengung mit den polaren Luftmassen zur Abgabe ihrer grossen Feuchtigkeitsmenge gezwungen wird, kommt es auf der Nordabdachung der Sudeten und der westlichen Karpaten zu besonders reichlichen Niederschlägen. In diesem Falle sind sie jedoch keine rein lokale Erscheinung des Gebirges, sondern reichen von Oberschlesien bis nach Weissrussland[10]). Da die wegen ihrer wasserwirtschaftlich katastrophalen Bedeutung interessante Witterungslage (Überschwemmungen

[10]) Näheres und Literatur darüber in O. Moese, Stau und Föhn als Haupteffekte für das Klima Schlesiens. Veröff. d. Schles. Ges. f. Erdk., 23. H., Breslau 1937.

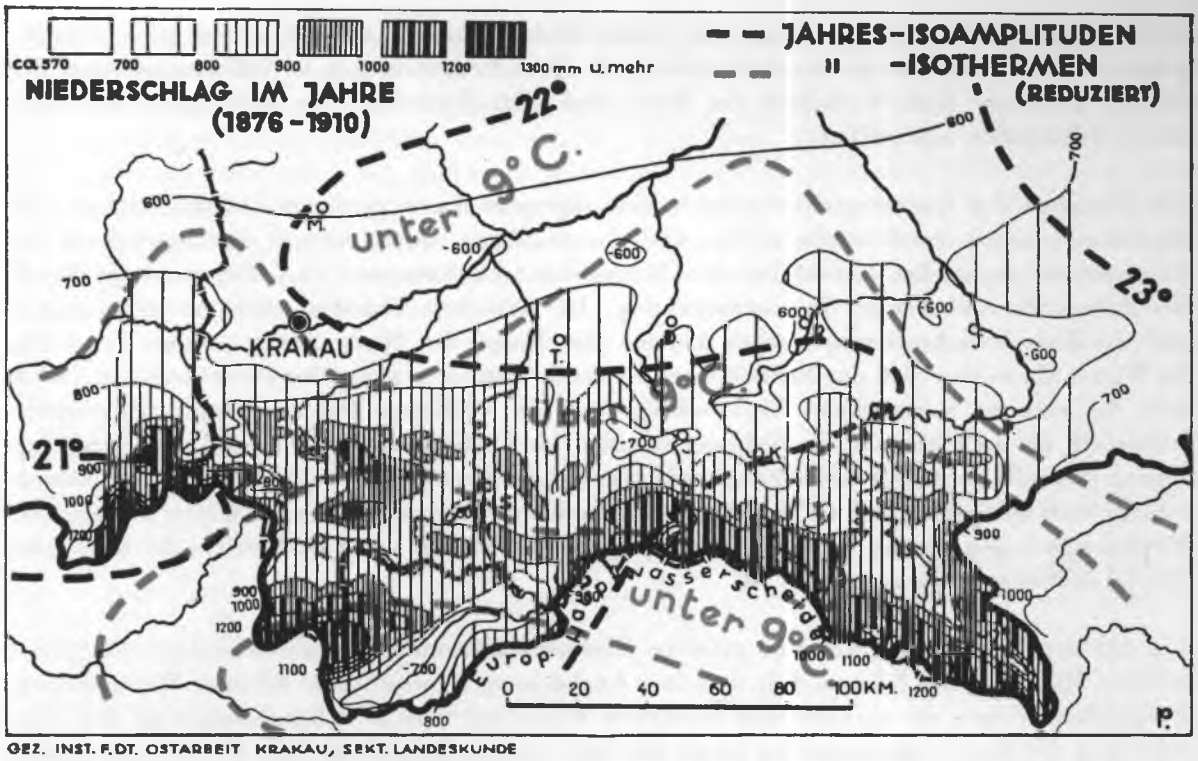


Abb. 4. Die regionale Verteilung der jährlichen Niederschlagsmengen nach A. E. Forster (1939) und die Jahres-Isoamplituden und -Isothermen nach Wł. Gorczyński, Nowe izotermy (1918).

in Schlesien wie in Westgalizien) nach dem Osten unseres Gebietes seltener und schwächer auftritt, ist also — summarisch betrachtet — eine Abnahme der Niederschlagsmenge von West nach Ost zu erwarten. Siehe Abb. 3. und 4.

Im Winter besitzen die Westwinde eine Südkomponente wie im ganzen Gebiet nördlich der winterlichen Achse des Kontinentes. Die atlantischen Luftströmungen, die in ihrem Wirkungsbereich nun erwärmend wirken, haben am West- und Südrand der Alpen und der deutschen Mittelgebirge bereits viel von ihrem Feuchtigkeitsgehalt verloren, so dass nur besonders grosse Wellen dieser Lufttransporte stärkere Niederschläge in unser Gebiet hereintragen. Das höhere Gelände wird weitaus bedeutender von diesen Niederschlägen bedacht sein als die tiefen Gebiete, in denen sich die aus dem Festlandsinnern herangeführten trockenkalten Luftmassen am längsten halten. Es bleibt daher zu erwarten, dass der Unterschied der Niederschlagshöhe zwischen Vorland und Gebirge, insbesondere aber der Hohen Tatra, im Winter grösser ist als im Sommer.

Nicht unwesentlich sind für unser Gebiet Austauschbewegungen mit dem pannonischen Becken südlich der Karpaten. Im Winter ergibt die sich mit dem Pendeln der Druckachse ändernde Luftdruckdifferenz zu beiden Seiten der Karpaten einen Austausch kalter Luftmassen, der von Süden her infolge der vorherrschenden Windrichtung überwiegt. Die Luftmassen werden im Westen beim Abstieg von den hohen Kämmen der Westkarpaten stark erwärmt und relativ trocken, so dass es in den nördlichen Becken- und Tallandschaften zu typischen Föhnerscheinungen kommt. Im Osten jedoch bleibt die Erwärmung durch den relativ geringen Abstieg von den niedrigen Höhen der Dukla-Passzone ins Krosnoer Becken und weiter nordwärts so gering, dass hier ein kalter rauher Landwind von Süden weht. Ausserdem hat die Luft infolge des geringeren Anstieges an der Südseite der Karpaten weniger von ihrem Feuchtigkeitsgehalt verloren. Tatsächlich sind aus dem Hügelland nördlich der Dukla-Zone die starken und oftmaligen Schnee-

verwehungen und die lange Dauer der Schneedecke bekannt, worauf später noch zurückgekommen wird. Es ist zu erwarten, dass sich diese Erscheinungen in Differenzierungen des Klimas zwischen dem Nordabfall der West- und Mittelbeskiden, der Duklapassregion und der Waldkarpaten ausdrücken.

Die Zunahme der Kontinentalität äussert sich allgemein durch geringere Luftfeuchtigkeit und Bewölkung, somit durch stärkere Ein- und Ausstrahlung. Daran knüpft das Anwachsen der Temperatur-Amplituden sowohl bei den Monatsdurchschnitten und den Extremen im Laufe des Jahres als auch bei der Tagesschwankung. Die extremen Tagestemperaturen treten später auf, die Zwischenjahreszeiten werden kürzer. Die Menge der Niederschläge nimmt besonders im Winter ab, so dass sich das Erdteilinnere als reines Sommerregengebiet charakterisiert. Dabei tritt die extreme sommerliche Niederschlagsspitze im südlichen Teil des Kontinentalgebietes früher ein als seewärts und im Gebirge, nämlich im Frühsommer[11]). Die Zahl der Regentage nimmt ebenfalls nach dem Erdteilinnern ab, was auf die Konzentration des sommerlichen Niederschlags zu Regengüssen und auf die allgemeine Niederschlagsverringerung im Winter zurückgeht. Es wird sich zeigen, ob von diesen allgemein aufgestellten Regeln schon im Bereiche der Karpaten-Nordabdachung etwas zu spüren ist.

Ein höherer Bewölkungsgrad, eine grössere Niederschlagssumme im Jahresdurchschnitt führen zu einer Milderung des Klimas, d. h. zu seiner Angleichung an westlichere Klimate Mitteleuropas. Umgekehrt bringen die aufklarenden trockenen Winde aus dem östlichen Gradienten eine Verschärfung des Temperaturganges im Laufe des Tages wie des Jahres mit sich. Da diese kontinentalen Einflüsse aber viel stärker im Winter als im Sommer zur Wirkung kommen, zeigen die Lufttemperaturen wie die anderen Klimaelemente landeinwärts von Ort zu Ort im Sommer geringere Unterschiede als im Winter. Auch im Karpatenland liegen die Isothermen des Sommers noch in meridionaler Richtung, während sie im Winter ausgesprochenen Süd-Nord-Verlauf zeigen. Die Kontinentalität, ausgedrückt durch die Isoamplituden, wird demnach vorwiegend durch die nach Osten zunehmend strengeren Winter bestimmt. Nun ist aber der extreme Temperaturgang nicht das einzige Merkmal der zunehmenden Kontinentalität, sondern auch sein Jahresverlauf, die Verteilung der Niederschläge und die Häufigkeit der Niederschlagstage u. a. nehmen landeinwärts neuen Charakter an. Bei allen Erscheinungen aber stehen wir vor der Schwierigkeit, dass unser Gebiet ein zu weitmaschiges Beobachtungsnetz besitzt, so dass keine einwandfreien Profile gezeichnet werden können, aus denen man die Gebiete grösserer Gleichmässigkeit von den Zonen rascherer Veränderungen trennen und zur Gliederung von Klimalandschaften verwenden könnte.

Zur Klimaübersicht seien die Karten 2 und 4 beigegeben, welche einmal die Luftdruckverhältnisse im Januar und im Juli, das andere Mal die Niederschlagsverteilung und -summe sowie die Jahresisothermen (reduziert) und -amplituden zeigen.

Versuch zur Unterteilung in Klimalandschaften

Die klimatischen Längszonen der Karpaten-Nordseite verlaufen parallel mit den deutlich abgestuften Höhenzonen. Ihre strukturellen Unterschiede können am besten in Querprofilen der Klimaelemente veranschaulicht werden. Für die Westkarpaten besitzen wir einen ersten Ver-

---

[11]) Die Verspätung des sommerlichen Niederschlagsmaximums vom Südosten (Juni) zum Nordwesten (August) entspricht dem Übergang vom südöstlichen (Mai—Juni-Maximum mit sekundärem Herbstmaximum — bei Köppen als Cx-Klima) zum nordatlantischen Einfluss. Die von Köppen als „meridionale Veränderung" bezeichnete Erscheinung kann in unserem Gebiet als eine solche vom „See"- zum „Landklima" angesehen werden.

such dieser Art[12]). Es wurde dabei von der Reliefgliederung des Landes ausgegangen und in den so gefundenen „geographischen Einheiten" die Durchschnitte der einzelnen Klimaelemente errechnet, die in einer Tabelle mit zwei Diagrammen untereinander verglichen werden. Einige der wesentlichen Diagrammlinien seien in Abb. 5 wiederholt. Die Mängel, welche diese Methode zur Zeit noch aufweisen muss, sind rasch gefunden. Eine Untergliederung kann nur bis zu einem gewissen Grade durchgeführt werden, da die Linien infolge der geringen Stationspunkte vielfach nur annähernd die wirklichen darstellen. Mit der mathematischen Methode der Gruppenbildung ergibt sich bei den einzelnen Linien keine gleichmässige Untergliederung in Abschnitte, die in sich ähnliche Verhältnisse aufweisen[13]) (siehe die roten Querstriche und Verbindungen in Abb. 5). Nur zwei Grenzen sind verhältnismässig durchgehend zu beobachten. Die eine von

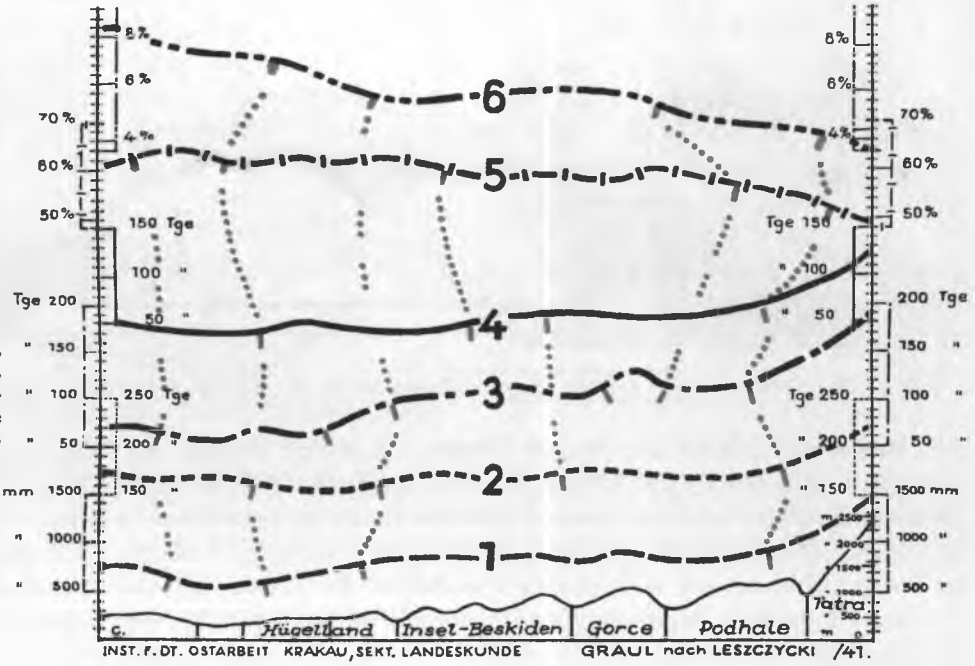


Abb. 5. Profile verschiedener Klimaelemente auf der Nordabdachung der Westkarpaten (nach St. Leszczycki 1935). [1]) Niederschlagsmenge des Jahres, [2]) Niederschlagstage im Jahr, [3]) Tage mit Schneedecke, [4]) Schönwettertage, [5]) durchschnittliche Bewölkung im Jahr, [6]) Jahrestemperatur. — Die roten Querstriche stellen die Unterteilung der Kurven nach ihrer Linienführung dar (nach Verf.), die roten punktierten Linien sind die möglichen Verbindungen der Querteilungen. Sie stellen klimatische Grenzen dar.

ihnen verläuft nördlich von Zakopane, sie ist demnach als klimatische Grenze des Hochgebirges zu bezeichnen. Sie liegt in einem breiteren Streifen der Tatravorzone, ist aber bei allen sechs Klimaelementen deutlich vorhanden. Eine zweite Linie ist bei fünf der Profile am Rande des Hügellandes, etwa in der Gegend von Mogilany, zu beobachten, während der Rand des Mittelgebirges auf vier der Profillinien wenig nördlich von Myslenice hervortritt. Das Neumarkter Becken und der Südrand des Krakauer Jura wird noch bei drei der Klimaelemente bemerkbar. Eine weitere Untergliederung, besonders innerhalb des Mittelgebirges, ist aber nicht mehr möglich. Mit den von Leszczycki aufgestellten „Klimazonen", die in seinen Diagrammen in das Geländeprofil eingetragen sind, decken sich die nach mathematischer Methode gefundenen Abschnitte nur sehr überschlägig. Genau betrachtet ist aus dem Verlauf der Linien keine so reichhaltige Gliederung zu lesen, wie sie Leszczycki angibt, sondern es besteht nur eine Stufung nach Niederung, Hügelland, Mittel- und Hochgebirge. Für eine weitere Differenzierung leistet die

[12]) St. Leszczycki, Dziedziny klimatyczne południowo-zachodniej Polski (Die klimatischen Gebiete Südwestpolens) in: Pam. Polsk. Balneol., Bd. 14, Krakau 1935.

[13]) Die mathematische Methode der Gruppenbildung an Profilen erfolgt in der Weise, dass die Profilabschnitte durch die Schnitte der Profillinien und solcher Ordinatenlinien bestimmt werden, die in möglichst geringen Abständen möglichst grosse Teile der Profillinie zwischen sich nehmen. Das heisst also, dass die Bögen der Profillinie nie in einem Wellental oder -berg zerschnitten werden, sondern stets in den an- oder absteigenden Wellenflanken. Nicht nur bei den Oberflächenformen (siehe 1. Teil dieses Aufsatzes), sondern bei allen regional wechselnden Erscheinungen können in dieser Weise die natürlichen Einheiten am besten eine theoretische Gliederung durch Linien erfahren.

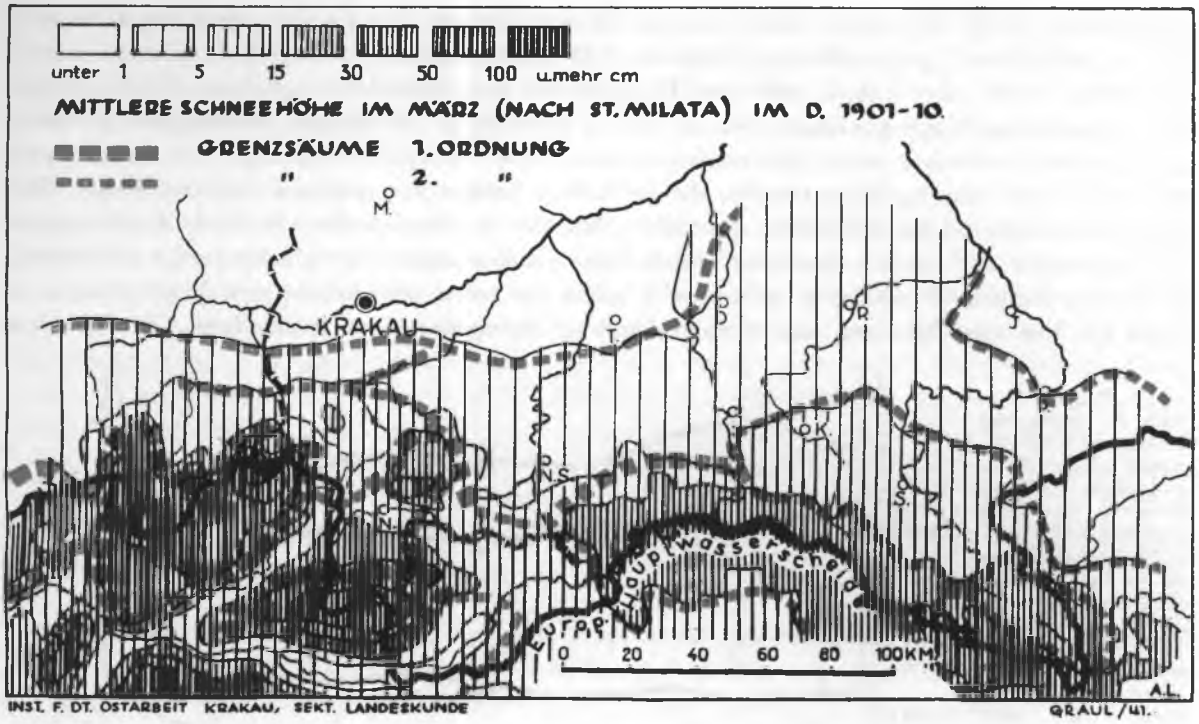


Abb. 6. Das Grenzzonennetz auf der Karpaten-Nordseite für die mittlere Schneehöhe im März (1901—1910).

dort beigefügte Tabelle fast bessere Dienste. Immerhin kommt die längslaufende, vom Relief beeinflusste Gliederung des Klimas gut zum Ausdruck. Für die Ostbeskiden oder die Karpaten-Abdachung ostwärts des San können ähnliche Profile erst gezeichnet werden, wenn die langjährigen Beobachtungen einer grösseren Anzahl von Stationen vorliegen. Jedenfalls ist aber auch in diesen Gebieten eine weitgehende Parallelität der Klima- mit den Reliefzonen zu erwarten. Für unser Bestreben, kontinentwärts Stufungen und dadurch Abgrenzungen zu erhalten, müssen in Anbetracht des vorliegenden ausgearbeiteten Materials andere Methoden herangezogen werden.

So wäre einmal zu versuchen, ob die Eintragung von Grenzzonennetzen, die aus einer Reihe von Karten des gleichen Klimaelementes in eine einzige Karte gezeichnet werden, nicht zu bestimmten Häufungen der Grenzzonen in engeren Streifen und zu Aussparungen, in denen die Linien fehlen oder nur untergeordnet auftreten, führt. Die Frage ist nur, in welcher Weise man auf einer Klimakarte ein brauchbares Grenzzonennetz erhält. Wir gehen dabei von einer Isolinienkarte aus. Sie zeigt in jedem einzelnen Fall Zonen, in denen die Isolinien eng beieinander verlaufen, und breitere Flächen, in denen sie im weiten Abstand voneinander liegen. Hier sind für die angegebene Zeit die Gebiete, in denen das jeweils dargestellte Element annähernd ähnliche Verhältnisse aufweist, in den Zonen der Linienhäufungen aber sind die Grenzen anzunehmen. In welcher Form nun ein möglichst getreues Netz von Grenzzonen in eine klimatische Karte eingetragen werden kann, zeigt Abb. 6.[14]) In ihr ist eine Gliederung in eine Anzahl von

[11]) Wesentlich ist dabei eine richtige Generalisierung. Wo die Linien gleicher Schneehöhe im März (Durchschnitt der Jahre 1901—1910 aus Wł. Milata, Pokrywa śnieżna w Karpatach [Die Schneedecke in den Karpaten] in: Prace Stud. Turyzmu, H. 3, Krakau 1937) dicht aufeinanderfolgen, da werden Grenzlinien erster Ordnung eingetragen, wo sie hingegen weit auseinandergezogen sind, werden sie selbst als Grenzlinien, aber zweiter Ordnung, benützt. Denn es ist klar, dass die einzelne Isolinie an sich weder Grenze noch der Ausdruck dafür ist, dass hier irgendeine Abstufung vorliegt. Die Isolinien sind ja fast immer mathematisch interpoliert und schematisch nach bestimmten Abständen des Zehnersystems gezogen. Sie können daher nur dort im Grenzzonennetz als Grenzen gelten, wo sie nachgewiesen längs einer Reliefgrenze verlaufen und daher mit grösserer Wahrscheinlichkeit eine feinere Abstufung angeben.

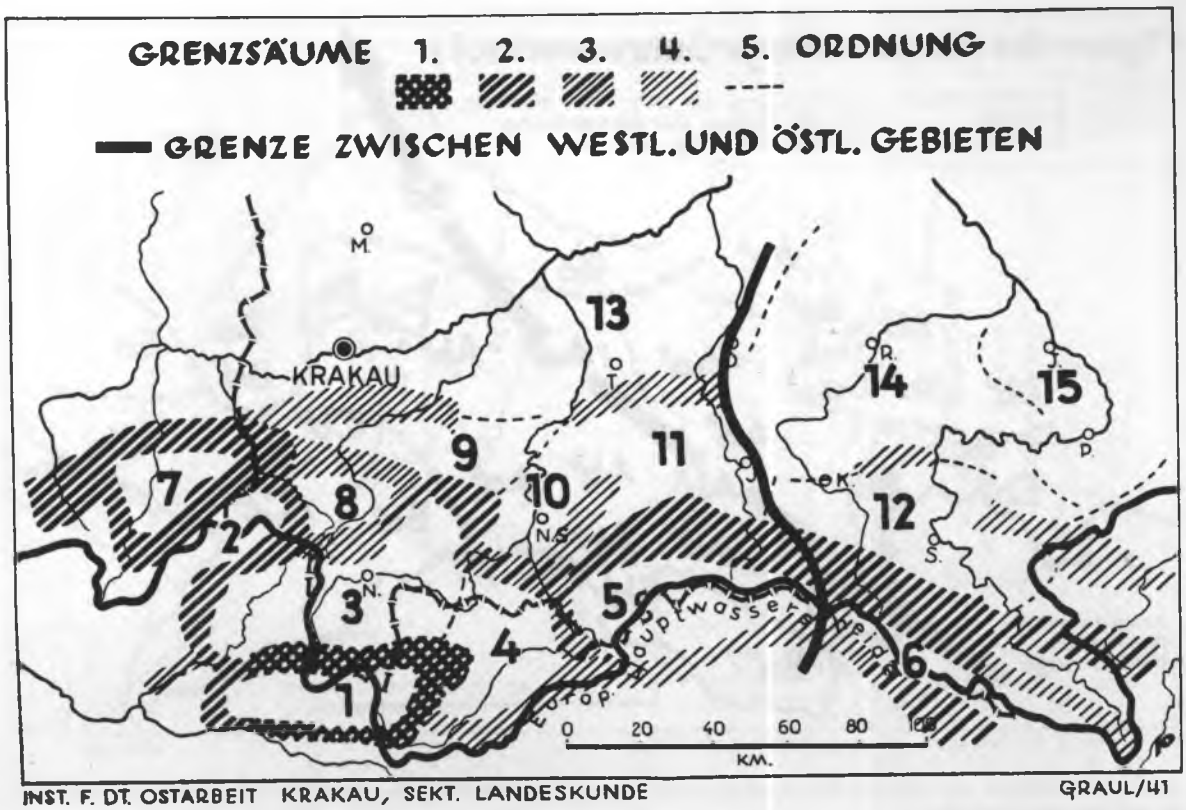


Abb. 7. Landschaften gleicher Schneeverhältnisse auf der Nordseite der Karpaten.
Die Landschaften sind: 1) Hohe Tatra, 2) Hohe Westbeskiden, 3) Neumarkter Becken mit der Gorce, 4) Pieninen und Popradtal, 5) Ostbeskiden mit dem Bergland von Krynica, 6) Waldkarpaten, 7) Saybuscher Becken, 8) Innerer Teil der Mittelbeskiden, 9) Hügelland zwischen Raba und Dunajec, 10) Becken von Neu-Sandez, 11) westlicher Teil der Beckenzone, 12) östlicher Teil der Beckenzone, 13) Westliche Weichsel-Niederung, 14) Gebiet des unteren Wisłok, 15) Lössterrassenland von Jaroslau.

Die Formeln für die Schneeverhältnisse in den 15 Gebieten:
1) II > 100 /—300/80. 2) II— III > 100 /—300 /80, 3) I—II 30—50 /60—200 /70, 4) I—II 15—30 /60—100 /60, 5) II 30—50 /60—100 /70, 6) II 30—100 760—200 /70, 7) I—II 5—15 /40—60 /30, 8) II 5—15 /40—60 /55, 9) I—II 5—15 /30—60 /50, 10) I—II 5—15 /30—60 /40, 11) II 5—15 /30—60 /35, 12) II 5—30 /40—60 /45, 13) II 1—15 /20—30 /25, 14) I—II 5—15 /20—40 /45, 15) I 1—5 /20—30 /45.

Gebieten herauszulesen, von denen die Hohen Westbeskiden und die Hohe Tatra solche erster Ordnung sind. Auch die Gorce und das Bergland von Krynica heben sich mit einem breiten Grenzsaum von ihrem nördlichen Vorland ab. Etwa längs den Nordrändern von Mittelgebirge und Hügelland verlaufen Grenzen zweiter Ordnung. Das Flachhügelland der San-Niederung zeigt gleiche Schneehöhen-Verhältnisse wie das südliche Hügelland, aus dem sich im Osten nur die Becken von Krosno und Sanok als schneereicher abheben. Dadurch wird hier der Übergang zum Mittelgebirge in mehrere Stufen mit geringerem Ausmass gegliedert.

Die Grenzlinien der übrigen Karten aus Milatas Arbeit in eine Karte vereinigt und zu Grenzstreifen verschiedenen Grades geordnet ergibt die Karte 7. Der Verlauf der Grenzstreifen wie die damit erreichte Abgrenzung von Gebieten, welche in sich einheitliche Schneeverhältnisse aufweisen, sind durchaus charakteristisch. Sehr deutlich tritt ausser der Hohen Tatra der Nordrand des Mittelgebirges, welcher das Sandezer Becken ausschliesst, in Erscheinung. Das stark gegliederte Gebiet der oberen Raba zeigt ebenso wie das Rückenland zwischen den Oberläufen von San und Dnjepr einen gestaffelten Übergang. Die Becken der äusseren Sandsteinzone sind noch durch Linien 4. und 5. Ordnung vom nördlichen Hügelland abgeschieden.

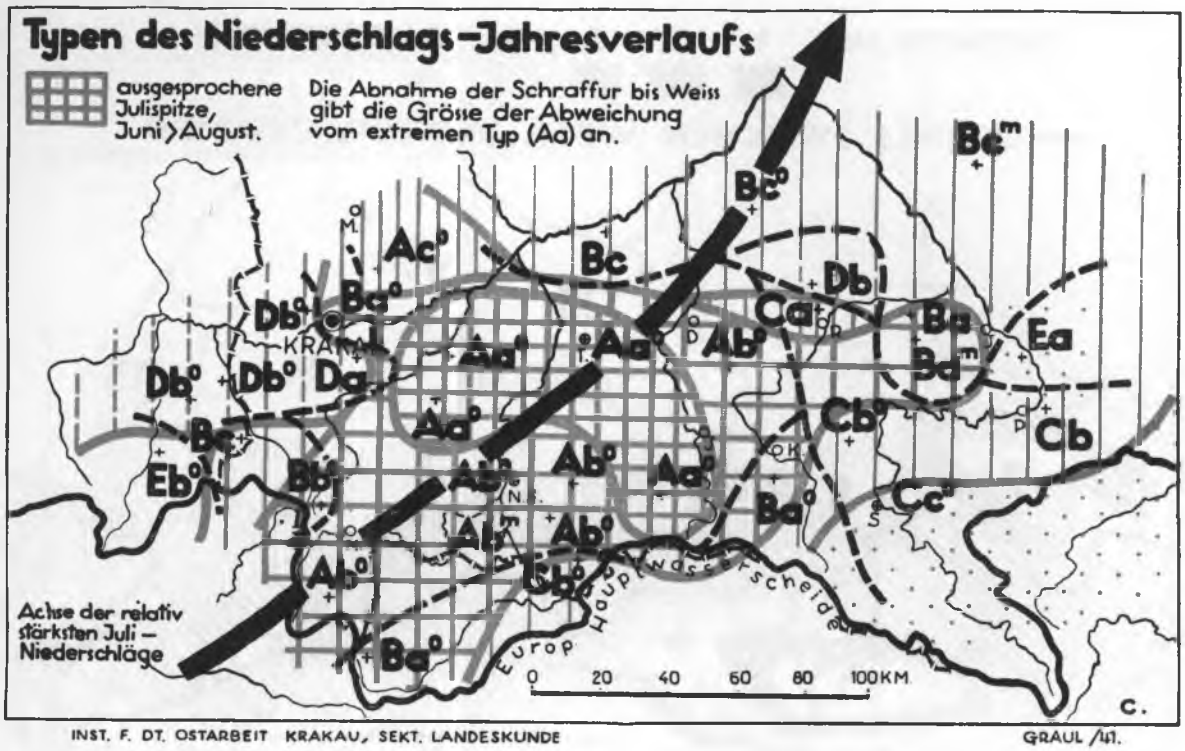


Abb. 8. Die Gebiete mit gleichem Niederschlags-Jahresverlauf auf der Karpaten-Nordabdachung (Periode 1916—35). Erläuterung der Formeln:

Die grossen Buchstaben A—E geben die relative Höhe der Juli-Niederschlagsmenge gegenüber Juni und August an; A bedeutet eine hohe Julispitze, während sie bei B bereits kleiner ist, bei C etwa gleichhoch mit der Niederschlagsmenge im Juni und August; bei D ist bereits einer der benachbarten Monate höher, und bei E ist die Menge im Juli geringer als in den beiden anderen Monaten.

Die kleinen Buchstaben a—c geben die absolute Lage der Niederschlagsspitze an. Bei a liegt sie vor der Mitte des Juli, bei c danach, während sie bei b etwa in der Mitte des Monats Juli gelegen ist.
Die hochgesetzten Buchstaben m und o zeigen an, ob der Mai (m) mehr Niederschläge aufweist als der Oktober (o) oder umgekehrt. Siehe dazu die Niederschlags-Jahreskurven in Abb. 10.

Die Niederung wird vom vorkarpatischen Hügelland überall deutlich gesondert ausser am Wisłok. Auffallend ist hier, dass mit einer allerdings untergeordneten Linie das Kerngebiet des Weichsel—San-Winkels herausgehoben und an das höhere Hügelland des mittleren Wisłok angeschlossen wird.

Bei allen Kartenkombinationen dieser Art ist ohne Zweifel ein Nachteil darin zu sehen, dass man nicht ohne weiteres den Charakter der abgegrenzten Gebiete herauslesen kann. Man benötigt daneben eine tabellarische Zusammenstellung. Der Ausdruck für eine konzentrierte Charakterisierung ist die Formel, welche für Karte 7 die Art der durchschnittlichen Schneeverhältnisse in den einzelnen Gebieten angibt. Eine Gruppierung der Gebiete nach einem mehr westlichen und mehr östlichen Charakter ist mit Hilfe der letzten Zahl der Formel möglich. Die Differenz zwischen der Tagesanzahl mit Schneedecke und mit Schneefall wird um so grösser sein, 1. je stärker der Schneefall ist, 2. je geringer die Tage mit Schneefall sind und 3. je länger die Periode der Eistage währt. Die erste Bedingung ist mit dem Ansteigen der Höhe über d. M., die zweite aber landeinwärts und die dritte ist sowohl gebirgewie landeinwärts gegeben. Somit ist der Differenzwert bei einem Vergleich absolut etwa gleichhoher Landschaften ein einwandfreier Hinweis auf den Grad der Kontinentalität, wie wir ihn suchen. So scheidet denn auch die Linie A—B in Karte 7 Gebiete mit mehr östlichem

von solchen mit mehr westlichem Charakter. Am westlichsten erscheint vergleichsweise das Saybuscher Becken, am östlichsten hingegen das Kerngebiet des Weichsel—San-Winkels, nämlich die Gegend um Kolbuszowa.

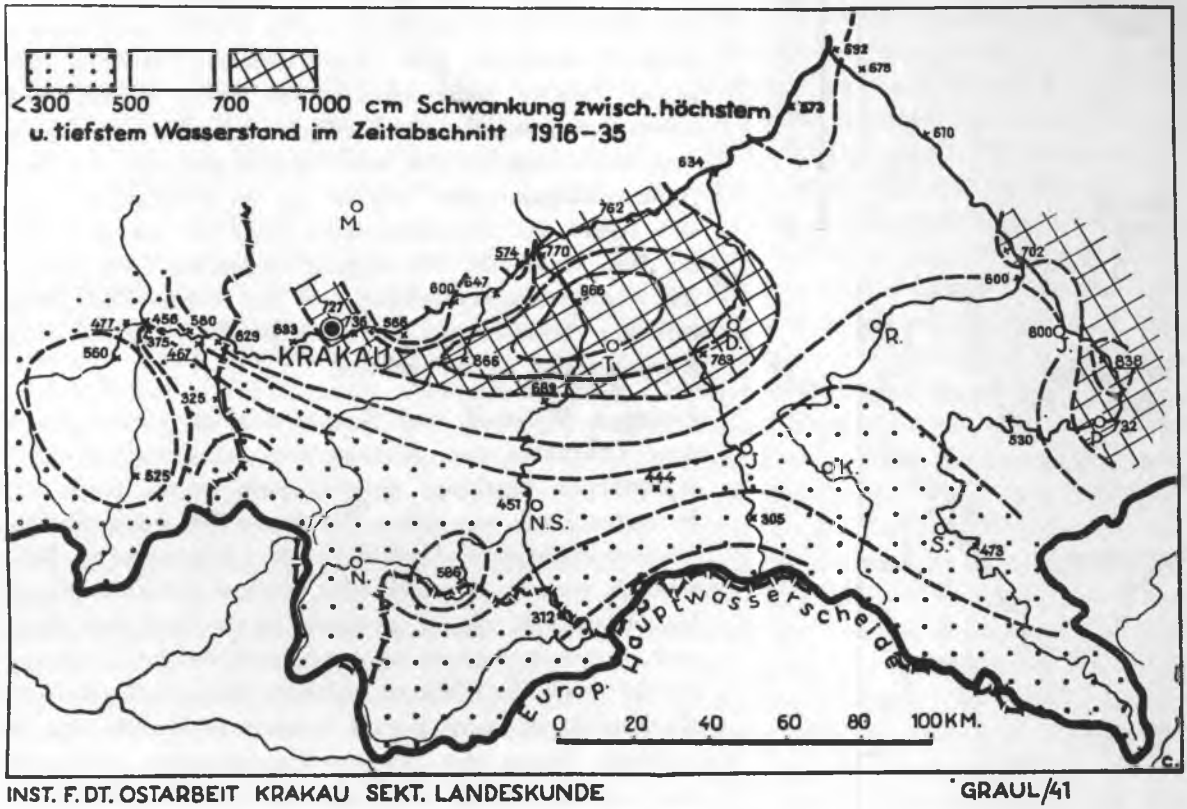


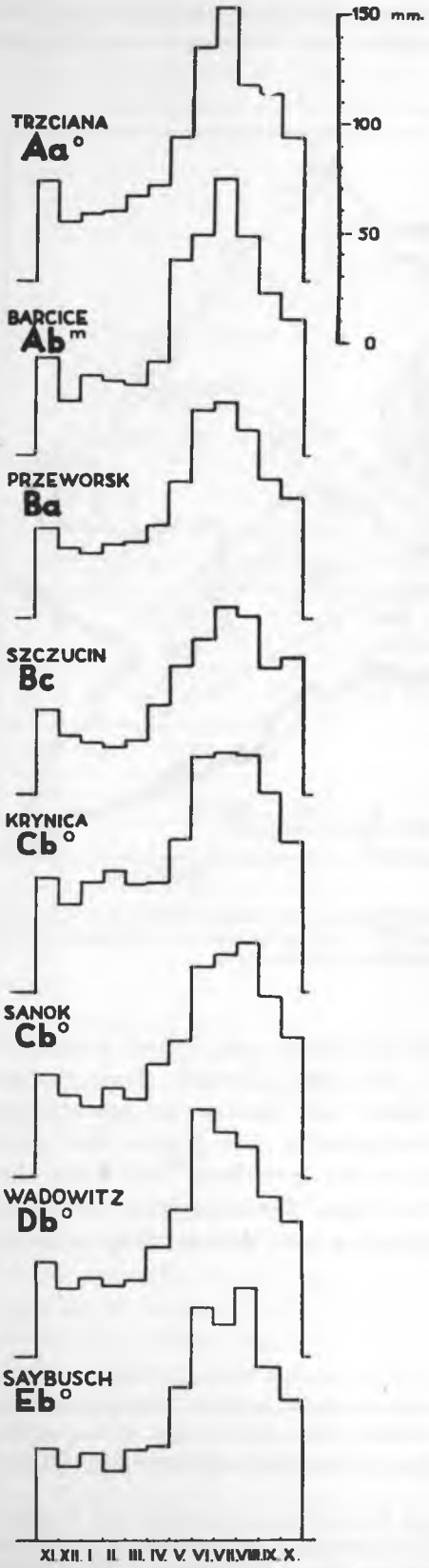
Abb. 9. Die Gebiete gleicher maximaler Wasserstandsschwankungen im Flussnetz der oberen Weichsel (1916—35). Die Zahlen sind aus dem Jahrbuch des Hydrogr. Inst. f. d. GG, Warschau 1941 entnommen, die unterstrichenen Zahlen aber aus J. Keller (1899) für den Zeitabschnitt 1871—1895.

Auch die sommerlichen Niederschläge oder der Gesamtniederschlag mit seiner jahreszeitlichen und monatlichen Verteilung könnte zu einem ähnlichen Versuch herangezogen werden. Zur Zeit besitzen wir aber nur eine einzige Arbeit mit Karten der monatlichen und jahreszeitlichen Niederschlags-Verhältnisse im Weichselgebiet[15]). Die Karten sind aber in zu kleinem Massstabe und mit zu grossen Isolinien-Abständen gezeichnet und daher eine kaum ausreichende Grundlage für unsere Methode. Die bisherigen Versuche lassen allerdings erkennen, dass eine Gliederung in Niederschlags-Landschaften auf diesem Wege erreicht werden kann[16]).

---

[15]) St. Kosińska-Bartnicka, Opady w Polsce (Die Niederschläge in Polen), Prace meteorol. i hydrogr. Teil V, Warschau 1927. Auf der grossen Karte der Niederschlagsverteilung sind die Isohyeten schlecht interpoliert. Dies lässt vermuten, dass die Karten der Monats-, Vierteljahresverhältnisse usw. ebenfalls schlecht interpoliert wurden, so dass ein Versuch der Generalisierung zu Grenzliniennetzen und deren Zusammenschau zu einem höchst überschlägigen Ergebnis gelangen muss.

[16]) Vor allem auf Grund der Niederschlagskarten im Jb. d. k. k. hydrogr. Central Bureaus, Teil XII, Das Weichsel-Gebiet, ab 1893 fortlaufend bis zum Weltkrieg, der Hydrographischen Übersichtskarte des Weichsel-Gebietes für die Periode 1876—1900 von A. E. Forster in „Die Niederschläge am Nordabfall der Karpaten", Abhandl. d. Geogr. Gesell. in Wien, Bd. XIII, Wien 1939, und der guten, bereits genannten Karte von Kremser im Weichselwerk von Keller (1899).



Institut für Dt. Ostarbeit-Landeskunde
Krakau 1941

Abb. 10. Charakteristische Niederschlags-Jahreskurven aus den Teillandschaften der Karpaten-Nordabdachung. (Für die Periode 1916—35, aus dem Jahrb. d. Hydrogr. Inst. d. Generalgouv. Warschau 1941). Die Erklärung der Formeln siehe Abb. 8.

Da die Niederschlagsmenge des ganzen Jahres sehr vom Höhenfaktor abhängig ist[17]), dürfte eine analytische Betrachtung ihrer jahreszeitlichen Verteilung für unsere Zwecke mehr Aussicht auf Erfolg haben. Wir gehen davon aus, dass in Westdeutschland eine geringere Amplitude zwischen den winterlichen und sommerlichen Niederschlagsmengen besteht als in Osteuropa, dass sich ferner die Intensitätsspitze landein auf den Juli bis Juni verschiebt. Diese ganz allgemeine Veränderung der Niederschlagsverteilung von der Nordseeküste zum östlichen Mitteleuropa ist auch im W—O gerichteten Karpatenland zu beobachten.

Zwischen Weichsel und Karpatenkamm können nach dem Charakter des Niederschlags-Jahresverlaufs fünf Haupttypen bestimmt werden (siehe dazu Karte 8). In erster Linie war dabei die Form der sommerlichen Niederschlagsspitze Grundlage der Typisierung. Wesentlich war, ob sie stark oder weniger betont in einem Monat auftritt, ob sie vor oder nach dem Juli liegt, und ob sie symmetrisch oder unsymmetrisch ist. Letzteres drückt sich in der Differenz zwischen Mai- und September-Niederschlägen aus. Ferner kommt es darauf an, in welchem Monat das Niederschlagsminimum erscheint, und welchen Betrag die Amplitude zwischen kleinstem und grösstem Monatsniederschlag aufweist. Es sei wiederholt, dass eine kleine Verfrühung des Monatsmaximums und eine grössere Amplitude einen kontinentaleren, ein August-Maximum aber einen nordwestlichen Klimacharakter anzeigt. Die fünf Haupttypen sind in der Diagrammreihe (Abb. 10) gegenübergestellt. Von den acht Niederschlagskurven des Diagramms sind fast $^4/_5$ von den 33 der herangezogenen Stationen enthalten. Die „Verwandtschaft" zueinander ist mit folgendem Schema gekennzeichnet:

$$\begin{array}{ccccccccc} \boxed{Aa} & - & Ba & - & Ca & = & Da & = & Ea \\ \| & & \| & & \| & & & & \\ Ab & = & Bb & = & Cb & - & Db & - & \boxed{Eb} \\ \| & & \| & & \| & & & & \\ Ac & - & Bc & - & \boxed{Cc} & & & & \end{array}$$

[17]) Im Winter stärker als im Sommer, weshalb eine „jahreszeitliche" Untersuchung der Niederschlagssumme mehr Erfolg haben dürfte als eine solche über das ganze Jahr (siehe dazu Abb. 6 und 7). Die Jahresabschnitte können sich dabei nicht an die kalendarischen Jahreszeiten halten, sondern es müssen natürliche Monatsgruppen, die sich von Gebiet zu Gebiet verschieben, gefunden und für diese die Karten der Niederschlagsverteilung und -tage kartiert werden. Die Monatskarten von St. Kosińska-Bartnicka wären eine gute Unterlage, wenn sie übersichtlicher und geographisch interpoliert wären.

Aa—Eb sind die Gegentypen bezüglich der Juli-Niederschlagsmenge im Vergleich zu Juni und August, Aa—Cc hingegen bezüglich der absoluten Lage des sommerlichen Maximums. Wenn man die Gebiete gleicher sommerlicher Niederschlagsverteilung nach ihrer Verwandtheit zusammenfasst, wird eine recht regelmässige Aufteilung über das untersuchte Gebiet offenbar, die als roter Unterdruck aus der Karte 8 zu ersehen ist[18]). Das Kerngebiet mit hoher Julispitze und höherem Juni- als August-Niederschlag (Aa, Ab und Ba) liegt im Bereich zwischen unterer Raba, oberer Wisloka und dem Südrand des Sandezer Beckens. Konzentrisch legen sich darum die weiteren Typenbereiche, zwar so, dass nach Nordosten die Veränderung am langsamsten, in der Richtung nach Westen bis Nordwesten und nach Südosten aber am raschesten erfolgt. So finden wir die zu Aa gegensätzlichen Typen nicht im Weichsel—San-Winkel, sondern einmal im Westen (Saybusch — Eb), das andere Mal im Südosten (Sanok — Cc). Der Kontinentalitätsgrad kann aus dieser Karte nur bedingt herausgelesen werden, denn einmal wurde die Lage der sommerlichen Niederschlagsspitze nicht als primäre Gliederungsgrundlage genommen, da die Höhe der Juli-Regenmenge in unserem Gebiet den Charakter der Jahreskurve in erster Linie bestimmt, zum anderen ist die Amplitude zwischen dem Monatsmaximum und dem -minimum in der Karte nicht enthalten. Auch sonstige Feinheiten im gegenseitigen Verhältnis der Monats-Niederschlagsmengen konnten ohne Einführung einer komplizierten Formel nicht verwertet werden (ihre Betrachtung muss in anderer Weise gesondert versucht werden). Der Grund für die ausschlaggebende Stellung des Juli, die sich in einem bestimmten Streifen von Südwesten (Tatra) nach Nordosten (San-Mündung) bemerkbar macht, ist wohl in den Auswirkungen des mittelmeerischen Einflusses, insbesondere längs der Vb-Strasse, zu sehen. Die Depressionen, die sich längs der Gebirgsränder und durch deren Haupteinsattelungen wirbelartig nordwärts bewegen, bestimmen im grossen und ganzen die Höhe und Lage der sommerlichen Niederschlagsspitze. Man vergleiche hierzu die Verteilung der zweitägigen Niederschlagsmengen im Juli 1934 auf Karte 3.[19]) Die Achsen beider Erscheinungen liegen nicht nur in gleicher Richtung (SW—NO), sondern auch in der gleichen Zone. In der Karpaten-Nordabdachung erscheint dadurch der Bereich der Vb-Strasse mit seinen besonderen Niederschlags-Verhältnissen im Sommerhalbjahr wie ein fremder Keil in das andersgeartete Gebiet hineingetrieben, so dass die Umgebung von Wadowitz und Saybusch grössere Ähnlichkeit mit dem ostwärts der Wisloka gelegenen zeigt als mit dem benachbarten Bereich zwischen Skawa und Wisloka. Jene seitlichen Gebiete zeigen in ihren Jahreskurven leichte Einflüsse von S, bzw. SO, nämlich eine Aufspaltung des sommerlichen Maximums in ein Frühjahrs- und ein Herbstmaximum (siehe die Typen E, in denen andeutungsweise der Jahresablauf der Cx—Klimate von Köppen spürbar wird). Um den Grad der kontinentalen Einflüsse feststellen zu können, muss daher der, wenn man so sagen darf, mittelmeerische Faktor ausgeschaltet werden. Obwohl diese Einflüsse auch in den anderen Monaten nicht ausbleiben, so sind sie bei einer längeren Periode doch vor allem für den Hochsommer ausschlaggebend[20]).

Um die mehr west-östlichen Luftbewegungen als Regenbringer in ihrer Wirkung auf unser Gebiet feststellen zu können, sollen von den aussersommerlichen Monaten jene vergleichend untersucht werden, die ganz allgemein zwischen Westdeutschland und dem östlichen Mitteleuropa gegensätzliche Verhältnisse aufweisen. Nach Hellmann[21]) sind dies vor allem die Monate Mai und

---

[18]) Nur die Jahreskurve der Station Radymno (Ea) steht etwas ausserhalb der in der näheren Umgebung üblichen Jahresverteilung des Niederschlags.

[19]) Karte 3 ist entnommen aus: Wł. Milata, Meteorologiczne przyczyny powodzi w lipcu 1934 roku. (Die meteorologischen Ursachen des Julihochwassers im Jahre 1934) in: Czas. geogr., 13. Bd. 1935, S. 277.

[20]) Siehe darüber O. Moese 1937, a. a. O.

[21]) Klimaatlas von Deutschland, Berlin 1921. Zum folgenden siehe u. a. die anregende Arbeit aus dem westlichen Nachbargebiet von A. Schulze, Die Niederschlagsverhältnisse der ostdeutschen Provinzen, Veröff. d. Schles. Ges. f. Erdk. 22. H. Breslau 1936.

Oktober bis Dezember. Der Mai ist an der Nordseeküste niederschlagsarm gegenüber dem Binnenland; im Herbst liegen die Verhältnisse umgekehrt. Auch der Juni verhält sich noch ähnlich wie der Mai. Diese Gegensätze sind aus dem Gebiet des ehemaligen Polen ebenfalls bestätigt[22]). Die sieben Kärtchen in Abb. 11 enthalten eine Reihe von einfachen Differenzen der Niederschlagsmengen der sich gegensätzlich verhaltenden Monate. Man kann folgendes aus ihnen herauslesen:

Karte a) enthält die Differenz zwischen der Juli- und August-Niederschlagsmenge. Die Verteilung der Differenzwerte zeigt im wesentlichen die Wirkung der Vorgänge auf der Vb-Zugstrasse, längs welcher gerade in dem hier verwendeten Zeitabschnitt (1916—35) besonders starke Juliregen niedergegangen waren[23]). Das Gebiet des relativ hohen Juli-Niederschlages keilt nach Nordosten aus. Es bildet, wie schon bei Karte 8 hingewiesen wurde, einen Keil in einem mehr einheitlichen Gebiet, in dem die August-Niederschlagsmenge von Westen nach Osten abnimmt. So ist die Niederschlagsdifferenz der beiden Monate in Saybusch mit 18 mm am günstigsten für den August[24]). Man kann danach die Nordabdachung der Karpaten in drei Gebiete aufteilen: 1. in ein westliches (Hohe Westbeskiden) mit betonter August-Niederschlagshöhe, 2. in ein mittleres (etwa zwischen Raba und Wisloka unter Ausschluss der Niederung) mit ausgesprochener Juli-Spitze und 3. in ein östliches (Niederung und Karpaten ostwärts der Wisłoka) mit mehr ausgeglichenen Verhältnissen. Auffallend ist im letzteren die stärkere August-Niederschlagshöhe in einem Streifen von Szczucin über Reichshof ins obere Santal.

Karte b) Wenn Juni und September zum Vergleiche mit herangezogen werden, dann verändert sich das Bild in charakteristischer Weise. Die höchsten Differenzwerte, die also eine besondere Niederschlagshöhe des Frühsommers (Juni und Juli) gegenüber dem Spät- bis Nachsommer (August bis September) angeben, liegen nun fast West-Ost gestreckt, und zwar in zwei Streifen, von denen sich der eine wenig südlich der Weichsel, der andere von der Hohen Tatra bis zur Magora von Gorlice erstreckt. Sie setzen sich, unterbrochen durch die bereits im Kärtchen a) angedeutete Querzone entgegengesetzter Verhältnisse, in eine Insel mit hohen Differenzwerten zwischen Głogów und Jaroslau nach Osten fort. In einer Linie vom slowakischen Orawa-Tal über das Sandezer Becken ins Jasloer Becken zieht ein zweiter Streifen mit relativ geringen Frühsommerregen. Auch diese Zone war in Karte a bereits zu beobachten. Es werden folgende Verhältnisse angedeutet: 1. die Hohen Westbeskiden zeigen den westlichsten Charakter (Verspätung des Niederschlagsmaximums). 2. Die frühsommerlichen Regen, deren Menge in einem bestimmten Südwest-Nordost-Streifen am grössten ist, kommen auf den Luvseiten des Gebirges wesentlich wirksamer zum Niederschlag als auf den Leeseiten (Orawa-Tal — Jasloer Becken, oberes Popradtal — Bartfelder Becken). 3. Die Querzone von der Dunajec-Mündung über Dębica ins obere Santal (Sanok) zeigt eine auffallende Konstanz und kann nur so verstanden werden, dass hier eine begünstigte Strasse für aus Nordwesten kommende Feuchtluft vorliegt. Eine solche Strasse kann tatsächlich innerhalb der Muldenzone vom oberen Warthetal ins Nidatal angenommen werden, während das Gelände um Krakau im Regenschatten des Krakauer Jura, das des Weichsel—San-Winkels im Lee des Kielcer Berglandes gelegen ist. Die Luftmassen, welche aber in der dazwischen verlaufenden Muldenzone weniger zum Ansteigen und damit zur Wasserabgabe gezwungen worden sind, kommen nun im Gebiet des oberen San zum Niederschlag, und zwar am meisten im Spät-

---

[22]) Ist vor allem aus den Karten bei St. Kosińska-Bartnicka gut herauszulesen.

[23]) So vor allem im Juli 1934, darüber bei Wł. Milata a. a. O., A. Rundo, Rzut oka na przebieg katastrofalnego wezbrania w dorzeczu Wisły w lipcu 1934 r. = Kurze Übersicht über den katastrophalen Verlauf des Hochwassers im Weichsel-Flussgebiet im Juli 1934, in: Wiadom. Słub. Geogr. Jg. 8, S. 413 und die Niederschlagskarte für den Monat Juli in Wiadom. Meteorol. i Hydrogr. 1934, H. 7. Ferner über eine gleiche Erscheinung im August 1931: K. Chmielewski, Badania nad pogodą. I. Studium pogody w Polsce w czasie od 8—11 sierpnia 1931 r. = Untersuchungen über das Wetter, I. Studium des Wetters in Polen in der Zeit vom 8.—11. VIII. 1931, in: Prace Państw. Inst. Meteorol., H. 5, Warschau 1935.

[24]) Siehe dazu auch die Jahreskurve von Saybusch im Diagramm Abb. 10.

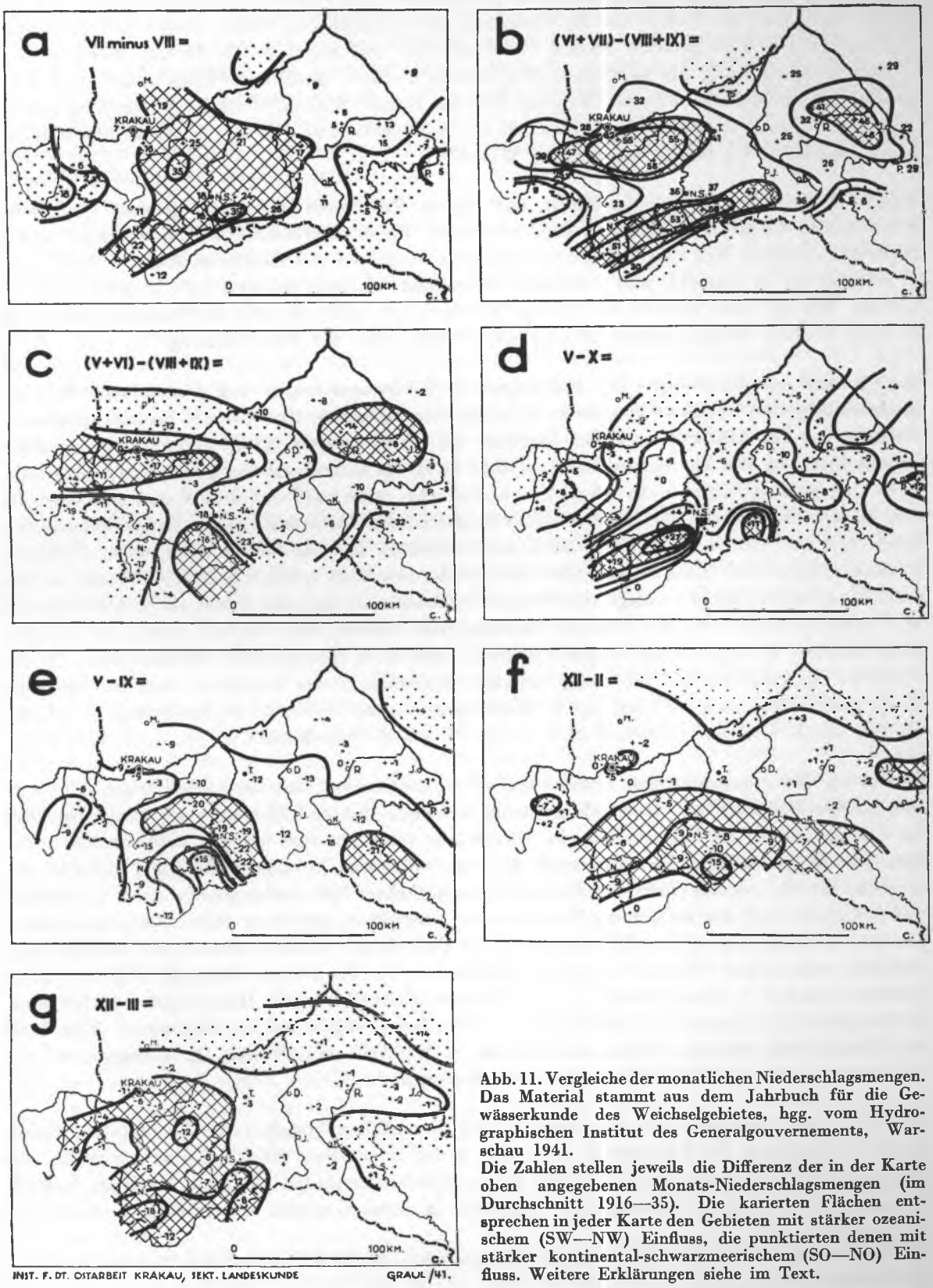


Abb. 11. Vergleiche der monatlichen Niederschlagsmengen. Das Material stammt aus dem Jahrbuch für die Gewässerkunde des Weichselgebietes, hgg. vom Hydrographischen Institut des Generalgouvernements, Warschau 1941.
Die Zahlen stellen jeweils die Differenz der in der Karte oben angegebenen Monats-Niederschlagsmengen (im Durchschnitt 1916—35). Die karierten Flächen entsprechen in jeder Karte den Gebieten mit stärker ozeanischem (SW—NW) Einfluss, die punktierten denen mit stärker kontinental-schwarzmeerischem (SO—NO) Einfluss. Weitere Erklärungen siehe im Text.

sommer, der Zeit stärkerer nordatlantischer Luftzufuhr. Die Karte b) bringt demnach auch die grosse Bedeutung des Reliefs für die Verteilung der sommerlichen Niederschläge zum Ausdruck. Es ergeben sich eine grössere Anzahl von Gebieten, und zwar: 1. die Hohen Westbeskiden, 2. die Nordabdachung des westlichen Hügellandes bis zum nördlichen Hauptkamm des Mittelgebirges, 3. die Muldenzone vom Orawatal bis zum Jasloer Becken, 4. der Karpaten-Hauptkamm von der Hohen Tatra bis zum Wislok, 5. die Nordweststrasse von der Dunajec-Mündung ins obere Santal, 6. das Gebiet des unteren Wisłok[24a]).

Karte c) Wenn der Juli als ein Monat mit eigenen Zuständen ausser acht gelassen wird, dann scheinen sich die bisherigen Bilder völlig aufzulösen. Bei der Differenz Mai-Juni weniger August-September ergeben sich drei Gebiete mit positiven und zwei mit negativen Werten. Jene liegen 1. im obersten Weichseltal und westlichen Hügelland, 2. im Popradtal und 3. im Gebiet des unteren Wisłok, diese aber in den Hohen Westkarpaten und ostwärts des Dunajec, ausser am unteren Wislok. Wahrscheinlich besteht eine Brücke über die Gorce hinweg.

Da ein stärkeres Überwiegen der Frühlings- bis Frühsommerregen auf binnenländische (vor allem südöstliche) Einflüsse hindeutet, ist nicht verwunderlich, dass bei den landein geöffneten Niederungen der Differenzwert am höchsten ist. Am unteren Wislok kommt der Einfluss unmittelbar von Ost bis Südost, im Popradtal wirkt die nahe Verbindung mit dem kontinentaleren Ungarischen Tiefland, das obere Weichseltal aber steht wohl mit dem Warthetal einerseits und Mähren andererseits, die beide ebenfalls kontinentalere Gebiete darstellen, in einem unmittelbaren Konnex. Hinzu kommt bei allen drei Gebieten, dass sie für die ozeanischen Einflüsse leeseitig gelegen sind. Dass dieser Faktor hier wieder eine Rolle spielt, erkennen wir einmal an den stark ozeanischen Charakter zeigenden Hohen Westkarpaten, das andere Mal am Wiederauftreten der Nordweststrasse von der Dunajec-Mündung zum oberen San. So hat Sanok den grössten Differenzwert. Es ergeben sich diesmal folgende Gebiete: 1. die nördlichen Westkarpaten, 2. das westliche Karpatenvorland bis wenig ostwärts Bochnia, 3. das Popradtal und die Pieninen, 4. die Ostbeskiden und die vorgelagerte Beckenzone, 5. das Gebiet zu beiden Seiten des oberen San, 6. das Gebiet des unteren Wislok, 7. der Weichsel—San-Winkel.

Karte d). Die gegensätzlichen Einwirkungen von ozeanischer und binnenländischer Seite werden bei der Differenz der Niederschlagsmenge zwischen Mai und Oktober noch deutlicher. Nur im Gebirge nimmt der Niederschlag im Oktober so stark ab, dass hier ein kontinentaleres Gebiet vorzuliegen scheint. Es kann auch die von Südwesten herangeführte Mai-Feuchtluft die Ursache für die grössere Differenz der beiden monatlichen Niederschlagswerte sein. Ausserhalb des Gebirges zeigt das Gebiet im Westen einen geringeren, im Osten einen stärkeren binnenländischen Einfluss (positiver Differenzwert), im Bereich der Nordweststrasse aber wieder einen deutlich ozeanischen Einfluss (negativer Differenzwert). Es können folgende Gebiete unterschieden werden: 1. Hohe Westbeskiden, 2. Orawa-Raba-Talung, 3. Hohe Tatra und Pieninen, 4. Bergland von Krynica, 5. Ostbeskiden, 6. Westliches Hügelland bis Dunajec, 7. Hügelland und Beckenzone zwischen Tarnow und Sanok, 8. Weichsel—San-Winkel, 9. Terrassenland des mittleren Santales zwischen Przeworsk und Przemysl.

Karte e). Im September ist das Gebirge nicht so auffallend trocken wie im Oktober. Daher ergibt die Differenz des Septembers vom Mai wieder ein anderes Bild, bei dem vor allem die binnenländische Verbreitung der relativ hohen Mai-Niederschläge gut zum Ausdruck kommt. So sind nun die hohen Differenzwerte nur mehr in jenen Gebieten anzutreffen, die auch oro-

[24a]) Die Methode von H. Henze (in: Ozeanität und Kontinentalität bei den sommerlichen Niederschlägen Norddeutschlands, Met. Zt. 1929), den Kontinentalitätsgrad nach der Differenz der Niederschläge Mai bis Juli weniger August bis Oktober auszudrücken, führt in unserem Gebiet zu keiner deutlichen Gliederung.

graphisch in unmittelbarer Verbindung mit binnenländischen Zentren stehen, so besonders das Popradtal, die Weichsel—San-Niederung und das oberste Weichsel-Längstal. Die tiefsten Differenzwerte zeigen hingegen das Mittelgebirge und die Nordweststrasse innerhalb des Hügellandes und Mittelgebirges. Die Gebietsgliederung nach der Karte e) ist daher von einiger Bedeutung für einen Gliederungsversuch in klimatische Landschaftseinheiten. Es bestehen folgende Einheiten: 1. Westbeskiden und Hohe Tatra, 2. Mittelbeskiden, 3. Popradtal und Pieninen, 4. Westliches Hügelland bis zur Raba, 5. Mittleres Hügelland und Ostbeskiden, 6. oberes Santal, 7. Weichsel—San-Niederung.

Karte f). In den Wintermonaten ist im allgemeinen die Niederschlagsmenge stärker von der Ortshöhe abhängig als im Sommer. Dies kommt auch noch in der Niederschlagsdifferenz zwischen Dezember und Februar zum Ausdruck. Der relativ höhere Dezember-Niederschlag ist in Mitteleuropa ozeanische Eigenart; aber die Veränderungen im Februar sind von Westen nach Osten noch so gering, dass die Differenz beider Monatsbeträge in unserem Gebiet in erster Linie die Höhengliederung zum Ausdruck bringt. Daneben besitzt das Vorland vor den Westbeskiden und seltsamerweise auch das Gebiet um Jaroslau stärkeren Dezember-Niederschlag. Es sind nur vier Gebiete festzustellen: 1. Westbeskiden und westliches Vorland bis zum Dunajec, 2. Mittel- und Ostbeskiden mit der Hohen Tatra, 3. östliches Hügelland und 4. Weichsel—San-Winkel.

Karte g). Wesentlich anders wird das Bild, wenn man von der Niederschlagsmenge des Dezembers die des März abzieht. Da diese auch in ganz Mitteleuropa (Hellmann) nach Osten deutlicher anwächst als die des zweiten Monats, wird diesmal die west-östliche Veränderung auch besser sichtbar. Es ergibt sich eine scharfe Trennung zwischen West- und Ostkarpaten, die etwa in der Zone des Tyliczer Sattels und des Dunajectals von Rożnów abwärts besteht. Der Krakauer Jura erscheint ebenso wie das oberste Weichsel-Längstal noch als binnenländisch. Zu beachten ist, dass weder auf Karte g) noch f) die vorher so beharrlich auftretende Nordweststrasse zu bemerken ist. Die Erklärung liegt einfach darin, dass im Winter die nordwestliche Luftzufuhr so gering ist, dass sie sich nicht mehr besonders auswirkt. Es sind folgende Gebiete zu unterscheiden, die wiederum einer grösseren Beachtung wert sind: 1. West- und Mittelbeskiden mit der Hohen Tatra, 2. westliches Hügelland zwischen Skawa und Dunajec, 3. oberes Weichsel-Längstal, 4. östliche Karpaten-Nordabdachung, 5. untere Weichsel—San-Niederung.

Eine ähnliche vergleichende Methode müsste auch bei den anderen Klimaelementen versucht werden. Für die Bearbeitung der Lufttemperatur und ihres Jahresganges, der Bewölkung und Sonnenscheindauer usw. liegen allerdings von wesentlich weniger Stationen die Mittel längerer Perioden vor. Die Arbeiten von Trabert[25]), Gorczyński[26]) und Stenz[27]) u. a. sind für das relativ kleine Gebiet keine genügende Unterlage. Am dringendsten wäre eine stärkere Analyse des Temperaturganges nötig. Dabei können eingehende Vergleiche 1. der Jahresamplituden der mittleren wie der extremen Temperaturen, 2. der Temperatur-Differenz zwischen den Frühjahrs- und Herbstmonaten, 3. der Dauer der einzelnen Jahreszeiten, die mit der Methode von Romer stärker differenziert werden können[28]), gute Dienste zur klimatologischen Landschaftsgliederung leisten. Mit Diagrammen von Temperatur-Jahreskurven u. a. ist wenig gedient, weil die Unterschiede für diese Darstellungsweise zu gering sind. So zeigt das um 4^0 östlicher

[25]) W. Trabert, Isothermen von Österreich. Denkschr. d. K. Akad. d. Wiss., Mathem.-naturw. Kl., 73. Bd., Wien 1901, S. 347—463.

[26]) Wł. Gorczynski, a. a. O.

[27]) Ed. Stenz, O rozkładzie geograficznym usłonecznienia w Polsce = Über die geographische Verteilung der Besonnung in Polen, in „Kosmos", Ser. A 55. Bd. 1930, Lemberg 1931. S. 516.

[28]) E. Romer, Pogląd na klimat Polski = Überblick über das Klima Polens. Czasop. Geogr. 16. Bd. 1938, S. 193.

gelegene Lemberg nur einen wenig steileren Verlauf der Jahreskurve als Krakau. Vor allem sind dort Winter und Frühjahr kälter. Zakopane als Beispiel einer Gebirgsstation zeigt zwar allgemein tiefere Temperaturen, aber eine geringere Amplitude, da der Januar nur etwa um 4° C kälter ist als in Krakau, der Juli hingegen um 7°. Der Herbst, besonders der Oktober, ist im Gebirge relativ wärmer als in der Niederung. Der Kurvenverlauf der reduzierten Lufttemperatur zeigt aber bei der üblichen Reduktionsmethode sehr geringe Unterschiede. Dies sind ganz allgemein gültige Erscheinungen, und sie können unserem Arbeitsziel nur durch den Hinweis dienen, dass es selbst bei einem engeren Stationsnetz schwierig sein wird, das gewonnene Material zur Untergliederung einer Provinz auszuwerten. Zur Ausschaltung der örtlichen Einflüsse, so vor allem der Ortshöhe, ist die Reduktion der gemessenen Werte auf den Meeresspiegel zwar ein gangbarer Weg für grossräumige Betrachtungen, aber für die Untergliederung kleinerer Gebiete ist die Methode zu grob[29]). Leichter und schneller führt dann noch der Versuch, einmal die Jahres-Amplitude und zweitens die Differenzen zwischen Herbst- und Frühjahrstemperaturen zu kartieren. Besonders regelmässig scheinen sich nach den bisherigen Berechnungen auf der Karpaten-Nordabdachung die Differenzwerte zwischen der November- und der März-Temperatur zu verändern. Dabei werden diese um so höher sein, je kühler der März und je wärmer der November ist. Da sich die Novembertemperatur landein nur unwesentlich verändert, hängt die Höhe der Differenz in erster Linie von der Märztemperatur ab. Sie nimmt aber landeinwärts deutlicher ab. So erhalten wir folgende Reihe der Differenzwerte: Krakau 0,40° C, Tarnow 0,12° C, Lemberg 1,04° C, Tarnopol 1,36° C, während für Zakopane 0,57° C und für Krynica 0,72° C errechnet werden[30]). Das Gebirge verhält sich in diesem Falle dem Binnenland ähnlicher. Ebenso können bei besseren Unterlagen die Dauer der Temperaturperioden herangezogen werden. Als Probe sei hier ein Teil der von Romer errechneten Zahlen wiederholt[31]).

TABELLE 1

Die Dauer der Jahreszeiten im südl. Generalgouvernement
(nach E. Romer — 1938)

Station	Höhe in m	Jahres- Tp.	Jahres- Ampl.	Winter unter 0° C	Tge.	Vorfrühjahr 0—5° C	Tge.	Frühjahr 5—15° C	Tge.	Sommer über 15° C	Tge.	Herbst 15–5° C	Tge.	Vorwinter 5–0° C	Tge.
Krakau	220	7,8	22,0	28. 11.—4. 3.	96	bis 30. 3.	26	bis 28. 5.	59	bis 8. 9.	103	bis 3. 11.	56	bis 28. 11.	25
Lemberg	308	7,6	22,7	26. 11.—8. 3.	102	„ 2. 4.	25	„ 26. 5.	54	„ 8. 9.	105	„ 3. 11.	56	„ 26. 11.	23
Tarnopol	319	6,6	24,3	20. 11.—16. 3.	116	„ 8. 4.	23	„ 27. 5.	49	„ 2. 9.	98	„ 27. 10.	55	„ 20. 11.	24
Zakopane	900	4,6	20,9	17. 11.—22. 3.	131	„ 19. 4.	28	„ 5. 7.	77	„ 2. 8.	27	„ 24. 10.	83	„ 17. 11.	24

Die Zunahme der Winterperiode auf Kosten der Vorfrühlings- und Frühlingsperiode ist für kontinentalere Gebiete charakteristisch. Ebenso tritt hier auch eine Verkürzung der Sommerperiode ein, da der Herbst überall etwa gleich lang ist. Damit kommt es zu der bekannten Verkürzung der Vegetationsperiode landein. Das Gebirge besitzt eine eigene Verteilung der Jahreszeiten: langer Winter, der aber nicht auf Kosten der nachfolgenden Zwischenjahreszeiten geht, und ein sehr kurzer Hochsommer. Eine Gebietsaufteilung ist aber mit den wenigen vorhandenen Zahlen nicht möglich. Die bekannten Werte können höchstens in die Klimaformel jener Gebiete eingefügt werden, die sich aus der Gliederung nach den Niederschlagsverhältnissen ergeben.

---

[29]) Die Differenz zwischen der tatsächlichen thermischen Höhenstufe eines Gebietes, die im Winter kleiner ist als im Sommer und auf der Leeseite stärker als auf der Luvseite, und der zur Reduktion allgemein verwendeten durchschnittlichen Höhenstufe von 0,5° C auf 100 m Anstieg ist meist grösser als die Differenzen der reduzierten Lufttemperaturen von Ort zu Ort. Damit ist es aber fast unmöglich, mit den bisherigen Reduktionsmethoden eine feinere Gebietsunterteilung zu erreichen.

[30]) Berechnet nach den Angaben von Wł. Gorczyński (1916) a. a. O.

[31]) Aus E. Romer (1938) a. a. O. Ein Auszug der Tabelle ist auch im St. Lencewicz, Polska, Warschau 1937 enthalten (S. 85).

Aus der alten Untersuchung von Satke über die Bewölkungszustände in Galizien[32]) ist eine ganz charakteristische etwa Nord-Süd verlaufende Grenze zu entnehmen, westlich welcher das Gebirge im Jahresmittel geringere Bewölkung aufweist als das Vorland, während es ostwärts der ziemlich scharfen Linie gerade umgekehrt ist. Und zwar zeigt sich genau das gleiche Bild bei der mittleren Wolkendecke, der Anzahl der wolkenlosen wie der voll bedeckten Tage. Die Linie verläuft vom unteren Rabatal ins Poprad-Quertal (siehe Karte 12). So nehmen z. B. im Profil Krakau—Zakopane die völlig bedeckten Tage von 230 in Krakau auf 199 in Jodłownik und auf 164 in Zakopane ab, während umgekehrt im Profil Tarnow—Krynica die Tage von 146 am Rande des Hügellandes auf 161 im Sandezer Becken und auf 207 in Krynica zunehmen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Breite der Waldkarpaten. In allen Fällen ist eine Ausbuchtung des östlichen Gebirgstyps in der Querzone vom Duklapass ins mittlere Wisłoktal und eine zweite, entgegengesetzte Querzone, in der die Zustände der Niederung weit bergein reichen (San-Quertal — Lupkowpass), zu bemerken. Es kann demnach — allerdings mit Vorbehalt — nach den Bewölkungsverhältnissen folgende Gebietsgliederung angenommen werden: 1. Hohe Tatra, 2. Mittelbeskiden von der oberen Skawa bis zum Popradtal, 3. Westbeskiden und westliches Hügelland bis zur Wasserscheide westlich der unteren Raba, 4. Gebiet des mittleren Dunajec und nördliches Randgebiet des Hügellandes zwischen Rabatal und Wisłoka. 5. Ostbeskiden, Jaslo—Krosnoer Becken und Gebiet des unteren Wisłok, 6. Querzone vom Oslawatal zum mittleren Santal, 7. Waldkarpaten.

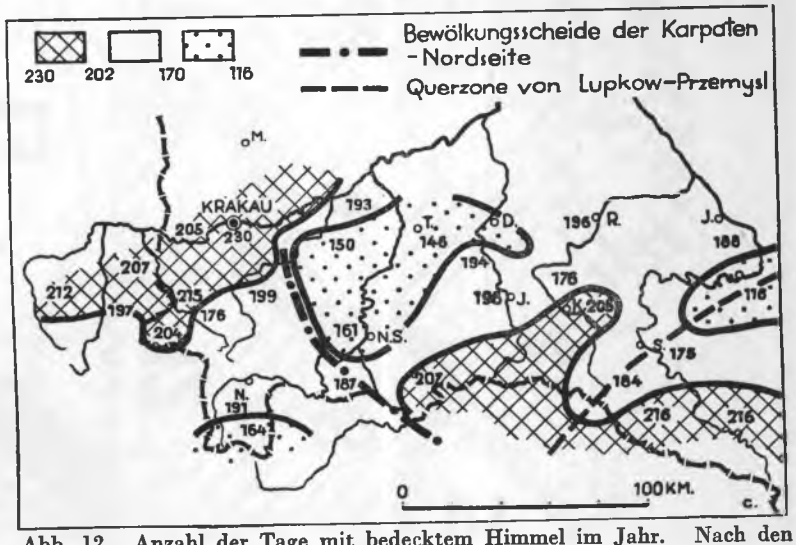


Abb. 12. Anzahl der Tage mit bedecktem Himmel im Jahr. Nach den Angaben von Wł. Satke (Krakau 1898).

Die Karten über die Verteilung der vorherrschenden Windrichtungen und der Häufigkeit von verschiedenen Windstärkegruppen bei Bartnicki lassen die Besonderheit der Dukla—Wislokatal-Zone des öfteren gut erkennen[33]). So wird auf Tafel 1 dieser Untersuchung in der Duklazone der starke Luftmassenaustausch in rein nord-südlicher Richtung deutlich. Die relative Häufigkeit der einzelnen Windstärkegruppen scheint über dem Gebiet zwischen Raba und Wislok in allen Monaten des Jahres recht gleichmässig aufzutreten, und zwar in der Form, dass es Anteil an dem mittelpolnischen Gebiet mit vorherrschenden schwachen Winden (bis 2 m/s) hat. Nordwestwärts der Raba und des Abfalls der Westbeskiden beginnt die oberschlesische Übergangszone zu dem wesentlich windstärkeren Odertal. Im Osten aber wird das relativ ruhige Gebiet von einem Streifen begrenzt, in dem sich ebenfalls eine raschere Veränderung zum windstärkeren Podolien vollzieht. Diese Grenzzone liegt vom Winter bis Sommer im Santal oder

---

[32]) Wł. Satke, Roczny przebieg stanu zachmurzenia Galicji. (Jahresverlauf des Bewölkungsstandes Galiziens), Krakau 1898.

[33]) L. Bartnicki: Prądy powietrza dolne w Polsce. (Die unteren Luftströmungen in Polen), Prace Geofizyczne, Jg. 7, Teil 3. Warschau 1930.

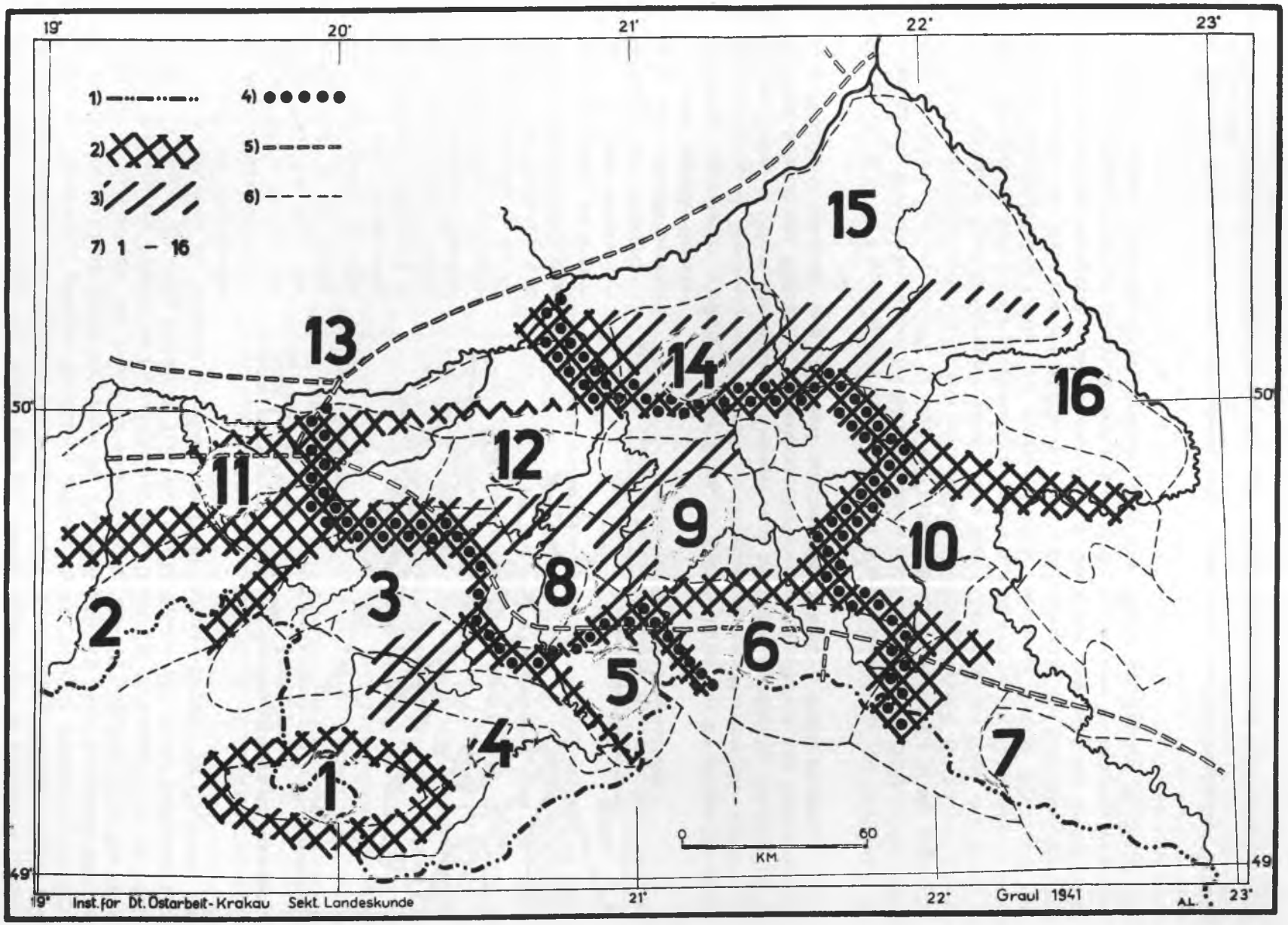

19°
20°
21°
22°
23°
50°
49°
1)
2)
3)
4)
5)
6)
7) 1 – 16
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
0
60
KM
Inst. für Dt. Ostarbeit-Krakau Sekt. Landeskunde
Graul 1941
A.L.

Abb. 13

TABELLE 2

Charakteristik der Klimagebiete kleiner Ordnung auf der Karpaten-Nordabdachung

Das Gebiet und seine Höhe ü. d. M.	Lufttemperatur in ° C[1]) Jahr	Ampl.	Niederschlagsverhältnisse Summe in mm[2])	Menge auf 1 Nd.-Tag[3]) in mm	Jahres-Verlauf[4])	Schneeverhältnisse (gekürzte Formel[5])	Bewölkung (Jahr[6]) in %
1. Hohe Tatra (1100—2600)	4	<20	1000—>1300	6,2	Ab	II/>100/80	50—55
2. Hohe Westbeskiden (800—1700)	5	20	900—>1300	6,5	Eb	II—III/>100/80	60
3. Mittelbeskiden (600—1300)	5—6	21	800—>1100	5,7	Ab	I—II/15—100/70	55—60
4. Pieninen u. Popradtal (400—1000)	6—6,5	22	700 — 900	5,3	Ab	I—II/15—30/60	55—60
5. Bergland von Krynica (600—1100)	5—6	22	800—>1100	6,5	Cb	I—II/30—50/75	65
6. Ostbeskiden (400—800)	6—7	22—23	1000—>1100	7,2	—	II/30—50/70	60—65
7. Waldkarpaten (500—1300)	5—6	>22	1000—>1200	7,5	—	II/30—100/70	50—60
8. Sandezer Becken (250—600)	7,5—8	21,5—22	750—> 900	5,7	Aa	I—II/5—15/35	50—55
9. Becken von Jaslo (200—600)	8	22	700—> 900	5,5	Aa—Ab	II/5—15/40	60
10. Östl. Teil der Beckenzone (250—700) . . .	7,5	22—22,5	750—> 900	5,7	Cb—Cc	II/5—30/45	60
11. Westl. Hügelland (200—450)	8	21—22	700 — 800	5,0	Da—Db	II/5—15/30	50—55
12. Mittleres Hügelland (200—500)	8—8,5	22—22,5	700 — 850	5,2	Aa	II/5—15/30	60—70
13. Krakauer Weichseltal (180—350)	8	22	600 — 700	3,8	Db, Ba	I—II/1—5/25	50—60
14. Übergangsgebiet im Süden der Niederung (170—260)	8—8,5	22—22,5	600—> 700	4,2	Ca, Db, Bc	I—II/5—10/40—45	55—60
15. Weichsel-San-Winkel (150—250)	8	22—23	550 — 650	4,0	Bc	I—II/1—15/40	<60
16. Gebiet des unteren Wislok (180—280) .	8	22,5—23	600—> 700	4,5	Ba, Ea	I/1—5/45	60

[1]) Nach Wł. Gorczyński (1916), ergänzt nach W. Trabert (1901) und dem Rocznik Państ. Inst. Meteor. Warschau.
[2]) Nach A. E. Forster (1939) und Kosińska-Bartnicka (1927) a. a. O. [3]) Nach Kosińska-Bartnicka (1927) errechnet.
[4]) Siehe Karte 8 und Ausführungen dazu. [5]) Siehe Karte 7 und Erläuterung im Text. [6]) Nach Wł. Satke (1898) a. a. O.

Abb. 13. Versuch einer Gliederung der Karpaten-Nordabdachung in Klimalandschaften. Es bedeuten: 1) Hauptwasserscheide zwischen Weichsel- und Donaugebiet. 2) Grenzzonen der Klimagebiete, und zwar 1. Ordnung, 3) Grenzzonen 2. Ordnung. 4) Grenzen der Querabschnitte der Nordabdachung. 5) Klimagebietsgrenzen nach E. Romer (1938). 6) Landschaftsgrenzen nach Bau und Relief (Graul, in „Die Burg" Jg. 1941 H. 1). 7) Die Klimalandschaften, und zwar: 1. Hohe Tatra, 2. Hohe Westbeskiden, 3. Mittelbeskiden mit Podhale, 4. Pieninen und Popradtal, 5. Bergland von Krynica, 6. Ostbeskiden, 7. Waldkarpaten, 8. Sandezer Becken, 9. Becken von Gorlice—Jaslo, 10. Becken von Krosno—Sanok, 11. westliches Hügelland, 12. mittleres Hügelland zwischen Raba und Wisłoka, 13. Krakauer Weichseltal, 14. Übergangsgebiet im südl. Teil der Weichselniederung, 15. Weichsel—San-Winkel, 16. Gebiet des unteren Wisłok.
Eine nähere Charakteristik der Klimagebiete bietet Tabelle 2.

wenig ostwärts, im Herbst aber in der Duklapass-Wisłok-Zone. Damit sind nach den Windstärkeverhältnissen zwischen Weichseltal und Karpatenkamm drei Untergebiete anzunehmen: 1. das westliche Übergangsgebiet, zu dem noch das obere Weichsel-Längstal und das westlichste Hügelland etwa bis in die Länge von Krakau gehört, 2. das mittlere Hauptgebiet etwa bis zur Wasserscheide zwischen Wisłoka und Wislok und 3. das östliche Übergangsgebiet ostwärts dieser Wasserscheide.

Zum Abschluss der vorläufigen Überlegungen muss wiederholt werden, dass wir heute noch wenig exakte Unterlagen zur klimatologischen Landschaftsgliederung im Gebiet des ehemaligen Polen besitzen. Am besten sind noch die Niederschlagsverhältnisse bekannt. Dazu wäre am dringendsten eine Herausarbeitung der Vegetationsdauer, der frostfreien Periode und ähnlicher Angaben des Temperaturganges, die für eine in der Landwirtschaft angewandte Klimakunde die wichtigste Grundlage darstellen. Damit wäre auch der Landschaftskunde vorerst im genügendem Masse gedient. Eine vorläufige Gliederung der Karpaten-Nordabdachung nach den klimatischen Gegebenheiten ergibt nach den bisherigen Ergebnissen der behandelten Klimaelemente folgende Gebiete, die in der Tabelle 2 bestmöglich zusammengestellt sind, und deren gegenseitige Abgrenzungen aus Karte 13 zu ersehen sind.

Trotz einer Abneigung gegenüber der Anwendung von Tabellen für zusammenfassende Darstellungen wird aus Gründen der rascheren Übersicht und der derzeitigen Unmöglichkeit, eine Karte für diese Zwecke herzustellen, eine Tabelle gewählt. Eine formelhafte Ausdrucksweise war nicht ganz zu vermeiden. Da die Gebiete 1—7 eine starke Reliefenergie besitzen, können hier die Angaben über die Lufttemperatur nur Grenzwerte darstellen. Und zwar handelt es sich hierbei um die der Höhe nach unteren Grenzwerte. Die Jahresamplitude wächst allmählich, aber recht regelmässig von Westen nach Osten und vom Gebirge in die Niederung, indem im Gebiet der Hohen Tatra die geringsten Werte (unter 20° C), im Gebiet des unteren Wisłok und der Sanmündung die höchsten (bis 23° C) erreicht werden. Für die Niederschläge wurden hingegen die oberen Grenzwerte in die Tabelle eingetragen, da sie flächenmässig eine grössere Rolle spielen als die regenärmeren Leeseiten und -löcher der Täler und Becken. Die Niederschläge nehmen fast regelmässig mit dem Ansteigen des Geländes zu. Hingegen verändert sich die Niederschlagsmenge, die im Jahr auf einen Niederschlagstag fällt, auffallend gleichmässig in der Richtung von Westen nach Osten, was in Tabelle 3 noch deutlicher wird.

TABELLE 3

Veränderungen der täglichen Niederschlagsmenge von Westen nach Osten

Höhenzone	Die Gebiete nach Tab. 2:	Niederschlagsmenge auf 1 Nd.-Tag:
Hochgebirge	1	6,2 mm
Hohes Mittelgebirge . . .	2	6,5 mm
Mittl. Mittelgebirge . . .	3 5 7	5,7 6,5 7,5 mm
Tieferes Mittelgebirge . .	4 6	5,3 7,2 mm
Hügelland	11 12 8—9 10	5,0 5,2 5,7 5,5 5,7 mm
Flachhügelland	13 14 15 16	3,8 4,2 4,0 4,5 mm

Der Betrag der durchschnittlichen Tagesniederschlagsmenge ist demnach, auf gleiche Höhe reduziert, für eine relative Bestimmung des Kontinentalitätsgrades heranzuziehen. Bekanntlich sind ja auch die Zunahme stärkerer Regengüsse und die Abnahme der leichten Dauerregen

Erscheinungen landeinwärts. Die Tabelle 3 zeigt weiter, dass die Veränderungen der Tagesmenge innerhalb der einzelnen Höhenzonen recht gleichmässig, also ohne besonders scharfe Stufungen, vor sich gehen.

In der Tabelle 2 zeigen die Gebiete ferner eine recht klare Zuordnung der Typen des Niederschlags-Jahresverlaufs. Nur das auch lage- und reliefmässig in einem Überschneidungsgebiet gelegene Krakauer Weichseltal und vornehmlich das Übergangsgebiet im Süden der Niederung besitzen mehrere Jahresverlaufstypen, die in der Karte 8 nicht zu einer Gruppe zusammengefasst werden konnten. Da sich die endgültige Gliederung nicht wesentlich von der in Karte 7 unterscheidet, heben sich die Gebiete bezüglich der Schneeverhältnisse (vergleiche die Formeln) gut voneinander ab. Bei der Differenz der Tage mit Schneefall von denen mit Schneedecke kann wieder die Veränderung nach Osten (Anwachsen des Differenzwertes) herausgelesen werden. Die Bewölkung verändert sich nur in der Niederung gleichmässig von West nach Ost, indem hier nach Osten eine Zunahme der durchschnittlichen Bewölkung im Jahre eintritt. Diese ist eben auf kleinem, im Relief stark wechselndem Gebiet mehr ein Spiegelbild lee- und luvseitiger Lage eines Gebiets als ein Kontinentalitätsfaktor.

Wenn nun noch versucht werden soll, die 16 Gebiete in grössere Gruppen zu ordnen, dann muss — in Anbetracht der weit stärker sich auswirkenden Höhenanordnung des Geländes — zuerst einmal auf eine Zusammenfassung in Höhengebiete zurückgegriffen werden. Wir erhalten dabei vier Zonen:

A) das Hochgebirge mit dem hohen Mittelgebirge (die Gebiete 1 und 2 der Karte 13 und Tabelle 2),
B) das Mittelgebirge (Gebiete 3—7),
C) das Hügelland (Gebiete 8—12) und
D) die Niederung mit den Gebieten 13 bis 16.

Eine Querteilung dieser Höhenzonen aber, die unser engeres Arbeitsziel darstellt, kann nur mit einer Summierung der bei den einzelnen Elementen festgestellten Stufen rascherer Veränderung (echter Grenzzonen) erreicht werden. Dazu siehe Tabelle 4.

TABELLE 4

Die Zonen rascherer Veränderung bei verschiedenen Klima-Teilerscheinungen innerhalb der Höhenzonen

Klima-Teilerscheinung:	Die Zonen fallen in folgenden Fällen mit Gebietsgrenzen zusammen (+):													
	2/3	3/4	3/5	4/5	5/6	6/7	11/12	9/12	8/9	9/10	13/14	14/16	14/15	15/16*
Temp.-Amplitude	—	—	+	—	—	—	—	—	—	+	—	—	—	—
Windverhältnisse	+	—	—	—	—	+	+	—	—	+	+	—	—	—
Bewölkung	+	—	—	+	—	+	+	+	+	—	+	+	?	?
Niederschlagsverlauf . . .	+	—	—	—	—	+	+	—	—	—	—	—	+	+
Nd.-Menge/1 Tag	+	—	—	+	+	—	—	—	—	—	+	—	—	+
Tage m. Schneedecke ohne Schneefall	—	—	+	+	+	—	—	+	+	+	+	—	—	—
Nd.-Diff. V—IX	—	+	—	+	+	?	—	—	—	—	+	+	—	—
—„—(V+VI)—(VIII+IX)	—	+	—	+	+	+	+	—	—	+	—	+	—	+
—„— XII—III	+	—	—	—	+	—	—	+	+	—	—	—	—	—
Summe der Positiven . .	5	2	2	5	5	4	4	3	3	4	5	3	1	3

* Die Zahlen entsprechen denen in Karte 13 und Tabelle 2.

Mehrmals deutlich abgehoben ist vor allem das Bergland von Krynica gegenüber seinen Nachbargebieten, was wohl in erster Linie auf die grössere Durchschnittshöhe um Krynica zurückzuführen ist. Das Bergland ist daher noch an die ebenfalls höheren Mittelbeskiden anzuschliessen, während das Popradtal und die Pieninen, obzwar der klimatische Übergang zum Neumarkter Becken nicht so schroff ist, als Sondereinheit zu betrachten sind. Genau so beruht die deutliche Grenze zwischen Hohen Westbeskiden (2) und den Mittelbeskiden (3) vorwiegend auf dem Unterschied der durchschnittlichen Höhe. Zu beachten ist ferner die Scheide zwischen Krakauer Weichseltal und dem Flachhügelland der Weichsel—San-Niederung, die auch bei 5 von den 9 Teilerscheinungen auftritt. Schroffe Übergänge sind auch noch dort anzunehmen, wo in vier Fällen deutlichere Stufungen in der sonst allmählichen Veränderung der Erscheinungen auftreten. Dies trifft zwischen Ostbeskiden und Waldkarpaten, zwischen dem Hügelland westlich und dem östlich des Rabatales und zwischen dem westlichen und östlichen Teil der Beckenzone zu. Das Gebiet zwischen Biała und Wisłok ist überhaupt als breites Übergangsgebiet aufzufassen, weil in diesem Streifen ein grosser Teil der Klimaelemente eine mehr oder weniger starke Veränderung erfahren. Die bisher genannten Grenzzonen sind als solche 1. Ordnung in die Karte 13 eingetragen. Als solche 2. Ordnung wurden diejenigen aufgefasst, in deren Verlauf noch bei dreien der hier behandelten Klima-Teilerscheinungen eine Stufung zu bemerken ist. Dabei konnte das Gebiet des unteren Wislok (16) sowohl nach Norden (gegenüber 15) wie nach Westen (14) abgesondert werden. Die Zonen mit geringerem Grenzcharakter sind in Karte 13 nicht mehr berücksichtigt worden. Mit Hilfe dieses Versuches können, vor allem in den flacheren Teilen, Zusammenfassungen vorgenommen werden, so dass sich innerhalb der Höhenzonen folgende Klima-Landschaften ergeben:

A) Hochgebirge: Hohe Tatra und Hohe Westbeskiden (1 und 2),
B) Mittelgebirge: Westbeskiden (3 und 5), Pieninen und Zipser Bergland (4), Ostbeskiden (6) und Waldkarpaten (7),
C) Hügelland: das westliche (11), das mittlere (8, 9 und 12) und das östliche (10),
D) Niederung: Krakauer Weichseltal (13) und Weichsel—San-Niederung (14—16).

Bei Ausschaltung des Höhenfaktors jedoch fallen zwei Quer-Grenzzonen auf, welche die Nordabdachung der Karpaten klimatisch gleichsam in drei absolute Abschnitte gliedern. Der Westabschnitt umfasst im Osten noch das Bergland von Krynica, während sowohl das Sandezer Becken wie das Hügelland ostwärts des Rabatales (12) ausserhalb liegen. Der mittlere Abschnitt reicht von dieser Linie bis zur Grenze zwischen Ostbeskiden und Waldkarpaten, zwischen Jasloer und Krosnoer Becken und verzahnt sich mit dem östlichen Abschnitt in der Übergangszone im Süden der Weichsel-Niederung (13). Diese wie das Becken von Krosno—Sanok und die Waldkarpaten gehören schliesslich zum Ostabschnitt der nördlichen Abdachung. Die Nordwest—Südost verlaufenden Abschnittsgrenzen sind in der Karte 13 mit grossen Punkten kenntlich gemacht. Der eigenartige diagonale Verlauf dieser Grenzen geht konform mit der Tatsache, dass mit Ansteigen des Geländes ozeanische Klimaelemente weiter landein geleitet werden. In gleicher Weise wird diese diagonale Richtung bei pflanzengeographischen und biologischen Untersuchungen in unserem Gebiete auftreten. Der mittlere Abschnitt ist in allem ein Übergangsgebiet zwischen West und Ost. Nur bei den hochsommerlichen Niederschlägen längs der quer zu den Abschnittsgrenzen verlaufenden Vb-Zugstrasse mediterraner Depressionen findet eine stärkere Verklammerung des westlichen mit dem mittleren Abschnitt statt, wie überhaupt im Sommer die geringsten Unterschiede über das ganze Gebiet festgestellt werden. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der westliche der drei Abschnitte stärkere Einflüsse aus Westen, der östliche aber solche aus der Ukraine zeigt. Der mittlere Abschnitt hingegen zeigt am ehesten engere Verbindungen mit dem mittleren Weichselgebiet.

Ausserdem sind in die Karte 13 Klimagebietsgrenzen von E. Romer[34]) eingetragen, welche die West- und die Ostkarpaten und von beiden das Sandomirer Gebiet im Osten und die östlichen Ausläufer des Schlesischen Gebietes im Westen trennen. Ein Vergleich mit diesen Gebieten zeigt, dass sie recht grosszügig abgegrenzt worden sind. So soll die klimatische Grenze zwischen West- und Ostkarpaten im Duklapass liegen, was keinesfalls angängig ist. Es wurde schon einmal betont, dass diese tiefste Einsattelung in den Karpaten topographisch gewiss interessant ist, aber genau so wenig wie ein Flusslauf eine „geographische" Grenze darstellt. Das Schlesische Gebiet Romers bleibt allein im Weichseltal, so dass die Einbuchtungen ins Hügelland (Wadowitz) bereits zum westkarpatischen Gebiet gerechnet werden.

Und um schliesslich noch einen kurzen Vergleich mit der Gliederung des Gebietes nach Bau und Relief[35]) anzustellen, sei darauf verwiesen, dass die klimatischen Grenzzonen durchaus nicht überall mit den Reliefgrenzen übereinstimmen. Freilich sind die auffallenden Gefällstufen bei der Hohen Tatra und am Nordrand des Mittelgebirges auch von Klimagrenzzonen begleitet. Aber schon der Nordrand des Hügellandes ist nur im Westen eine Klimagrenze, während diese in dem ostwärts anschliessenden Gebiet (Raba bis Wisłoka) nördlich der Landstufe durch das flache Hügelland im Süden der Niederung verläuft. Dort, wo der Übergang zwischen diesem und dem Flyschhügelland am allmählichsten vor sich geht, zwischen Dunajec und Wisłoka, entwickelt sich die breite klimatische Übergangszone zwischen Hügelland und Niederung. Im Osten aber ist der äussere Teil des Hügellandes klimatisch an das hohe Lössterrassenland von Wisłok und San angeschlossen, so dass keine Übereinstimmung mit der Reliefgrenze herrscht. Die Quergliederung richtet sich im Mittelgebirge stark nach den Höhenverhältnissen, so dass eine gute Deckung der Klima- mit den Reliefgrenzen besteht. Da aber die östliche Reliefgrenze des Berglandes von Krynica vor allem auch nach den Bergformen vorgenommen worden war, ergibt sich eine kleine Differenz zur Klimagrenze. Diese liegt etwa an der Westseite des obersten Ropatales. Im Hügelland und in der Niederung besteht wenig Übereinstimmung bei den quer verlaufenden Linien beider Grenznetze. Sie ist nur zu beobachten: 1. im Westen des Rabatales zwischen westlichem und mittlerem Hügelland und 2. bis zu einem gewissen Grad an der Westseite des Beckens von Gorlice—Jaslo. Als Einheiten, die sowohl nach dem Relief wie klimatisch eine gleiche Ausdehnung besitzen, können demnach herausgestellt werden: 1. Hohe Tatra, 2. Hohe Westbeskiden, 3. Ostbeskiden, 4. Waldkarpaten, 5. das Sandezer Becken mit dem nördlich anschliessenden Hügelland, 6. das Hügelland der mittleren Raba vereinigt mit dem von Wiśnicz, dem Becken von Zakliczyn und dem Becken von Tuchow—Brzostek, ferner zum Teil noch 7. das Gebiet, welches die Becken von Gorlice und Jaslo und das Hügelland von Strzyżów umfasst.

In einer Reihe von anderen Fällen bildet ein Reliefgebiet zumindest das Kernstück eines Klimagebietes, so z. B. das Lössterrassenland von Reichshof—Jaroslau im Klimagebiet des unteren Wisłok oder die Einzelberglandschaft von Pcim und Mszana im Klimagebiet der Mittleren Beskiden. Auch in der Niederung stellen die einzelnen Flachhügellandschaften die grösseren Flächen der dort vorhandenen Klimagebiete.

Bei einer totalen Landschaftsgliederung werden entweder die einzelnen Landschaftsbereiche nicht zu klein zu wählen sein, damit nicht zu grosse Flächen von Grenzsäumen eingenommen werden, oder man wird sich jeweils auf den hervorstechendsten Landschaftsfaktor als Grundlage zur Bestimmung der Abgrenzung festlegen müssen.

---

[34]) E. Romer, Klimat Polski II. Książnica Atlas, Lemberg 1938.
[35]) Teil I dieser Arbeit in „Die Burg", Jg. 1941 H. 1.

IV. GLIEDERUNG NACH DEM WASSERABFLUSS.

Das neue grosse Tabellenwerk des Hydrographischen Institutes des Generalgouvernements[36]) war Anregung dafür, auch die Abflussverhältnisse der Karpaten-Nordabdachung in ihrer Bedingtheit von den anderen Landschaftsfaktoren und die Verbreitung der verschiedenen Abflussrhythmen erstmalig zu untersuchen. Es war von vornherein klar, dass dies in einer knappen Studie wieder nur mit einer Generalisierung auf wenige hier wesentliche Erscheinungen des Abflussganges einigermassen gelingen kann. Von einer vollständigen Darstellung dieser Verhältnisse kann im Rahmen unseres landschaftlichen Gliederungsversuches natürlich keine Rede sein. Doch sollte hier die leider auch heute noch oft anzutreffende Vernachlässigung der für Bild und Leben der Landschaft durchaus bedeutungsvollen Erscheinung des Wasserabflusses nicht fortgesetzt werden. Im folgenden seien die klimatisch bedingten Erscheinungen der Höhe und des zeitlichen Auftretens der Hoch- und Mittelwasserspitzen und -tiefen betrachtet, während die mehr vom Boden und von seinem Untergrund abhängige Dauer der Hochflutspitzen vorerst ausser acht gelassen wird.

Ein rohes Bild gibt bereits die Karte 9, in der die maximale Schwankung der Wasserstände im Zeitabschnitt 1916—1935 eingetragen ist. Die grössten Werte (über $9^1/_2$ m) werden im Gebiet des unteren Dunajec erreicht, während am unteren San (Radymno) und an der unteren Raba immerhin noch Beträge von über 8 m zu beobachten sind. Die Grösse der Schwankungen, die natürlich in erster Linie von der Höhe der höchsten Flutwelle abhängig ist, zeigt eine charakteristische Verbreitung. Sie geht etwa analog der möglichen Höhe einer regional eintretenden Aufschüttung der Flüsse. So sind die Beträge in den Talungen höher als in den Becken (Abhängigkeit vom Fluss- bezw. Talprofil), und sie sind am grössten beim Austritt der Flüsse aus dem Hügelland ins Vorland. Obwohl sich San und Weichsel oberhalb ihres Zusammenflusses gegenseitig stauen, ist hier die Schwankung der extremen Wasserstände um rund 2 m geringer als weiter flussauf. Nicht der gegenseitige Stau bedingt demnach die höchsten Spitzen, sondern die plötzliche Gefällsminderung im Flusslauf. Ferner sind die Wellen der Nebenflüsse bei ihrer Mündung überall höher als die der Weichsel (ausser bei der Sola). Während bei Radymno der hohe Betrag am ehesten auf die starke Gefällsminderung des San nach dem Durchbruch von Dynów-Przemysl zurückzuführen ist, sind an den hohen Werten im Unterlauf von Raba und Dunajec sehr wahrscheinlich auch die starken Sommerregen im Verlauf der Vb-Strasse ursächlich beteiligt[37]). Rascher Abfluss (steiles Gefälle, verbunden mit günstigem Fluss-Querprofil) bedingt hingegen einen kleineren Wert der maximalen Schwankung. Die Engen des Dunajec in den Pieninen, der Weichsel bei Krakau verursachen daher höhere Schwankungszahlen infolge ihres engen Flussprofils. Im grossen ist demnach eine zonale Gliederung vorhanden, in welcher das Mittelgebirge genau so wie das Hügelland ziemlich einheitliche Verhältnisse aufweist. Das Vorland zerfällt in zwei Teile, einen südlichen am Rand des Hügellandes mit den grössten Werten und den San—Weichsel-Winkel mit etwas niedrigeren. Selbstverständlich sagen diese Zahlen aber nichts Endgültiges über die Menge des abfliessenden Wassers aus, die flussab bis zu jener Zone des Flussgebietes zunimmt, in der die Verdunstung grösser ist als das zufliessende Wasser. Dies dürfte allerdings im Weichsel—San-Winkel bereits der Fall sein.

---

[36]) Jahrbuch für die Gewässerkunde des Weichselgebietes, Wasserstände und Niederschläge der Kalenderjahre 1935, 1936, 1937. Warschau 1941. Aus dieser Veröffentlichung ist das gesamte im folgenden bearbeitete Zahlenmaterial entnommen.

[37]) Siehe darüber im klimatischen Teil. Ein Vergleich der Karten 8 und 9 bestätigt dies. An Literatur siehe vor allem die schon genannte Arbeit von O. Moese und die letzten schlesischen Arbeiten: H. Knothe, Das schlesische Sommerhochwasser 1938, Veröff. d. Schles. Ges. f. Erdk. H. 28, Breslau 1939 und H. Knothe u. O. Moese, Meteorologische Ursachen des schlesischen Maihochwassers 1939, Breslau 1939. Ferner Wł. Milata (1934), A. Rundo (1934) und K. Chmielewski (1935) a. a. O.

Landeskundlich wesentlicher als die Betrachtung der extremen Wasserstände ist eine solche des Jahresablaufs der mittleren Wasserstände in bestimmten Zeitabschnitten. In den Karten 14 und 15 sind die monatlichen Durchschnitte der Hoch- und Mittelwasserstände im Zeitraum 1916—35 verarbeitet. Die Analyse der Jahresablaufkurven von 32 Pegelstationen ergab immerhin eine recht gute Gliederung unseres Gebietes.

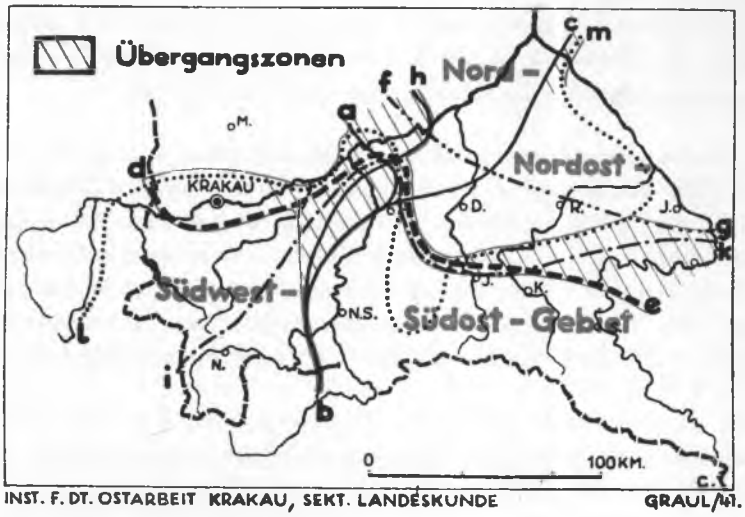


Abb. 14. Zum Abfluss des mittleren monatlichen Hochwassers des Flussnetzes der oberen Weichsel im Zeitabschnitt 1916—1935.

Erläuterung:
Grenzen charakteristischer Erscheinungen in den Jahreskurven des MHW-Abflusses: a—b Ostgrenze des Auftretens einer sekundären Januar-Spitze, c—b Westgrenze einer sekundären November-Spitze, d—e Südwestgrenze der vorherrschenden, durch die Schneeschmelze verursachten Frühjahrsspitze (März) und Nordostgrenze der vorherrschenden Sommerspitze, f—g Südwestgrenze eines September-Oktober-Minimums, h—b Ostgrenze eines November-Minimums, i—k Nordgrenze eines Januar-Februar-Minimums, l—m Südgrenze eines Juni-(Mai-)Minimums. Der rote Unterdruck gibt in Zusammenfassung die Hauptgebiete und die Übergangszonen (gestrichelt) für die Art des jährlichen Abflussganges des MHW an.

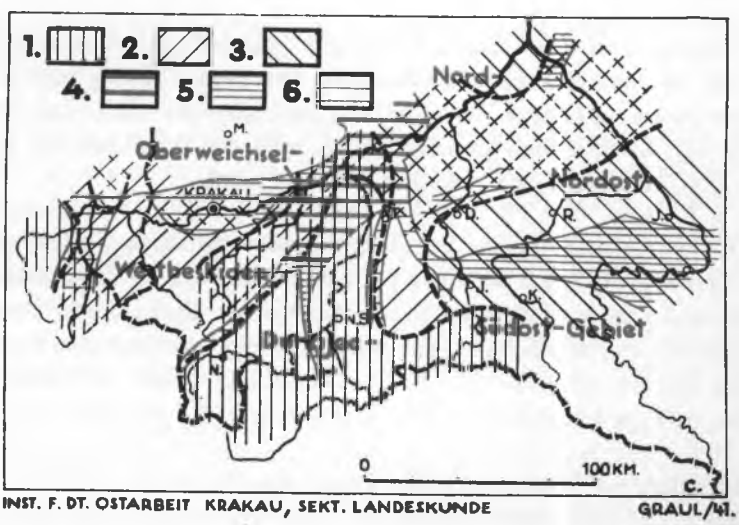


Abb. 15 Zum Abfluss des mittleren monatlichen Mittelwassers (wie oben).

1. Hochkarpatisches, 2. westvorkarpatisches, 3. ostvorkarpatisches Gebiet; dazwischen die Übergangszonen. Der rote Unterdruck gibt die Gebiete und Übergangszonen in Zusammenfassung des Jahresablaufs von MHW und MW an. Dabei stellen die Ziffern 4 bis 6 die Grenzzonen 1. bis 3. Ordnung vor.

Dabei ist der Zeitraum von 20 Jahren für brauchbare Durchschnittswerte gewiss noch ein recht kleiner, da besonders bei den MHW die Schwankungen von Jahr zu Jahr oder von Jahresgruppe zu Jahresgruppe noch recht bedeutend sind. Eine Vorstellung davon gibt ein Vergleich der Fünfjahrgruppen im genannten Tabellenwerk (1941) oder ein Vergleich der MHW-Jahreskurven für den Abschnitt 1916—35 mit denen für die Zeit von 1871—95, die in dem grossen Weichselwerk von J. Keller (1899) veröffentlicht sind. Es muss daher darauf verwiesen werden, dass die vorliegende kurze Untersuchung allein die Verhältnisse des zwanzigjährigen Abschnittes von 1916—35 behandelt, und dass gewisse Modifikationen der Ergebnisse bei Heranziehung eines grösseren Zeitabschnittes eintreten können.

Bei den mittleren Hochwasserständen (MHW) der Monate können folgende Verhältnisse herausgearbeitet werden: Eine Reihe von Verbreitungsgrenzen bestimmter Erscheinungen im Jahresabfluss bündeln sich in schmäleren Zonen, so dass sich Grenz- oder Übergangsgebiete ergeben, die voneinander unterschiedliche Gebiete umschliessen. Man kann ein westliches von einem südöstlichen und nordöstlichen Gebiet unterscheiden; dieses zeigt im Weichselabschnitt zwischen den Einmündungen von Wisłoka und San abermals eine kleine Verschiedenheit gegenüber dem übrigen Nordostgebiet. Die Teilgebiete des MHW-Ablaufes weisen folgende Erscheinungen auf:

1. Das Westgebiet, zu dem noch der obere Dunajec gehört, hat eine überragende Sommer-Hochflutspitze und neben der Frühjahrsspitze eine kleinere winterliche im Januar. Der Monat mit dem geringsten MHW ist der November.

2. Das Südostgebiet hingegen hat die dritte (kleinste) Spitze gerade im November und den tiefsten MHW-Stand im Januar bis Februar, während die sommerliche Spitze etwa gleichbedeutend ist wie im Westen. Die Sommerregen führen im Gebirge also überall zu besonders ausgeprägten Hochfluten, die hier noch nicht von einer höheren sommerlichen Verdunstung gemildert werden. Die Schneeschmelze ist auf einen längeren Zeitabschnitt verteilt, so dass auch dadurch die Frühjahrsspitze gegenüber der des Sommers zurücktritt. Im Westen sind die Wirkungen des Eisstaus, wahrscheinlich auch die des Föhns, Ursache einer kleinen winterlichen Spitze, während im Osten diese Gründe wegfallen und dafür etwas stärkere Spätherbstregen bei geringer Verdunstung eine kleine Sonderwelle im November bedingen[38]).

3. Im Nordosten hingegen wird die durch die rasche Schneeschmelze bedingte Frühjahrs-Hochflutspitze grösser als die sommerlichen Flutwellen. Mit dem Südostgebiet ist die kleine Welle im November gemeinsam, während das Tief im Juni erreicht wird. Im Winter spielt in der Niederung überall der Eisstau eine gewisse Rolle, während im Juni die Verdunstung bereits so gross ist, dass das Minimum auf den Juni verlegt wird.

4. Im untersten Weichselabschnitt unseres Gebietes fällt die dritte Spitze weg, und der MHW-Pegelstand wird im September bis Oktober noch tiefer als der des Juni. Alle anderen Erscheinungen bleiben denen in dem südlich benachbarten Gebiet ähnlich. Die Periode stärkerer Verdunstung ist im tiefsten Teil der Karpaten-Nordabdachung am längsten, und die Niederschlagsverteilung zeigt am ehesten die steile Kurve des Binnenlandes mit auffallender Spitze im ersten Teil des Sommers, was gemeinsam den hier eigenartigen Jahresablauf des Abflusses erwirkt.

5. Übrig bleibt ein grösseres Übergangsgebiet längs der Weichsel, vor allem zwischen Wisloka- und Rabamündung, wo sich weichselaufwärts die östlichen Verhältnisse auszubreiten versuchen, andererseits die starken Einwirkungen der grossen Nebenflüsse Raba und Dunajec

[38]) Die wenig höheren Herbstniederschläge sind, wie gesagt, eine Übergangserscheinung zum Klimagebiet Cx von Köppen, das sich von der Westukraine bis in den südöstlichen Balkan erstreckt.

zur Auslösung kommen. Es wird daher dieses kleine Gebiet am besten gesondert genommen. Die schwarzen Linien der Karte 14 zeigen, dass Raba und Dunajec bis zu ihrer Mündung das Vorherrschen der Sommerspitze aufweisen (Gebirgseinfluss), während die Weichsel bis zur Skawaeinmündung das frühjahrliche Maximum besitzt, ein Niederungseinfluss (Linie d—e). Die Linien a—b (Ostgrenze des Auftretens einer Januarspitze) und b—c (Westgrenze der Novemberspitze) trennen den untersten Teil des Dunajec von seinem Mittellauf ab; das heisst, es macht sich dort ein westlicher Einfluss bemerkbar. Umgekehrt verlaufen die anderen Grenzlinien unterhalb der Dunajecmündung und deuten damit an, dass der Dunajec längs seiner ganzen Strecke einmal unter dem Einfluss des westlichen höheren Gebirges (siehe den Verlauf der Linien i—k, d—e, l—m), das andere Mal unter dem der östlichen niedrigeren Mittelgebirge steht (b—h)[39]).

Beim MHW wird somit eine der Orographie und dem Klima entsprechende Typenverteilung angetroffen. Es wäre allerdings noch zu untersuchen, welcher Faktor bei den einzelnen Gebieten tatsächlich der ausschlaggebende ist, die Höhenanordnung des Geländes, vor allem auch als klimatischer Faktor, oder die west-östliche Erstreckung des Gebietes. Höchstwahrscheinlich ist ersterer Faktor weitaus der wirksamere, denn die Anordnung der Höhen bedingt ja letzten Endes auch erst das Westwärtsgreifen kontinentaler Erscheinungen im Grenzgebiet zwischen See- und Landklimagebiet, nämlich im Verlauf der Senken und der Beckenzonen.

Die Karte 15 zeigt die Gebiete ähnlicher Mittelwasser-Jahreskurven im Zeitabschnitt 1916 bis 1935[40]). Es sind für diesen Zeitraum drei Hauptzentren bestimmter Jahresabläufe des MW festzustellen, die man als westvorkarpatisch, ostvorkarpatisch und hochkarpatisch bezeichnen kann. Das westliche Vorkarpatengebiet erstreckt sich über die untere Sola, die Skawa und die obere Weichsel zwischen Berun und Niepołomice. Die Ropa weist eigentümlicherweise ähnliche Verhältnisse des MW-Abflussganges auf. Die Mischzone zum Hochkarpatengebiet enthält die obere Sola und die Raba, die Mischzone zum östlichen Vorkarpatengebiet aber den nördlichen Teil der Weichselniederung ausser dem untersten Abschnitt der Weichsel vor ihrem Zusammenfluss mit dem San (Dzików). Dieses östliche Gebiet umfasst die Mittellaufstrecken von Wisłoka, Wisłok und San, den Unterlauf des Wisłok und die Weichsel bei Dzików. Für den hochtatrischen Gang des Jahresabflusses ist hingegen der Dunajec der typische Vertreter. Obere Weichsel und obere Wisloka wie der Poprad zeigen das gleiche Bild wie der Dunajec. Eine Übergangszone zum östlichen Vorgebiet scheint nicht vorhanden zu sein. Die drei Gebiete besitzen folgenden Jahresablauf des MW:

Das hochtatrische Gebiet zeigt auch im MW noch mehrere Monatsspitzen, in denen allerdings, wie bei allen MW-Jahreskurven[41]), die Frühjahrshochflut am ausgeprägtesten ist. Der MW-Stand des Sommers ist aber infolge der rasch abfliessenden grossen Niederschlagsmengen so hoch, dass er der Jahreskurve ein deutliches zweites Monatsmaximum verleiht. So ist auch der vom Spätsommer bis in den Herbst errechnete mittlere Wasserstand höher als der winter-

---

[39]) Bei der Abgrenzung des Novembertiefstandes bildet allerdings nur der untere und mittlere Flussabschnitt des Dunajec ein geschlossenes Gebiet, denn sein Oberlauf zeigt genau so wie die westlichen Karpatenflüsse den Novembertiefstand.

[40]) Man vergleiche damit die Berechnungen bei J. Keller, a. a. O., die in der Tabelle auf S. 282 des 1. Bandes und auf S. 128/9 des 4. (Tabellen-)Bandes zusammengestellt sind. Auf der ersteren Tabelle wird ausgedrückt, „wie oft während des Zeitraumes 1871—95 der Wasserspiegel in den verschiedenen Monaten unter dem Mittelwasser des Jahres blieb". Ein Vergleich mit dem absoluten MW-Stand der einzelnen Monate (2. Tabelle) zeigt, „dass dies mit ganz vereinzelten Ausnahmen, bei denen eine unwesentliche Verschiebung auf einen benachbarten Monat eintritt, dieselben Monate sind, die den kleinsten oder den grössten Wert des Mittelwassers besitzen". Damit ist die Bedeutung der MW-Jahreskurven für die Charakteristik des Abflusses der einzelnen Flussgebiete und -strecken ausgedrückt.

[41]) Ausser der Wisłoka bei Zmigród.

liche. Diese Erscheinung ist charakteristisch für Gebirgsflüsse, die im Winter aus ihrem vereisten Einzugsgebiet sehr geringen Zufluss erhalten, im Sommer aber bei hohem Zufluss noch nicht in jene Region verstärkter Verdunstung reichen, die im kontinentaleren Frühsommer-Regengebiet des Flachlandes den MW-Stand vom Spätsommer bis Herbst relativ niedrig hält.

Das westvorkarpatische Gebiet besitzt noch verhältnismässig flache MW-Jahreskurven, da es sich über ein durchschnittlich hohes Gelände erstreckt[42]). Aber der sommerliche Wasserstand ist gegenüber dem des Frühjahrs so gering, dass die Jahreskurve nur eine einzige Schwingung besitzt (im März—April der Höhepunkt, im Herbst der Tiefpunkt).

Die winterlichen MW-Stände sind in der Summe deutlich höher als die des Zeitabschnittes August bis November. Verstärkte Eisstauwirkungen, durch winterliche Warmwettereinfälle erhöht, relativ rasche Schneeschmelze vom März bis April und eine schon stärkere Verdunstung im Sommer und Herbst bedingen das Bild dieser Jahreskurven.

Das Übergangsgebiet zwischen diesen beiden Bereichen (Sola und Raba) zeigt in allen Erscheinungen mittlere Verhältnisse zwischen beiden MW-Jahreskurven; vor allem halten sich die Wasserstände vom Sommer bis Herbst einerseits und vom Winter andererseits etwa die Waage.

Das ostvorkarpatische Gebiet hingegen unterscheidet sich vom westlichen durch die extreme Frühjahrsspitze, deren Pegelstand weit über den sich untereinander nur wenig unterscheidenden Wasserständen der übrigen Monate hervorragt. Es ist offensichtlich eine Folge der kontinentalen Form des heftig einsetzenden Frühjahrs, das im Mai oft schon hochsommerliche Mittagstemperaturen aufweist. Die verschiedenen Übergangszonen zeigen ebenfalls eine stärkere Betonung des Frühjahrs-MW-Standes, aber teils sind auch noch die vor- und nachher anschliessenden Monate (vor allem Januar und Mai wie Juli) etwas höher, so dass die Kurve in Form einer durchaus abgerundeten Welle das Jahr durchschwingt (so besonders an der Weichsel), teils ist die Frühjahrsspitze nicht ganz so krass ausgeprägt (so in Babice am mittleren San).

Generalisierend kann man beim MW-Stand der Nordkarpatenflüsse drei Bereiche unterscheiden: einen westlichen mit Sola, Skawa und der Weichsel zwischen Sola- und Rabamündung, einen mittleren mit Raba und Dunajec samt dessen Nebenflüssen (wahrscheinlich auch mit den Oberlaufgebieten der Ostbeskidenflüsse) und einen östlichen Bereich ostwärts der Wasserscheide zwischen Dunajec und Wisłokasystem ausser dessen oberem Einzugsbereich. Gegenüber den Abgrenzungen der MHW-Bereiche (Karte 14) ist ein gewisser Unterschied zu beachten. Vor allem tritt eine stärkere Typisierung der Wasserstandsverhältnisse im mittel- und hochgebirgigen Teil der Karpaten-Nordabdachung ein.

Hingegen besitzen im flachen Nordteil sowohl die in sich einheitlichen als auch die Übergangsgebiete recht genau die gleiche Ausdehnung. Eine Zusammenfassung der Gliederung nach den MHW- wie nach den MW-Pegelständen des Jahres stellt der rote Aufdruck in Karte 15 dar.

Es ergeben sich danach folgende Gebietseinheiten:

1. die westliche Einheit = Oberweichsel,
2. das westliche Mittelgebirge mit Skawa und Raba. Von diesem Abschnitt mit einer Grenze niederer Ordnung abgetrennt
3. der mittlere Gebirgsabschnitt (Hochgebirge) mit dem Oberlauf des Dunajec,

---

[42]) Im allgemeinen nehmen die Wasserstandsschwankungen mit der Grösse des Einzugsgebietes zu (siehe auch J. Keller I. Bd. S. 274). Sie gehen aber, wie schon gesagt, auf den Strecken besonders geringen Gefälles zwischen den einzelnen Einmündungen grösserer Nebenflüsse wieder deutlich zurück.

4. das östliche Mittelgebirge mit dem Mittellauf des Dunajec, seinen rechten Nebenflüssen und den Oberlaufgebieten der ostbeskidischen Flüsse (eine Sonderstellung nimmt z. T. die Ropa ein),
5. das westliche Übergangsgebiet, nämlich die Weichsel von der Skawa bis zur Wisloka und die Mündungsbereiche von Raba und Dunajec,
6. das östliche Übergangsgebiet, vor allem am mittleren San und Wisłok,
7. der südliche Niederungsbereich mit mittlerer Wisłoka, unterem Wisłok und San, und von ihm weniger deutlich abgegrenzt
8. der nördliche Niederungsbereich mit der Weichsel von der Wisloka- bis zur Sanmündung.

Man kann diese verfeinerte Gebietsgliederung in Karte 15 auch damit ausdrücken, dass Sola, oberer Dunajec und Ropa Übergangserscheinungen zwischen grösseren, in sich einheitlichen Gebieten aufweisen, während der obere Teil der W—O verlaufenden Weichsel (5 der obigen Skala) und ein mittlerer Streifen bei Wisłoka, Wisłok und San (6) Übergangserscheinungen zwischen dem Wasserstands-Jahresablauf im Hoch- und Mittelgebirge einerseits und in der Niederung andererseits zeigen, so dass wir im Grunde wieder — nur mit stärkerer Betonung der Übergangszonen — auf die Dreigliederung in Karte 14 (Rotdruck) zurückkommen.

Ein Vergleich mit den kleinsten Klimagebieten der Karte 13 ist aus dem Grunde nicht möglich, da sich die klimatischen Verhältnisse besonders der Oberlaufgebiete auf den Gang des Wasserabflusses weit flussab auswirken. So ist der Einfluss der Hohen Tatra als Quellgebiet des Dunajec fast in allen Einzelheiten bis zur Mündung des Dunajec massgebend, und er wirkt sich sogar noch auf der Weichsel bis in die Gegend von Szczucin aus, so dass dieser Teil des Flussnetzes innerhalb der nördlichen Karpatenentwässerung besondere Abflussverhältnisse aufweist. Die Flüsse stellen somit ausgezeichnete physiologische Klammern der Höhenzonen einer Abdachungslandschaft dar. Nicht nur ihr Wasser und die Art seines Abflusses, sondern auch die Böden und deren Bewuchs wie die Tierwelt in Nähe der Flüsse sind gleichsam Boten des gebirgigen Quellgebietes in einer bereits ganz anderen Umgebung. Ein Vergleich mit Klimalandschaften ist daher nur in der Weise durchzuführen, dass jene so gross wie etwa die Einzugsgebiete der einzelnen Abdachungsflüsse gewählt werden. Somit können die Gliederungen in Karte14 und 15 nur mit den drei Klima-Querabschnitten der Karpaten-Nordabdachung (Karte 13) verglichen werden. Dabei zeigt sich, dass in klimatischer Hinsicht die Grenzzonen, welche die Abdachung queren, sich nach dem Streichen der orographischen Einheiten richten. So führt die Grenze zwischen westlichem und mittlerem Klimaabschnitt etwa entlang der Grenze zwischen west- und ostkarpatischem Bau, also von Krakau zum Tyliczer Sattel. Die Grenzen der Abflussgebiete aber verlaufen naturgemäss in Richtung der Abdachungsentwässerung, also in unserem Falle fast senkrecht zu den orographischen, daher aber auch zu den klimatischen Grenzen. So besitzen im Distrikt Krakau die Unterlaufgebiete jeweils östlichere Klimaerscheinungen bei westlicherem Abflussgang des Wassers, womit hier eine Erscheinung besteht, die für binnenländische Gebirgsvorländer geradezu typisch zu nennen ist. Im Gebirge hingegen besteht ein besserer Gleichklang, der nur in den grösseren Beckenlandschaften wieder etwas gestört wird.

BILDREIHE ZUR LANDSCHAFTSGLIEDERUNG ZWISCHEN WEICHSEL UND KARPATENKAMM, VON DR. H. GRAUL

Wenn die Landschaftskunde die geschlossene Darstellung von Landschaftseinheiten beabsichtigt, so steht ihr dabei kein anschaulicheres und gesammelteres Mittel zur Verfügung als das Bild, und zwar das Bild des Landschaftsmalers. Das Lichtbild dient vom Standpunkt der totalen Wiedergabe einer Landschaft nur als ein guter Behelf, es besitzt aber wegen der Treue seiner Darstellung dokumentarischen Wert. Es ist zudem wesentlich einfacher zu beschaffen, und eine vergleichende Landschaftskunde wird in erster Linie auf Lichtbildserien zurückgreifen.

Die folgende Bildreihe konnte nicht so vollständig zusammengestellt werden, als beabsichtigt war, da in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht genügend Bildmaterial zu beschaffen war. Dies ist auch der Grund dafür, dass öfters ein Bild, das unter ungünstigeren Aufnahmebedingungen entstanden war, oder im Ausschnitt noch besser gewählt hätte werden können, in die kleine Reihe aufgenommen wurde — nur um das Charakteristische einer bestimmten Teillandschaft zu zeigen. Um einen genügenden Grad einer vollständigen Bilddarstellung für das behandelte Gebiet zu erreichen, mussten Bilder mit gewissen Landschaftsinhalten ausgeschaltet werden, da diese sonst zu sehr den Blick von physischer Struktur, Form und Farbe auf die Gestaltung der Landschaft gezogen hätten. So sind Siedlungsbilder, insbesondere von geschlossenen Siedlungen, bewusst weggelassen worden. Auch Verkehrsanlagen, gewerbliche und industrielle Einrichtungen sowie solche der Erholung sollten in den Bildern möglichst nicht enthalten sein. Sie können in einer weiteren Bildreihe zur Darstellung kommen. Wesentlich schien mir jedoch, in den Gebieten besonders intensiver Entwaldung auf die Gliederung und Bebauung von Feld und Flur hinzuweisen; denn auf grossen Flächen sind sie oft die einzigen Landschaftsinhalte neben den gleichmässig geschwungenen Relieflinien, so dass sie sich dem Blick des Beschauers in hervorragendem Masse bemerkbar machen. Mancher mag es bedauern, dass von den „schönsten" Gegenden nicht mehr Bilder gezeigt werden. Nun handelt es sich aber hier nicht um Vorlage schöner Landschaftsbilder oder Bilder schöner Landschaften, sondern um die wissenschaftliche Anwendung des Bildes zur vergleichenden Landschaftskunde. Wenn also eine Bevorzugung von bestimmten Landschaftseinheiten überhaupt in Frage kam, so konnte sie nur in solcher Art erfolgen, dass je unbekannter eine Gegend im allgemeinen war, um so eher ein Bild von ihr gebracht werden musste. Gerade diese Bevorzugung wurde aber praktisch dadurch erschwert, dass jene unbekannten Gegenden auch am schlechtesten zu erreichen sind, und dass von ihnen am wenigsten neues Bildmaterial vorhanden ist. In diesem Sinne wurden aus der Hohen Tatra zwei Bilder, und zwar eines aus der mesozoischen Randzone und eines aus dem westlichen Teil der Granit-Innenzone, ferner zwei Bilder aus der wechselgestaltigen Pieninenzone und vier aus dem Mittelgebirge ausgewählt. Zwei Aufnahmen enthalten den markanten Abfall des Mittelgebirges über dem Hügelland der Vorkarpaten, und je zwei Bilder zeigen den Unterschied zwischen westlichem und östlichem Hügelland. Weitere zwei Bilder stammen aus der Randzone des Hügellandes, auf seine ebenfalls deutliche Landstufe gegenüber der äusserst flachhügeligen Niederung weisend. Je eins der letzten Bildpaare zeigt einmal typische Weichsellandschaften und das Sand- und Sumpfgelände des Weichsel—San-Dreiecks, womit die zutiefst gelegene Landschaftseinheit des behandelten Gebietes erreicht ist.

ERLÄUTERUNG DER BILDER (TAF. VIII—XVII)

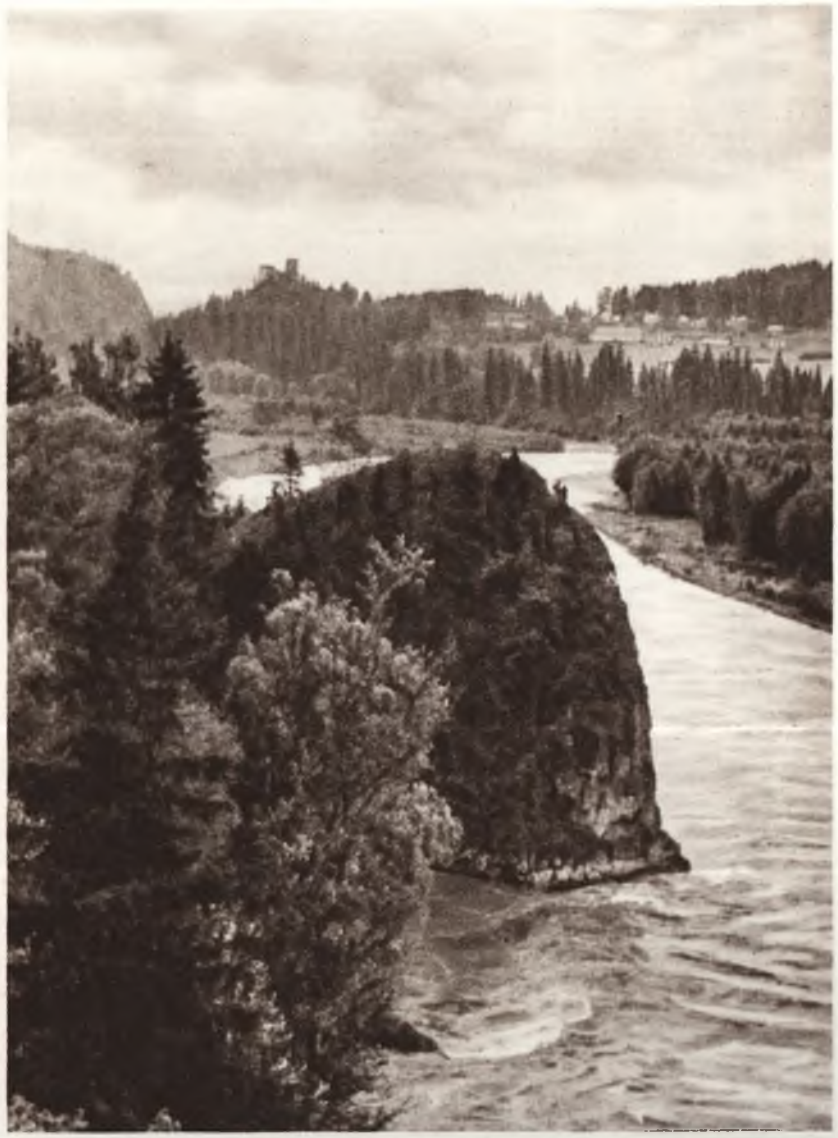
Bild 1. Hohe Tatra

Blick von der Świnica (2301 m) auf die beiden oberen der Fünf Seen in der mittleren Hohen Tatra, von denen der linke im Bild „Schwarzsee" heisst. Hinter der weiten Einsattelung der Grenzwasserscheide (Gładka-Sattel 1994 m) wird die Sicht vom hohen Grat des Hrubie Wierch (2431 m) abgeschlossen, den rechts der Krivań (2496 m) noch überragt. Der Blick ist in einen

1. HOHE TATRA, VON DER ŚWINICA AUF DEN KAMM DES HRUBIE WIERCH UND DEN KRIVAN (2496 M) GESEHEN

2. WESTLICHE HOHE TATRA, DIE KOMINY TYLKOWE VON DER HALA TOMANOWA GESEHEN

3. DER ANDESITKEGEL DES ŻAR (768 M) NÖRDLICH ZORNSTEIN



4. PIENINEN, BEGINN DES DUNAJEC-DURCHBRUCHS IN DER KLIPPENZONE BEI NIEDZICA

5. GORCE UND PIENINEN, VOM AUFSTIEG ZUM LUBAN AUF DIE PIENINEN UND DAS ZIPSER BERGLAND GESEHEN

6. HOHE MITTELBESKIDEN, HOCHFLÄCHEN DER JAWORZYNA (1116 M) BEI KRYNICA

7. OSTBESKIDEN, AUSRÄUMUNGSMULDE IM OBEREN ROPATAL

8. OSTBESKIDEN, DAS OBERE ROPATAL BEI HANCZOWA

9. NORDRAND DES MITTELGEBIRGES, DER CHELM (779 M) BEI GRYBOW

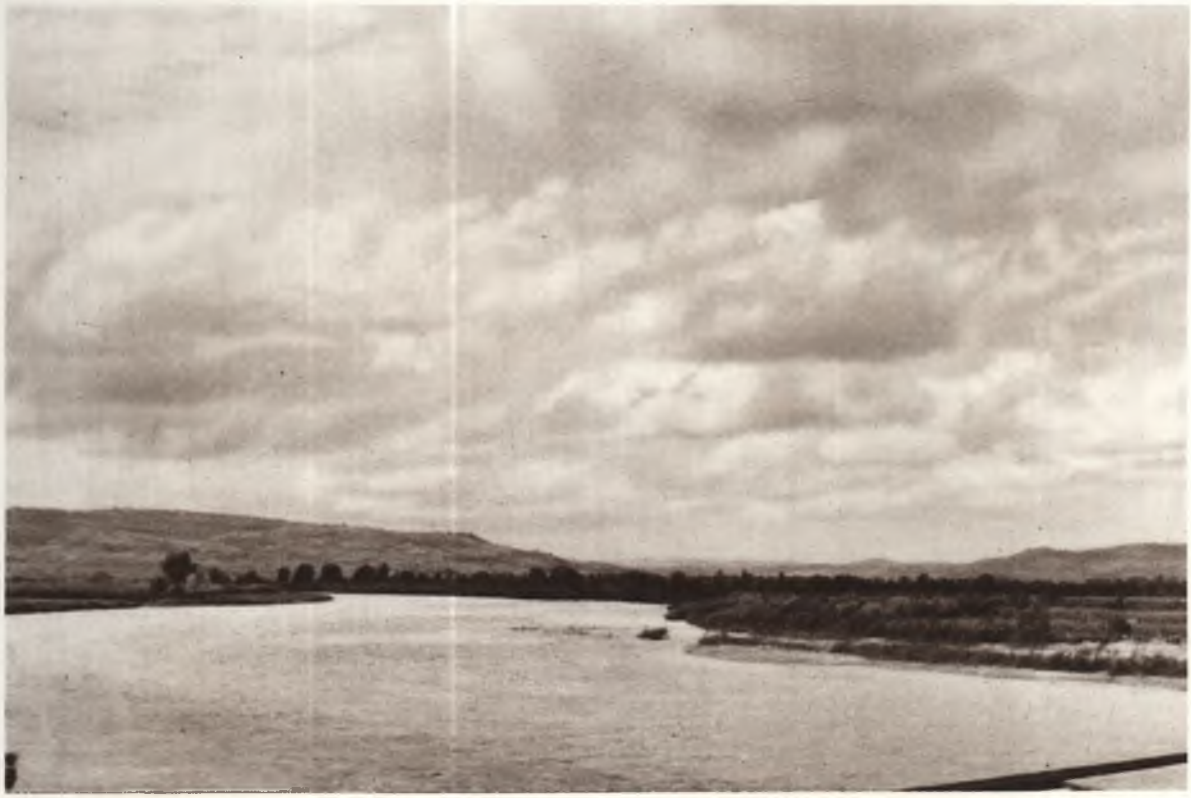
10. NIEDRIGE MITTELBESKIDEN, BLICK VON DER STRASSE LIMANOWA—NEU-SANDEZ AUF DIE SÜDSEITE DER GROSSEN MITTELBESKIDISCHEN TALUNG

11. WESTLICHES HÜGELLAND, DIE KUPPE VON LANDSKRON

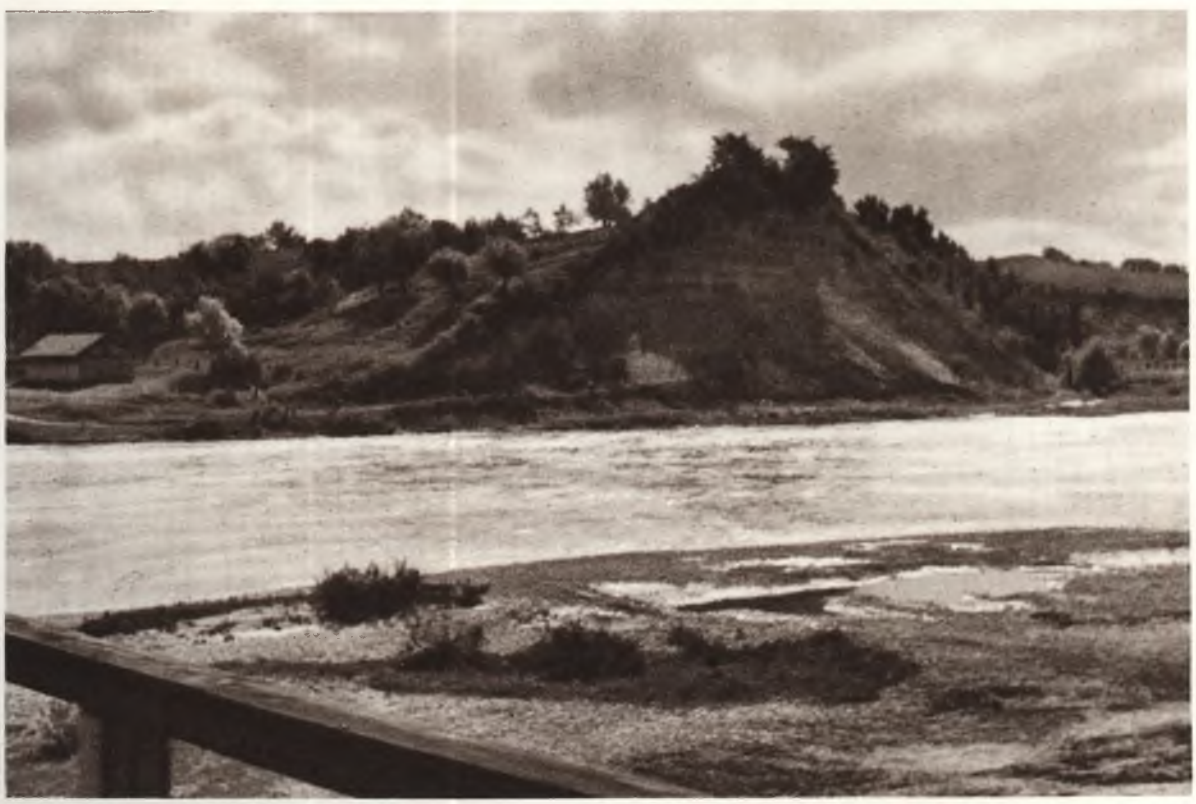
12. WESTLICHES HÜGELLAND, DIE WALDHUFENFLUR VON STRONIE BEI LANDSKRON

13. ÖSTLICHES HÜGELLAND, DIE NORDÖSTLICHE UMRAHMUNG DES BECKENS VON RYMANOW

14. ÖSTLICHES HÜGELLAND, DER EINSCHNITT DES WISŁOK IN DEN BECKENBODEN VON RYMANOW



15. NORDRAND DES HÜGELLANDES BEIM EINTRITT DES DUNAJEC IN DIE VORKARPATISCHE NIEDERUNG



16. JUNGTERTIÄRES HÜGELLAND AM DUNAJEC UNWEIT VON WOJNICZ

17. OBERES WEICHSELTAL BEI BRZESKO NOWE.

18. OBERES WEICHSELTAL, EINGANG IN DEN DURCHBRUCH DURCH DEN KRAKAUER JURA.

19. WEICHSEL-SAN-NIEDERUNG, BLICK AUF EINE GROSSE SANDRFLÄCHE IM SÜDEN DER NIEDERUNG.

20. WEICHSEL-SAN-NIEDERUNG, ALTDÜNEN UND SANDRFLÄCHEN BEI KOLBUSZOWA.

der schönsten Teile der Tatrabergwelt gerichtet. Die eiszeitliche Formung, die das Granitmassiv zu einer an Steilwänden, Felsnischen und Karseen reichen Hochgebirgslandschaft gewandelt hat, bestimmt das Gelände in hervorragendem Masse trotz der nachträglichen Verhüllung der Hangsteilen durch den würfeligen Granitschutt. Der Eindruck von der Landschaft ist auch unter dem Glanz der spätsommerlichen Sonne ein ernster und verschlossener. Vom dunklen Grauviolett des gewachsenen Felsens hebt sich das hellere Violettgrau der Schutthalden und Moränen ab. Von jenseits des Grenzkammes und von der flacheren Nische des Schwarzsees winkt das Dunkelgrün der Matten herüber. Im Grunde unseres Blickfeldes aber liegt das Farbenwechselspiel der Seeflächen, das sich jeweils aus dem raschen Wolkenzug, aus den Windböen vom Tale oder vom Pass her, aus der Jahres- und Tageszeit wie dem Stand des Beobachters ergibt. Wenn auch die Hohe Tatra nur eine gleichsam den Alpen weit im Osten vorgelagerte Hochgebirgsinsel darstellt, so vereinigt sie dennoch reiche Bilder von reizvollen alpinen Formen in den Farben der Granitbergwelt.

Bild 2. Hohe Tatra

Man sieht aus dem Tal der Hala Tomanowa abwärts auf den sich vorschiebenden Klotz der Kominy Tylkowe (1829 m) innerhalb der mesozoischen Rahmenzone der westlichen Hohen Tatra. Deutlich wird die steilgestellte Synklinale des schmalbankigen Jurakalks, die in weniger widerstandsfähigen Jurafleckenmergel gleichsam eingebettet ist. Im Mittelgrund ragt der Waldhang des Żar (1561 m) mit einer grossen Kahlschlagfläche herein. Die Waldgrenze liegt auf diesem südschauenden Hang bei etwa 1500 m, in den Einsattelungen reicht sie aber infolge der Windwirkungen tiefer. Es herrscht reiner Fichtenwald. Auch mit ihm ist die Landschaft noch um vieles lichtfarbiger als jene in Bild 1 und erinnert an Täler aus niedrigeren Teilen der bayrisch-tirolischen Kalkalpen.

Bild 3. Pieninen

Durch ein paar schüttere Lärchen des Gemeindewaldes von Kluszkowce und über einen Kahlschlag sind die Terrassen des grossen Andesitbruches am Żar (768 m) zu sehen, welcher zu der in Bau und Bild so wechselvollen Zone der Pieninen am Südfuss des Luban gehört. Der Wald ist hier wie auf den meisten Südhängen des Neumarkter Beckens durch Viehweide und schlechte Pflege in einem äusserst mangelhaften Zustand. Auch der flache Kegel des Żar ist nur von Buschweide überzogen.

Bild 4. Pieninen

Mit vielen Windungen durchbricht der Dunajec die Klippenzone der Pieninen, die Mergelschichten ausräumend, während die harten Kalkinseln und -klippen dem umspülenden Strome trotzen. Man sieht talab auf die Burgruine von Niedzica, die bereits auf der slowakischen Seite steht. Frühzeitig wurde hier ein alter wichtiger Flussübergang der Neumarkter Strasse von dem Burgsitz aus bewacht. Unweit unseres Standpunktes, aber auf der linken Seite des Flusses, überragt das Gemäuer der alten Zornstein den Dunajec. Obwohl die Bergformen sehr schroff sind, erreichen die Höhen im zackigen Grat der Drei Kronen nur 982 m. Hier beginnt das fährtenlose Durchbruchstal des Dunajec, eine beliebte Strecke für Flossfahrten. Ein bunter Mischwald begleitet den Fluss dort, wo noch Schwemmland vorhanden ist, auf den Hängen aber herrscht die Fichte vor.

Bild 5. Gorce und Pieninen

Der Blick ist vom Anstieg zum Luban (1211 m) auf die Kegelberge der Pieninen im Mittelgrund, der Zipser Magura rechts und der östlichen Gorce (Radziejowa 1265 m) links im Hintergrund gerichtet. Unten dehnt sich die Ausräumungszone von Grywald. Durch die beiden Laubbäume wird in der Pieninenzone der Klotz der Drei Kronen sichtbar. Das lebhaft bewegte Gelände

senkt sich rechts zu der tiefen Einsattelung von Folwark (731 m), über welche die Strasse von Neumarkt zur Zips führt. Die offene Bergkuppenlandschaft, die sich vom Beschauer südwärts ausdehnt, wurde im Mittelalter von deutschen Bauern gerodet, wie heute noch viele deutsche Dorfnamen beweisen. Der Mischwald des Hanges sieht wie so oft im nördlichen Karpatenbergland sehr ungepflegt aus.

Bild 6. Hohe Mittelbeskiden

Auf den Höhen hat der Wanderer oft eine entstellte Landschaft vor sich, die weder als Natur- noch als Kulturlandschaft bezeichnet werden kann. Auf dem Bild sind die breiten Rücken der Jaworzyna mit ihrer höchsten Erhebung (1116 m) zu sehen. Noch weit unter der Waldgrenze bieten die Hochflächen durch einen Raubbau am Forst, wohl auch durch unvernünftige Weidewirtschaft, einen verarmten Eindruck. Die Fichten, Buchen und Tannen zeigen Einwirkungen des Viehfrasses und, durch die Ausholzung begünstigt, Wind- und Schneedruckschäden. Dazu geben die freien Flächen infolge der unzähligen Buckel, welche bei der regellosen Wirtschaftsform sich immer stärker vermehren, ein schlechtes Weideland ab. Der Gesamteindruck ist unruhig und zerrissen, selbst die Farben des Frühjahrs oder des Herbstes können das Bild nicht verschönern.

Bild 7. Ostbeskiden

Das Tal der oberen Ropa bei Hańczowa weitet sich besonders an den Stellen, wo die weichen Inoceramenschichten in grösserer Mächtigkeit auftreten. Eine solche Weitung liegt in unserem Blickfeld, das vorne von dem mit wenig niedrigem Weiden- und Erlengestrüpp bestandenen Gerölltalboden, dahinter aber von einem stark verflachten Hang eingenommen wird. Die kleine Steilstufe des Hanges ist zerschnitten, und der Ton tritt in rotvioletten und graugrünen Schichten zutage. Schwarzerlen reichen an solchen Stellen weit hangauf, denn sie finden auf den nassen Rutschhalden günstige Voraussetzungen. Obwohl die Höhen nur zwischen 450 m (Talboden) und 628 m (Waldkuppe rechts) liegen, sind die Bedingungen für den Feldbau nur mehr sehr dürftig. Die Flur ist in lange schmale Streifen geteilt und hat den Wald, soweit man die zerzausten Baum-Buschbestände von Buchen, Tannen und Fichten noch als solchen bezeichnen will, bis auf den Kamm und die steilsten Teile zurückgedrängt. Sie ist keine typische Waldhufenflur, da hier das Reihendorf fehlt. Die trockeneren Flächen über den Weidewiesen nehmen Hafer- und Kartoffelfelder ein. Über den matten Farben der braungrünen Weiden leuchtet im Herbst das Buchenlaub der Bergkämme.

Bild 8. Ostbeskiden

Hinter uns liegt ein kurzes Engtalstück der Ropa durch einen harten Kalksandsteinzug, und wir sehen in das an weiche Mergel und Tone gebundene Längstal von Hańczowa, einem ukrainischen Dorf, das seinen Namen von dem deutschen Vornamen Hans herleitet. Den Talboden nimmt die breite Schuttflur des Flusses ein, die in ihren oberen Teilen Weideland trägt. Die lange Erstreckung des Tales in ostkarpatischer Richtung, die reiche Buchenbeimischung in den Wäldern und die grotesken Zwiebeltürme der griechisch-katholischen Kirche bedeuten uns, dass wir bereits im Gebiet der Ostkarpaten stehen.

Bild 9. Nordrand der Mittelgebirgs-Karpaten

Um 250—300 m überragt der Chelm (779 m) das Hügelland um Grybow an der Biała. Hier sind die Ausläufer der Nordwest ziehenden Rücken der Ostkarpaten noch einmal in klotz- und kegelartige Berge zergliedert und erinnern stark an das Bergland von Mszana Dolna weiter im Westen. Der kleine Chełmonski-Bach im Vordergrund fliesst nach Osten der Ropa zu. Über den mit offenen Siedelzeilen und darüber mit Streusiedlung überzogenen Flachhängen erhebt sich

die steile Randstufe der Magora-Decke, deren markante Höhe hier einen mit Buchen durchmischten Tannenwald trägt. Das waldfreie Land macht einen aufgelockerten und regellosen Eindruck, der vor allem durch die wahllose Anordnung der Baumgruppen und Einzelbäume in der rechten Bildhälfte hervorgerufen wird.

Bild 10. Talung von Limanowa

Der Blick ist von Kanina an der Strasse Limanowa—Neu-Sandez auf die südlichen Randketten der breiten Talung von Limanowa, die im Osten in das Becken von Sandez mündet, gerichtet. Die Landschaftsformung ist weitgehend gesteinsbedingt, indem die Talung durch Ausräumung weicher Schichten (z. B. der roten Tone des alttertiären Flysch) entstanden ist, aus denen die langen Bergrücken im widerstandsfähigen Magora-Kalksandstein herausmodelliert wurden. In der Łyżka (807 m) noch von dichtem Nadelwald überzogen, zeigen die Höhen in der Ostra (928 m) und dem Cichoń (929 m) nur mehr wenig von dem einst ausgedehnten „Limanowaer Wald". Soweit eine landwirtschaftliche Bodennutzung möglich ist, wurde der Wald fast restlos geschlagen und die breiten Hänge in Streusiedlung mit verschiedenen Arten von Blockfluren besiedelt. Auffallend sind bei den meist kleinen Höfen die Obstgärten, welche für diese Siedlungsart typisch scheinen. Obwohl auf grösserer Höhe — der Standpunkt ist etwa 580 m hoch gelegen — macht die Landschaft einen wesentlich bunteren und freundlicheren Eindruck als die aus den Bildern des oberen Ropatales.

Bild 11. Westliches Hügelland

Blick von der Krakau—Bielitzer Strasse auf die hoch über das Vorland aufragende Härtlingskuppe von Landskron. Einst waren Burg und die im Süden zu ihren Füssen liegende Stadt Mittelpunkt des umgebenden Hügellandes. Heute überzieht Fichtenhochwald mit dichtem Brombeergestrüpp den Burgplatz, und der Ort hat sich zu einem, wenn auch heute noch durch Anlage und Bauformen auffallenden Dorfe entwickelt. Die gleichmässig geschwungenen Flachhänge überzieht eine Gewannflur, zwischen welcher kleine Restwälder stehengeblieben sind. Die Aufteilung der Flächen in Flur und Wald erinnert hier stärker als in vielen anderen Gebieten des ehemaligen Galiziens an deutsche Hügellandschaften. Ohne Zweifel erhöht neben der verwandten Natur das deutsche Gestaltungsbild die Ähnlichkeit mit deutschen Landschaften.

Bild 12. Westliches Hügelland

Das stark gerodete Hügelland um Landskron ist in manchen Tälern von einer breiten Waldhufenflur überzogen. Die Talböden sind so schmal, dass sich die langen Reihen der Siedlungen zumeist auf dem untersten Teil der Hänge halten. Die kleinen Höfe liegen in Obstgärten und Weidenbeständen versteckt. Im Bilde links dehnt sich der Gutspark von Stronie aus. Gegenüber der Frische des Talgrundes wirkt die fast völlig baumlose Flur trocken. Die alten breiten Hufen, deren ursprüngliche Grenzen die tiefeingeschnittenen Feldwege angeben, sind hier — wahrscheinlich wegen der grösseren Steile der Hänge — quergeteilt. Durch das Realteilungssystem des polnischen Dorfes ist die ursprüngliche Hufe in unzählige schmale Streifen zergliedert. Vom Rücken im Hintergrund sieht noch ein letzter Rest des Waldes herüber. Grosse Teile des Hügellandes, so bei Bochnia, zwischen Tarnow und Gorlice und im Osten bis zum San, werden durch das charakteristische Flurbild der deutschen Waldhufe bestimmt. Das Landschaftsbild ist dadurch ein anderes als im vorigen Bild, obwohl die Entfernung zwischen beiden gering ist.

Bild 13. Östliches Hügelland

Südlich des Beckens von Krosno und Zarszyn erstreckt sich die lange und flache Wanne von Rymanów, einer Ausräumungstalung in ostkarpatischer Richtung, durch welche die Strasse von Rymanów (dem alten Reimanshau) nach Nowotaniec (Lobendanz) führt. Das Bild wird von der nördlichen Hügelreihe abgeschlossen. Der Eindruck ist völlig neu gegenüber jenem aus

dem westlichen Hügelland. Über der weiten Ackerebene des Beckenbodens, die nur von wenigen silbern schimmernden Pappeln und Weiden durchsetzt ist, schwingen sich die zarten Profillinien der baumlosen Hügel. Der zarte Schimmer entsteht im Herbst durch die ruhige Luft, in welcher der gelbe Lehmstaub der hellen Äcker zu liegen scheint. Hangüber ziehen die Grenzen der kilometerlangen Waldhufen der Orte Odrzechowa (von links) und Nadolany (von rechts), die sich etwa im Tale in der Bildmitte treffen.

Bild 14. Östliches Hügelland

Wo der Wislok das Rymanówer Becken quert, sehen wir uns einem etwa 40 m tiefen eigenartigen Taleinschnitt gegenüber. Sein jugendliches Alter ist mit der geringen Zertalung des Beckenbodens durch das Zuflusssystem des Wislok erwiesen. Bei Sieniawa hat der Fluss einen grossen Bogen aus dem Beckenboden herausgeschnitten, auf dessen steiler Innenseite, von wenigen Bäumen verdeckt, das gebirgeinwärts fallende, manchmal steil gefältelte Flyschgestein in seiner wechselhaften Folge unmittelbar zutage tritt. Den Hintergrund schliessen wieder die gleichmässigen baumlosen Hügel, hinter denen das Becken von Zarszyn gelegen ist, ab.

Bild 15. Nordrand des Hügellandes

Von der Dunajec-Brücke der Durchgangsstrasse Krakau—Lemberg kann man bis in die Berge von Neu-Sandez und Limanowa sehen. Am auffallendsten aber schiebt sich der markante Nordrand des karpatischen Hügellandes ins Blickfeld, der im Wal (526 m) die vorgelagerten jungtertiären Hügel um rund 250 m überragt und somit eine beachtliche Landstufe darstellt. Hinter den niedrigen Weiden des Überschwemmungsgebietes täuschen Baumreihen den längst geschlagenen Auwald vor. Auf den Hängen des Abfalls stellt man trotz der schlechten Sicht die unruhige Gliederung durch eine Einödflur fest. Fluss und Himmel zeigen auf unserem Bilde den gewöhnlichen Zustand an einem Julitage. Während der Fluss die Mengen der rasch abfliessenden Niederschläge der letzten Tage der Weichsel zuführt, steigt weitere aus dem Westen kommende Feuchtluft über den Hangstufen auf und häuft sich zu Wolken, die bald zu neuen Regengüssen führen.

Bild 16. Nordrand des Hügellandes

Von derselben Brücke auf den letzten Dunajec-Anschnitt im vorkarpatischen Hügelland gesehen. Hier sind es bereits die Mergel des mittleren Miozäns, die vom Fluss freigelegt werden. Sie zeigen im Liegenden mehr tonige (flacher Hang mit Huflattich bewachsen wie bei unseren Schlierhängen), oben mehr kalkige Schichten. Die Hangformen sind hier genau so wie im Hügelland von Bochnia und Wieliczka wesentlich unruhiger als im Flysch, was vor allem durch die örtlichen Quellhorizonte über den Tonen hervorgerufen wird.

Bild 17. Tal der oberen Weichsel

Auf der Fahrt weichselabwärts ist die grosse Schleife bei Brzesko Nowe erreicht worden. Durch die geringen Reste des ursprünglichen Auwaldes, die auf dem Schwemmland der Innenseite des Bogens erhalten sind, ist der bis 60 m hohe Abfall des Kreide-Plattenlandes zu sehen. Die Weichsel unterwäscht die Stufe so intensiv, dass die schlechte Talstrasse hier wieder einmal über die Höhe ausweichen muss. Auf der ehemals österreichischen Seite begleitet den Fluss ein niedriger Hochwasserdamm, der noch auf unserem Bilde hinter den Baumgruppen zu bemerken ist. Hinter dem Damm blinken die hellen Dächer der offenen Siedelzeilen von Trabniki herüber. Die Stufe der Kreideplatte ist mit Löss überdeckt. Bodenbeschaffenheit und Südexposition bedingen hier eine ausgesprochene Trockenheide und steppenhafte Buschvegetation. Es ist auffallend, wie arm an gehobenen Siedlungsplätzen die das Tal beherrschende Steilstufe der Platte ist. Weder Städte, Märkte oder Burgen, ja nicht einmal grössere Dörfer halten diese günstigen Positionen besetzt. Die wenigen Plätze auf der noch günstigeren Niederterrasse (zu denen Brzesko Nowe gehört) machen aber schon von weitem einen armseligen Eindruck. Eine Fahrt an dieser

politischen Flussgrenze, die 150 Jahre zwischen Russland und der Doppelmonarchie bestanden hat, lässt den Charakter einer ethnisch bedingten und politisch verstärkten Kultur-Mangelzone deutlich erkennen.

Bild 18. Weichsellandschaft von Tyniec—Krakau

Wesentlich heimischer mutet uns hingegen das Weichseltal um Krakau an, wo zu beiden Seiten des Flusses Klöster und Burgen von den Kalkhorsten grüssen. Wenngleich die Bauten durchweg Zeugen längst vergangener Zeiten sind, so sind diese von uns nicht vergessen. Denn die für die Beherrschung der West-Ost-Handelsstrasse ausschlaggebenden Engtalmündungen wurden frühzeitig von deutschen Menschen ausgebaut. Am Beginn der Durchbruchsstrecke durch den Krakauer Jura liegt die Ruine des Benediktinerklosters Tyniec (Tünz). Die frühbarock überformte romanische Kirche ist noch gut erhalten. Den Hintergrund beschliesst der Wartenberger Höhenzug mit dem Kamaldulenserkloster Bielany. Er ist mit seinen Anlagen (Tierpark) das einzige grössere Erholungsgebiet innerhalb der neuen Umfriedung der Hauptstadt und ist von einem Buchen-Birken-Eichen-Mischwald bestanden. Die flachen Lösshänge zwischen Höhe und Fluss sind fruchtbar, und die Muldentäler beherbergen menschenreiche Gutsdörfer, wie sie in der Umgebung von Krakau typisch sind.

Bild 19. Weichsel—San-Niederung

Von einer Anhöhe in der Altmoränenlandschaft der südlichen Weichsel—San-Niederung übersieht man die weite junggerodete Sandr-Fläche bis zu den versumpften Wäldern von Sędziszów. Die offene Siedelzeile durchzieht etwas schräg die Streifenflur, die ihr Vorbild in der um Landshut weitverbreiten Waldhufenflur gehabt hat. Auffallend sind die 2—$2^1/_2$ m breiten Beete der Äcker, die sowohl bei Hackfrucht (die Kartoffelzeilen verlaufen dann quer zu den Beeten) als auch bei Roggen und Buchweizen angewandt werden. Es handelt sich dabei um die einfachste Methode der Entwässerung in einem Gelände mit hohem Grundwasserspiegel und intensiven Sommerregen. Der Boden ist aber so arm, dass durch die schütteren Roggenfelder der helle Sand schimmert. Die kleinen unregelmässigen Höfe zeigen, soweit sie noch frei stehen, keine Umzäunung. Statt eines Obstgartens, dessen Anlage als zu mühselig empfunden wird, umgeben die Höfe wenige Pappeln, Birken und Weiden. Der Wald besteht heute zum vorwiegenden Teil aus Föhren, auf den nassen Plätzen aber aus Erlen und beigemischten Eichen. Das Land glüht unter der schon im Frühsommer intensiven Einstrahlung, die nur durch den fast ununterbrochenen Wolkenzug gemildert wird.

Bild 20. Weichsel—San-Niederung

Vom gleichen Standpunkt wie im vorigen Bild geht die Sicht über die hohe Sanddüne im Vordergrund auf die weite, kaum gegliederte Sandr-Fläche. Mit scharfer Grenze hebt sich der fast humuslose Dünenboden mit einem trockenen Föhrenwald von den Sumpf-Sandböden der Niederung. Ein Abzugsgraben hat den Boden so weit entwässert, dass auf ihm, wenngleich sehr schüttere, Roggenfelder und nasse Wiesen angelegt werden konnten. Nach dem Hintergrund senkt sich das Gelände, so dass es selbst für diese anspruchslose Rodung zu schlecht war und dem Walde überlassen blieb. Am Waldrande rechts hebt sich schwach eine Dorfzeile ab, die der vorhin beschriebenen durchaus ähnlich ist.

Die Bilder sind durchweg Originalaufnahmen und stammen:
Nr. 4, 10 und 18 von P. Brandner — Krakau,
Nr. 14 von Dr. E. Fugmann — Krakau,
Nr. 3, 5, 7—9, 11, 13, 15—17, 19 und 20 von Dr. H. Graul — Krakau,
Nr. 1, 2, 6 und 12 von Arch. B. Haas — Krakau.

DIE PODHALANISCHEN GÓRALEN IM SÜDLICHSTEN TEIL DES KREISES NEUMARKT

EINE VOLKSTUMSKUNDLICHE SKIZZE VON DR. ANTON PLÜGEL

II. TEIL[1])

IV. ZUR VOLKSKUNDE

DIE LAGE DER VOLKSKUNDE DER PODHALANER

Arbeiten und Materialien

Die Podhalaner können als eine der volkskundlich meistbearbeiteten Bevölkerungsgruppen des Generalgouvernements gelten. Ihre Eigenart, die scheinbare Romantik ihres Lebens und der von ihnen bewohnten Landschaft und endlich wohl auch die Möglichkeit, sie bei vielerlei Veranstaltungen in ihrer kleidsamen Tracht als repräsentative Gruppe erscheinen zu lassen, haben den Podhalanern seit je ein reges Interesse gesichert, das sich auch in der Volkskunde entsprechend ausgewirkt hat. Die Anzahl der Beiträge zur góralischen Volkskunde umfasst mehrere hundert Stück. Dieser scheinbare Reichtum des Schrifttums darf aber nicht zur Meinung führen, dass wir damit nun schon eine Volkskunde der Góralen besässen. Zumeist handelt es sich bei diesen zahlreichen und sehr verstreuten Arbeiten um kleine Beiträge und um Materialsammlungen, die nur als Bausteine zu einer umfassenden Volkskunde zu Bedeutung kommen können. Ansätze zu einer monographischen Darstellung der góralischen Volkskunde oder doch wenigstens ihres Werkguts liegen nur in einzelnen älteren Arbeiten vor, etwa bei Matlakowski (1892). Seither sind, wenn von den Materialbeiträgen abgesehen wird, nur mehr zu Einzelfragen Arbeiten erschienen, die dann allerdings zumeist als recht erschöpfend anzusehen sind. Als Beispiele seien die Arbeiten von Hołub-Pacewiczowa (1931) über Siedlung und Wanderungen der Hirten und die von Chybiński über die podhalanischen Musikinstrumente (1924) genannt. Hingegen liegt für die Landeskunde, Demographie, Wirtschafts- und Verkehrsfragen des Kreises Neumarkt (polnischer Abgrenzung) eine zusammenfassende neuzeitliche Darstellung in der Arbeit von Leszczycki (1938) vor.

Eine Volkskunde des Podhale ist aus dem vorhandenen Schrifttum allein nicht zu erstellen, da dieses noch Lücken aufweist, die erst durch Feldarbeit gefüllt werden müssen. Ausserdem verlangt jede Volkskunde grundsätzliches Vertrautsein mit dem volkstümlichen Gut selbst, sowohl in seiner musealen Aufspeicherung wie im Leben des betreffenden Volkes selbst. Soweit es sich dabei um góralisches Werkgut handelt, ist dieses im Tatra-Museum in Zakopane auf der Grundlage einiger älterer Privatsammlungen von J. Zborowski mit hervorragender Sachkenntnis und grossem Fleiss aufgesammelt worden. Einzelne Werkgutsgruppen sind mit einer erstaunlichen Stückzahl vertreten. Ein Besuch in den Dörfern kann kaum noch eine grundsätzlich neue Form ergeben, ja, in vielen Fällen kann der Formenschatz bestimmter Werkgutsgruppen, die auf den Dörfern schon länger durch die technische Entwicklung verdrängt wurden, überhaupt nur mehr in den Sammlungen des Tatra-Museums studiert werden. Das Tatra-Museum umfasst heute über 4000 volkskundliche Sammlungsgegenstände, darunter einen reichen Bestand an Kleidungsstücken z. T. recht hohen Alters, etwa 400 geschnitzte Löffelrahmen, etwa 400 Hemdspangen und Gürtelschnallen, über 400 Hinterglasbilder, etwa 300 Stück Tonware, etwa 60 alte Öllampen, zahlreiches Hausgerät, eine sehr gute Sammlung von Geräten aus dem Hirtenleben usw. Anderen Sachgruppen, vor allem solchen, bei denen nicht mit einem zu raschen Schwinden zu rechnen ist, hatte das Tatra-Museum weniger Aufmerksamkeit geschenkt. So fehlen dort Materialien über Siedlungsform und Bauweisen fast völlig. Diese waren von der Warschauer Polytechnik aufgenommen worden und sollten nach Auswertung dem

[1]) Teil I s. „Die Burg", 1941, Heft 3, S. 54—66.

Museum zugeleitet werden. Am Rande sei auch die landeskundlich-naturwissenschaftliche Abteilung des Museums mit dem zugehörigen Alpinarium erwähnt.

Weitere volkskundliche Materialien über die Góralen befinden sich in verschiedenem, meist aber recht beschränktem Umfang noch in einigen anderen Museen und Sammlungen; über die Podhalaner bringen sie gegenüber Zakopane nichts Neues. Die Sammlung in Rabka bezieht sich nicht auf die Podhalaner, sondern auf die Leute der Gorce und der Nachbargebiete, die Sammlung in Krościenko auf die Pieninenleute.

Materiallücken

Weit schwerwiegender als das Fehlen von Materialien zu einzelnen Werkgutsgruppen erscheint aber, dass die Tätigkeit des Museums sich vorzüglich auf das Werkgut beschränkte und nicht in der gleichen eingehenden Weise auch die Erfassung des gesamten geistigen Überlieferungsgutes in Angriff nahm. Wie schon oben gesagt, gibt es zwar eine grosse Zahl von Einzelveröffentlichungen mit z. T. recht bedeutendem Materialwert, aber da ein einheitlicher Plan fehlte, weisen diese Materialien auch recht bedauerliche Lücken auf, deren Ausfüllung noch vieljährige Sammelarbeit erfordert. So sind zwar viele Stücke des Sagguts, Musik und Lied, Brauchtum usw. aufgezeichnet worden, aber das ist nicht einmal bei allen den bekannteren und öffentlich hervorgetretenen Überlieferungsträgern, die nun schon sämtlich tot bzw. in sehr vorgerückten Lebensjahren sind, im wünschenswerten Ausmass geschehen und noch weniger bei der Masse der schon um die Jahrhundertwende als alt zu bezeichnenden Generation der góralischen Dörfer. Mit diesen Menschen ist aber ein Grossteil der alten Überlieferungs- und Vorstellungswelt dahingegangen. Die junge Generation besitzt weder den alten Reichtum an Überlieferungen noch auch die Einstellung, die sie zur Bewahrung solchen Besitzes befähigen würde. Und damit, dass einzelnes von dem aufgezeichneten Gut auf dem Weg über Schule und Buch wieder „popularisiert" und damit zugleich standardisiert wird, ist weder dem podhalanischen Volkstum noch dem Volkskundler geholfen.

So fehlen uns beispielsweise brauchbare Sammlungen von Kinderspielen und Zugehörigem, eine choreographisch getreue Aufnahme und Bearbeitung der sehr eigenartigen Tänze, eine dorfweise Aufnahme der volkstümlichen Vorstellungs- und Überlieferungswelt, des Jahreskreis- und des Lebenslaufbrauchtums. Das Tatra-Museum besitzt einige schöne Masken der in der Jahresfuge umziehenden Gestalten, aber für eine Beantwortung aller damit verbundenen Fragen reichen die bisherigen Berichte über das zugehörige Brauchtum nicht aus. Zum gesamten Jahreslaufbrauchtum des Podhale war keine einzige Lichtbildaufnahme zu erlangen gewesen, die volkskundlichen Ansprüchen wirklich hätte genügen können. Dabei schwindet das Brauchtum aber unter dem Ansturm verstädterter Denkweise in den letzten Jahrzehnten auch im Góralenlande sehr rasch. Die brauchtümliche und geistige Seite des Hirtenlebens bedarf noch weitgehender Untersuchungen, ebenso die Frage, inwieweit das Vorstellungsgut der Dreiheit Hirten, Jäger und Räuber sich von dem der anderen Bevölkerungsteile unterscheidet oder unterschied und welche Wechselwirkungen stattfanden. Ebenso lässt die Aufnahme der alten Sonderelemente der Sprache, vor allem des Wortschatzes noch einiges zu wünschen übrig. Die Reihe der wegen des Fehlens des notwendigen volkskundlichen Materials zunächst nicht zu beantwortenden Fragen liesse sich noch beliebig verlängern. Es sei hier auch noch auf die von Dobrowolski (1929) aufgezählten Fragen zur Geschichte des Podhale und die von ihm genannten bisher wenig genutzten historischen Quellenmaterialien hingewiesen.

Nach dem Ausgeführten bedarf eine Volkskunde der Podhalaner noch längerer intensiver Feldarbeit; es sei die Hoffnung ausgesprochen, dass die tätige Mitarbeit eigenartsbewusster Podhalaner da noch manche Quelle zum Fliessen bringen kann. Die vorliegende Skizze beschränkt sich im

folgenden bewusst darauf, einen knappen Überblick über einige wichtigere Gebiete der podhalanischen Volkskunde zu geben, soweit dies aus dem Schrifttum, der Durcharbeitung des Tatra-Museums und mehrwöchigen Befahrungen podhalanischer Dörfer möglich ist, die allerdings in der Hauptsache anthropologischen Erhebungen dienten. Dabei soll das innere Hauptgewicht aber nicht so sehr auf der Schilderung eines jetzt oder zu einem früheren Zeitpunkt anzutreffenden Zustandes liegen, also auch nicht bei einer möglichst weit in Einzelheiten gehenden Schilderung volkskundlicher Art, sondern bei den Momenten der Wandlung, Umbildung und Entwicklung sowie bei solchen Erscheinungen, die uns tiefer in Wesen und Werden des Podhalanertums eindringen lassen. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist ja auch kein rein volkskundliches, sondern ein volkstumskundliches, sie versucht aus der Darstellung von Entwicklung, Wesen und Inhalt des Podhalanertums einen Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der Stellung und Zukunft dieses Völkchens zu geben, sozusagen eine volkstumskundliche Positionsmeldung mit Kursangabe zu machen. Eine umfassende beschreibende Volkskunde der Góralen ist als eine der ersten Arbeiten im Rahmen der volkskundlichen Aufnahmen des Instituts für Deutsche Ostarbeit vorgesehen. Siehe dazu „Deutsche Forschung im Osten", 1941, Heft 6.

SIEDLUNG UND BAUEN

Siedlungsform

Die Siedlungsformen des Góralenlandes zeigen keine Einheitlichkeit. Besonders bunt ist das Bild im Neumarkter Land, was nach den verschiedenen Gründungszeiten und der verschiedenen Volkszugehörigkeit der Ansiedler durchaus zu erwarten ist. Aber auch innerhalb des Unterweidenlandes im engeren Sinn ist eine deutliche Grenze der Siedlungsformen festzustellen, die ungefähr auf dem Rücken der Gubałówka verläuft. Die vom Neumarkter Land her auf die Gubałówkanordabdachung hinaufsteigenden Siedlungen machen im ganzen den Eindruck unregelmässiger, lockerer und oft über viele Kilometer auseinandergezogener Zeilen. Im Westen steigen sie längs der Bäche in den Tälern aufwärts (Dzianisz, Ciche, Ratulów, Nowe-Bystre), im Osten liegen sie vielfach an den Talhängen oder auf den Bergrücken (Bańska, Teile von Biały Dunajec und Zubsuche). Ähnliche lockere Zeilen finden wir auch in zwei Dörfern an der Grenze zur Zips, Bukowina am Bergrücken und Brzegi im Tal liegend. Im Westen in Witów im Tal des Schwarzen Dunajec, und im Osten in Bialy Dunajec im Tal des Weissen Dunajec dringt stellenweise der Charakter eines Strassendorfes stärker durch, das hängt vielleicht mit der Lage in einem breiteren Talboden zusammen. Einzelhofsiedlung in Streulage ist in allen diesen Dörfen wenig verbreitet. Zugleich sind diese Dörfer auch die geschichtlich älter bezeugten. In den Neumarkter und Neusandezer Urkunden der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheinen nur Biały Dunajec, Brzegi, Bukowina, Bystre, Dzianisz, Gliczarów und Witów; von den Dörfern südlich der Gubałówka, von Zakopane-Olcza und Kościelisko, von Poronin und auch Ząb schweigen diese noch.

In den Dörfern südlich des Gubałówkarückens herrscht die reine Streusiedlung, in Olcza (dem ältesten Teil von Zakopane) und besonders in Kościelisko ist nicht einmal ein durch dichteres Zusammentreten der Häuser entstandener Mittelpunkt anzutreffen. In Zakopane selbst ist dieses Bild durch die Verstädterung gestört worden. Die Nachfahren eines Ahnen liessen sich oft in der näheren Umgebung des Stammhofes nieder, dadurch enstanden aus den ursprünglichen Einzelsiedlungen kleine weilerartige Bildungen, die heute sehr häufig sind und die sich durch die Namensgebung deutlich als Sippensiedlungen ausweisen. Heute ist in diesen Weilern das Beisammensiedeln der Sippen vielfach durchbrochen, indessen gelten die von den Sippennamen abgeleiteten Weilerbezeichnungen weiter. In den Siedlungen östlich von Zakopane, vor allem in der Gemeinde Murzasichle, ändert sich die Siedlungsform etwas. Zwar ist das Siedlungsbild noch äusserst locker und auch ohne besondere Regelmässigkeit, aber es ist doch nicht mehr die ganz typische, vom Gelände unbeeinflusste Streusiedlung. Vielmehr liegen auch die älteren Höfe

zumeist an den Strassen und treten zu sehr lockeren, kurzen Zeilen zusammen. Im ganzen ergibt sich dabei ein kennzeichnendes Siedlungsbild, das vielleicht als Übergang zwischen der eigentlichen Streusiedlung und lockeren Reihensiedlungen zu werten ist und das ich nach einem Vorschlag von H. Graul als Lockersiedlung bezeichnen möchte. Dass im ganzen genommen diese Siedlungen südlich des Gubałówkarückens als jünger gelten können als die nördlichen, wird zutreffen, indessen besagt auch das Schweigen der Quellen des frühen 17. Jahrhunderts noch nicht, dass diese Gegend unbesiedelt war. Bei dem völlig andersgearteten Charakter der Siedlungen dieser Gegend ist es vollkommen verständlich, dass sie zunächst eben nicht als Dörfer gewertet wurden. Ein Zusammenhang der Streusiedlung mit der Weidewirtschaft ist klar; wieweit die Entrückung aus dem unmittelbaren Machtbereich der Neumarkter Herren, die Siedlung nach Gutdünken des einzelnen statt unter grundherrlichem Recht und ethnische Grundlagen mitwirken, lässt sich ohne eingehende Klärung der Siedlungsgeschichte und der Sippengeschichten nicht sagen. Das walachische Element wirkt ja in etwa jener Zeit wohl stark hinein. Weitgehende Schlüsse können zur Zeit aus dem Siedlungsbefund noch nicht gezogen werden, gerade die Siedlungsformen dürfen aber für kommende Untersuchungen als Leitfäden gelten.

Strassenlage und Gehöftbildung

Über die Anordnung der Wohnbauten zu den Verkehrswegen gibt es keine verbindliche Regel. Im Gebiet der Streusiedlung kann das Haus mit jeder beliebigen Seite zur Strasse gerichtet werden oder es lässt, wenn diese in einem grösseren Abstand vorüberführt, überhaupt keine Beziehungen mehr zur Strasse erkennen. Als einzige Regel bei der Errichtung von Gehöften im Streusiedlungsgebiet kann gelten, dass gerne darauf geachtet wird, dass die eigentliche Fensterwand nach dem Süden gerichtet ist. Erst in den letzten Jahrzehnten zeigt sich in diesem Gebiet eine gewisse Neigung, neue Bauten an die Strassen zu setzen, mit der Fensterwand zur Strasse gerichtet. Aber das ist durchaus nicht allgemein; in diesem Gebiet bedeutet ja die Strasse weniger als in den Zeilendörfern. In diesen ist eine gewisse Regellage der Häuser anzutreffen, sie stehen zumeist mit dem Giebel oder mit der Vorderseite zur Strasse.

Auch über die gegenseitige Anordnung von Wohn- und Wirtschaftsbauten lässt sich nichts Verbindliches aussagen; im Streusiedlungsgebiet bestimmen anscheinend der Wunsch des Besitzers und die allgemeine Lage des Bauplatzes. Gelegentlich sind Wohn- und Wirtschaftsbauten in einem Bauwerke vereinigt, zumeist aber stehen sie im Winkel zueinander, entweder getrennt oder auch zu hakenhofartigen Formen zusammengebaut. Die Wirtschaftsbauten können dabei ebenso seitlich vor dem Wohnbau liegen wie hinter ihm, so dass der durch die Bauten an zwei oder drei Seiten umschlossene Hof vor oder hinter dem Hause liegt. Häufiger scheint allerdings zu sein, dass das Haus mit seiner Fenster- und Türwand in den Hof sieht, also der Hof „vor“ dem Haus liegt. Ausser den Wirtschaftsbauten können auch noch weitere Wohnbauten zu dem Gehöft treten, wenn die Familie sich sehr vergrössert. Gelegentlich ist der Hofraum, auch mit einem zugehörigen Stück Land, umzäunt. Früher wurden Zäune häufig aus einem Geflecht gespaltener Stämmchen angefertigt oder auch aus rohen Holzabsplissen, heute herrscht bei den Häusern der Lattenzaun.

Das Haus

Zu den kennzeichnendsten Elementen des góralischen Gebiets gehört das Blockhaus mit der eigenartigen gebrochenen Dachform. Selbst dem flüchtigsten Besucher des Góralenlandes bleibt diese in Erinnerung. Das góralische Dach findet im Krakauer Vorland keine verwandten Formen. Das Haus ist eine reine Zimmermannsarbeit, es wurde in alter Zeit nur mit dem Beil gebaut. Dank seiner eigenartigen Bauweise kann es leicht und ohne Beschädigung für die einzelnen Bauteile auseinandergenommen und an einen anderen Ort übertragen werden; früher wurden

Häuser sogar geteilt, das heisst in Teilen verkauft und gekauft bzw. vererbt, zerlegt und die Teile an verschiedenen Orten wieder aufgebaut.

Als kennzeichnende Grundform des podhalanischen Hauses kann das Zweistubenhaus mit Mittelflur gelten. Abweichungen von dieser Grundform in den verschiedensten Richtungen sind aber auch bei Häusern, die nicht von städtischem Baudenken beeinflusst sind, recht häufig. Ja, es hat den Anschein, als ob in älterer Zeit eine einheitliche Baugesinnung nicht vorhanden gewesen wäre und dass die heutige, bis zu einem gewissen Grad entwickelte Einheitlichkeit des Zweistuben-Mittelflurhauses zum Teil erst das Ergebnis des Vordringens der Herstellung des Hauses durch berufsmässige Zimmerleute seit dem vorigen Jahrhundert ist, während vorher der einzelne sein Haus selbst zimmerte und dabei seine eigene Baugestaltung durchsetzte, soweit zu solcher bei den älteren und einfacheren Bauten eine Möglichkeit gegeben war.

So gibt es Bauten, die nur aus Vorflur und Wohnraum, allenfalls mit angebauter Kammer bestehen, wobei der Eingang oft an der Giebelseite liegt. Eine formale Beziehung solcher Bauten zu den Hirtenbauten auf den Almen ist nicht zu verkennen. Wieweit diese Häuser als Reste einer älteren Bauform anzusehen sind und wieweit sie einfach für einen bestimmten besonderen Zweck ausgeführt wurden, zu dem keine grössere Raumfläche benötigt wurde, etwa als Altenteilerwohnung oder auch als Wohnbau ärmerer Leute, lässt sich nicht ohne weiteres sagen. Häufiger noch aber wird der Grundtypus des Zweistubenhauses durch seitliche oder rückwärts liegende Anbauten einer oder mehrerer Kammern sehr vergrössert. Die Gründe hierfür sind wohl ebenso im Vorbild städtischer Lebensweise und den steigenden Wohnansprüchen der podhalanischen Bevölkerung zu suchen wie in der Entwicklung eines besonderen Zimmermannshandwerks im Podhale. Äusserlich fügt sich dieser Typus, der ja nur eine geschickte Erweiterung des Grundtyps ist, gut in die Landschaft ein, zumeist erkennt man ihn von aussen nur an seinen besonderen Ausmassen, an den Balkenenden der Querwände und den kleinen Kammerfensterchen. Immerhin scheint aber in den abgelegeneren Dörfern, wo der Fremdenverkehr weniger Geld für Neubauten hingebracht hatte, der einfachere Zweistubentypus noch weitaus zu überwiegen. Die Masse der Häuser weisen einen beträchtlichen Spielraum auf, im ganzen sind aber auch unter den sehr alten — das heisst im Podhale auf die Holzbauweise bezogen mehr als ein Jahrhundert alten — Häusern die gross angelegten häufiger. Stuben von 6 oder mehr Meter Seitenlänge sind durchaus nicht selten, die Höhen schwanken zwischen etwa $2^1/_2$ und $3^1/_2$ Meter; die Masse liegen also zum Teil beträchtlich über dem Durchschnitt eigentlich polnischer Bauernhäuser.

Das Haus wird als reiner Blockbau aus waagrecht gelegten, wenig behauenen ganzen Stämmen, also gekanteten Vollhölzern, jetzt auch schon mehrfach aus Halbhölzern aufgeführt. Als Eckverband ist Hakenblatt-Überkämmung gebräuchlich, wobei die Stammenden meist aber nur wenig überstehen. Früher wurde überwiegend Lärchenholz benutzt, heute Fichtenholz. Bei älteren Häusern findet man für die ganze Wandhöhe oft nur sieben oder acht Balken verwendet, die jeder mehr als vierzig Zentimeter breit sind. Die Enden der obersten Wandbalken kragen beträchtlich vor, auf ihnen ruht der Dachvorsatz. Diese Enden werden meist etwas geschnitzt. Auch den folgenden Balken lässt man häufig noch ein Stück vorkragen. Die Fugen zwischen den Balken wurden früher mit Moos ausgestopft, seit geraumer Zeit nimmt man dazu aus Holzspänen zusammengedrehte Seile, die furchenwendig quer zur Wandrichtung hineingestopft werden. Fachwerk und Lehmbauten irgendwelcher Art sind dem Podhale völlig fremd, ebenso Lehmverputz der Balkenfugen. Die alten Häuser kennen auch keinen Kalkverputz der Wände im Inneren, wie er jetzt gelegentlich aufzutreten beginnt. Fremd ist dem podhalanischen Haus die Farbe als schmückendes Element, darin liegt einer der wesentlichsten Unterschiede des góralischen Hauses gegenüber den Häusern benachbarter Bevölkerungsgruppen. Früher wurden die Stubenwände auch mit Rinderblut überzogen, das ergab eine glänzende dunkle Oberfläche, die mit der Zeit durch den Russ noch dunkler wurde.

Das Dach

Das Dach wird in seinem unteren Teil abgeknickt, so dass es flacher verläuft. Sehr häufig handelt es sich dabei heute um ein Giebeldach, das Ansätze erhält, die auf den vorkragenden Enden der obersten Blockbalken der Wände aufruhen und deren Hilfssparren an den Sparren des Giebeldachs bzw. an der Giebelfüllung in etwa halber Höhe befestigt werden. Der Zweck dieser Vorsätze die weit über die Wände vorkragen können, dürfte sein, das Dach zur Verbesserung des Regenschutzes zu verbreitern, wenn nicht eine unvollständige oder unverstandene Nachahmung oder Fortführung übernommener Bauelemente zugrunde liegt. Wenn diese Vorsätze an den Schmal- oder Giebelseiten sitzen, ergeben sie ein Bild, das einem Walmdach mit halbem Walm sehr ähneln kann. Grisebach (1917) spricht das góralische Dach auch als ein solches an. Nun müssen diese Traufvorsätze, die den Eindruck eines Walmdaches mit halbem Walm herbeiführen können, nicht an den Giebelseiten sitzen, sie können ebensogut nur an den Längsseiten des Daches sitzen oder sie können rund um das ganze Haus laufen. Die Zahl der Häuser mit reinen Giebelwänden ohne Traufvorsätze oder nur mit ganz kleinen Flugdächern ist nicht zu klein, jedenfalls können sie nicht als regelwidrige Einzelerscheinungen angesehen werden. Bei diesen und ebenso auch bei vielen Dächern mit grösseren Traufvorsätzen an den Giebelseiten sitzen die Giebelsparren auf den Kranzbalken, das ist bei einem richtigen Walmdach nicht der Fall. Es fehlt also m. E. diesen Dächern ein kennzeichnendes konstruktives Element der Walmdächer, vielmehr scheint es sich doch um Giebeldächer zu handeln, die an den verschiedensten Seiten Traufvorsätze erhalten können.

Neben diesen Formen gibt es aber auch richtige Walmdächer, bei denen der Traufvorsatz am Giebel als technisch echter halber Walm anzusehen ist. Über das Verhältnis beider Formen lässt sich noch nichts aussagen. Die Möglichkeit darf nicht übersehen werden, dass es sich bei den besprochenen Giebeldächern um eine Entwicklung aus einem echten Walmdach handeln könnte, die mit dem Aufkommen der Verschalung der ursprünglichen Rauchabzugsöffnung einsetzte. Es ist aber doch wohl eher an ein schon ursprüngliches Nebeneinander beider Typen zu denken, das sich leicht aus der Vielfalt wechselnder Einflüsse der Nachbargebiete auf das Podhale erklären lässt. Allenfalls wäre bei der Ausgestaltung der Traufvorsätze an eine Beeinflussung der Giebeldächer durch das Walmdach zu denken. Auch die Almhütten und sonstigen Wirtschaftsbauten des Podhale führen nicht weiter, denn erstens ist ihr Zusammenhang mit den Wohnbauten durchaus nicht als ein genetischer gesichert, und zweitens stehen auch bei ihnen neben Walmdächern gleichberechtigt Satteldächer.

Die Giebelfelder werden jetzt mit Bretterverschalungen gefüllt, die vielfach aus strahlenförmig zusammenlaufenden Brettern gefügt oder mit anderen in der Brettfügung begründeten Mustern geziert werden. In die Giebelfüllung schneiden die Góralen gerne kleine Öffnungen von der Gestalt der Mondsichel und einer vollen Scheibe. Auf dem Giebel sitzt meist ein geschnitzter Pfahlaufsatz. Die Dächer werden mit Schindeln, zum Teil auch noch mit Brettern gedeckt, früher mag das Bretterdach häufiger gewesen sein. Strohdächer gibt es im Podhale nicht.

Tür und Fenster

Die Türrahmen der Aussentür werden rundbogig gehalten, wieder ein kennzeichnendes Bauelement des góralischen Hauses. Dieser Rundbogen wird durch die Einschaltung zweier hakenförmig verblatteter, vielfach schwungvoll geschnittener Kopfbänder hergestellt, die mit grossen Holznagelköpfen verziert werden, die nach ihrer Form wohl Eisennägel nachbilden sollen. Über der Tür sitzt ein kleines Fensterchen verschiedener Gestalt. Am Türrahmen finden wir gelegentlich Kerbschnitt- oder Messerritzverzierung. Aussen- und Innentüren werden gerne kunstvoll aus Brettern gefügt, so dass strahlenkreisartige Muster entstehen. Demgegenüber bieten die Fenster

kaum mehr Eigenheiten, es sind die üblichen einfachen Tischlerwerkstücke, die in massiven Blockrahmen in die Wände gesetzt werden. Während sich die sonstigen alten Elemente im Hausbau recht zäh erhalten haben, hat bei den Fenstern der Góralen das Verglasen, das schon vor drei Jahrhunderten für die góralischen Häuser urkundlich nachweisbar ist, alle älteren Fensterformen verdrängt; einen schwachen Ersatz bieten die kleinen Fensterchen über den Türen und die kleinen Gucklöcher in den Wänden der Almhütten. Die Kanten der Tür- und auch der Deckenträgerbalken werden kunstvoll behandelt, mit dem Beil abgeschrägt und gern auch mit Messer oder Hobel in verschiedenen Profilen gerieft.

Stubendeckenbalken

Die brettergefügten Decken der Stuben werden von einem einzigen oder von mehreren auf einem Hauptträgerbalken ruhenden Hilfsträgern getragen. Der Hauptbalken trägt häufig eine Kerbschnittzier, auch die Jahreszahl des Hausbaues mit den Anfangsbuchstaben der Namen des Hausherrn oder religiöse Symbole. Solche Deckenträgerbalken werden bei Abbruch des Hauses gelegentlich als Wandbalken wiederverwendet; dann erscheint die alte Kerbzier an der Aussenwand.

Höhere Bauelemente

Es zeigen sich im góralischen Hausbau also eine ganze Reihe von Elementen, die als Ausdruck einer fortgeschritteneren Zimmermannkunst und einer gewissen Gestaltungsfreudigkeit anzusehen sind und die sich sowohl im formalen Bild wie in der darin zum Ausdruck kommenden Baugesinnung stark von dem Eindruck abheben, den die wesentlich einfacheren Blockbauten und die Lehmwandbauten der Karpaten und eigentlich polnischer Gegenden machen. Im ganzen ist der Einfluss deutlich, den die Bauweise der benachbarten deutschen Siedler des Zipser und Neumarkter Landes ausübte. Andererseits fällt das Fehlen des Fachwerkbaues auf; aber das kann auf den Holzreichtum der Gegend zurückzuführen sein, die ein Sparen mit Holz nicht nötig machte, und die bessere Anpassung des Blockbaues an das Gebirgsklima. Auch wissen wir nicht genau, wieweit der Fachwerkbau zur Zeit der Einwanderung der Zipser Deutschen schon den älteren Blockbau in der deutschen bäuerlichen Siedlung allgemein verdrängt hatte. Ebenso fehlen im Podhale auch andere Elemente des deutschen Bauens im Osten (Lauben, Umgebinde u. dgl.). Immerhin legen die technisch recht vollkommenen Elemente und auch der Grundriss des podhalanischen Hauses nahe, die Möglichkeit zu erwägen, ob es sich nicht um verarmte Bauformen aus dem Randgebiet deutschen Kolonisationsbodens handelt. Der Grundriss des Zweistubenhauses mit Mittelflur, die Eigenheiten der Türform, der Kopfbandfügung der Türen, die Deckenträgerbalken, vielleicht auch die Traufvorsätze an den Dächern, die das gebrochene Dach bilden, und anderes sind schwerlich aus altslawischem Bauen abzuleiten, sondern als Zeichen des übermächtigen deutschen Einflusses zu werten. Im einzelnen lässt sich natürlich noch nicht entscheiden, ob es sich dabei um eine direkte Bautradition von Nachfahren deutscher Siedler oder nur um die Entlehnung von Bauelementen handelt, die etwa durch wandernde Zimmerleute verbreitet worden sein könnten. Eine Entscheidung und Klärung des Verhältnisses der einzelnen Elemente wird sich erst fällen lassen, wenn die Geschichte der oft recht eigenartigen Baumischformen im Gebiet der deutschen Siedlung und des deutschen Einflusses im Osten noch besser als bisher erforscht ist.

Raumgliederung und -verwendung

Im Mittelflur, der zumeist nicht zu breit gehalten wird, führt eine Leiter durch eine Luke zum Dachboden, früher wurde ein Baumstamm mit roh eingehauenen Stufen gebraucht. Im Flur werden Teile des Wirtschaftsgeräts untergebracht.

Die eine der beiden Stuben heisst „Schwarze Stube", das bezeichnet sie als ursprüngliche Rauchküche. Sie dient als Küche, Schlaf- und Wohnraum, in ihr spielt sich das tägliche Leben des Bauern ab. Einst besass sie keinen Kamin oder Rauchfang, vielmehr musste sich der Rauch seinen Weg durch die Löcher über der Tür, in noch älterer Zeit wahrscheinlich wie in den Almhütten durch die Giebelöffnung suchen. Einige ältere góralische Häuser besitzen auch noch solche Stuben, die vollkommen schwarzgeräuchert sind, aber sie zeigen schon alle nachträglich eingebaute Herde mit Rauchfängen. Die alten Rauchstuben wurden schon im vorigen Jahrhundert durch feuerpolizeiliche Vorschriften zum Verschwinden gebracht. Heute ist kein einziges altes Rauchstubenhaus mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten, ja wir besitzen nicht einmal eine einzige alte Zeichnung oder ein Lichtbild; nur die Tradition ist noch vorhanden. Die Einrichtung der Schwarzen Stube enthält alles, was zum täglichen Leben, für Essen, Schlafen und Wirtschaftsführung nötig ist; winters wird auch das Jungvieh gern in der Schwarzen Stube gehalten, um es vor der Kälte zu schützen. Heute sind die Wohnverhältnisse aber schon vielfach verbessert, vor allem dort, wo auch der Hausgrundriss erweitert wurde.

Die auf der anderen Seite des Flurs gelegene Stube heisst die „Weisse Stube". Sie dient als Raum für Besuche, in ihr trägt der Bauer auch gern alles das zusammen, was ihm irgendwie wertvoll erscheint und was er nicht in der Schwarzen Stube unterbringen kann. So steht der Webstuhl in der Weissen Stube. Heute ist die Weisse Stube schon vielfach durch städtische Möbel, „Andenken", billige Ausnäharbeiten u. dgl. überfremdet.

Änderungen der Bauweise

Die besprochene Erweiterung des Hauses durch den Anbau von Kammern kann noch als im Entwicklungsbereich des Zweistubenhauses gelegen gelten, sofern sich diese Anbauten nur zum alten Grundriss fügen und unter einem, wenn zwar vergrösserten, aber in der Form ungeänderten Dach mit den anderen Räumen vereinigt werden. In den letzten Jahrzehnten sind aber im góralischen Gebiet eine ganze Reihe von neuen Bauelementen in den reinen Holzbau eingedrungen bzw. dort entstanden, so dass das äussere Bild podhalanischer Siedlungen heute sehr uneinheitlich ist. Das gilt besonders für solche, die näher an den Grenzen und näher zu den Fremdenverkehrszentren liegen. Die orts- und ortsteilweise verschieden starke Durchsetzung mit Ziegelbauten und Betonkästen macht die hässliche Charakterlosigkeit des gegenwärtigen Siedlungsbildes nur noch ärger. Solche Fremdbauten kommen in Schulen, Pfarrhäusern, in von Krämern, Handwerkern, oft auch von reichen Bauern und vor allem in von den zahlreichen zugezogenen Nichtgóralen errichteten Häusern herein. Das góralische Haus kennt ursprünglich kein Stockwerk, selbstverständlich auch keine Dachkammer mit Mansardenfenstern und keine vor den Flur gesetzten Türlauben. Schon vor der Jahrhundertwende war in den podhalanischen Dörfern die Türlaube anzutreffen, die anscheinend aus den benachbarten Gebieten der Slowakei hereinkam; heute finden wir sie bei vielen Häusern, die sonst noch den alten góralischen Typus rein erhalten zeigen. Es blieb aber nicht bei dieser ersten Auflockerung des góralischen Bauens, heute finden wir zahlreiche neuere Blockbauten mit Stockwerk, mit Dachkammer- oder Mansardenfenstern, mit Balkonanlagen über der Türlaube und andere Neuerungen. Die Koppelung von Wohn- und Wirtschaftsbauten unter einem Dach, wobei sich oft Block- und Bretterbau überschneiden, gehört wohl ebenfalls zu diesen auflösenden Elementen.

Am folgenschwersten für das góralische Bauwesen ist aber zweifellos die Ausbildung des sogenannten „Zakopaner Stils" geworden. Dieser wurde im vorigen Jahrhundert aus einer Verzerrung und Versüsslichung der góralischen Bauweise „entwickelt", wobei Tiroler und Schweizer Häuser als Vorbilder dienten. In Zakopane wurde eine sehr grosse Zahl von Wohnhäusern und Villen zugewanderter Nichtgóralen in diesem Stil gebaut, der von Zakopane aus auch in die

umliegenden Dörfer hinauswirkte. Er hat sowohl im Holzbau wie in der Nachahmung des góralischen Stils in Ziegeln die wunderlichsten Blüten getrieben. Uns erscheinen diese Bauten heute in ihrer überwiegenden Mehrheit als ausgesprochen hässlich und unglücklich, für unser Empfinden stören sie das Ortsbild mindestens ebenso wie Betonkästen.

Erst unter den Entwürfen jüngerer Architekten, die im Gegensatz zu den meist landschaftsfremden Schöpfern des alten Zakopaner Stils öfter aus Podhalanerfamilien kommen, finden sich viele Ansätze, die als gesunde Fortführung und Weiterentwicklung der góralischen Bauweise gelten können. Es ist zweifellos möglich, die bezeichnenden Elemente des für die podhalanische Landschaft so kennzeichnenden góralischen Blockbaues zu bewahren und Häuser zu bauen, die sich in die Landschaft einfügen und zugleich auch über die Raummöglichkeiten des alten Zweistubenhauses mit seinen Anbauten hinausgehen. Dem vorigen Jahrhundert war dies freilich nicht geglückt, weil es das herbe und strenge Element des góralischen Blockbaues unter Hereinmischung landschaftsfremder Bauelemente und Formen ins Spielerische und Verniedlichte ziehen wollte. Die gleiche Tendenz hat sich in der Zierkunst und dem Hausgewerbe der Góralen womöglich noch unheilvoller ausgewirkt.

Wirtschaftsbauten

Die alten Wirtschaftsbauten wurden als einfache Blockbauten ausgeführt, vielfach aus gänzlich unbearbeiteten Rundhölzern, oft mit gewöhnlichem, bretter- oder schindelgedecktem Walmdach und einfachem rechteckigem Türrahmen. Mit anderen neueren Bauweisen wirkt jetzt vor allem der Bretterbau herein.

Baugeschichtlich und auch allgemeinkulturgeschichtlich besonders anziehend sind die Almwirtschaftsbauten, die Hütten für die Hirten, für das Vieh und für Heuspeicherung. Zumeist sind es höchst einfache, altertümliche Formen des Blockhauses mit Walmdach oder Satteldach, mit grosser Rauchabzugsöffnung im Giebel, ohne Fussboden und oft ohne trennende Decke zwischen dem von den Rundhölzerwänden umschlossenen Raum und dem Dachbodenraum, mit offener Feuerstelle und einem quer über den Raum gelegten Balken zum Aufhängen des Kessels. Verhältnismässig sehr lange hat sich auch eine Befestigung des Daches gegen die Gewalt der Stürme mit einem steinbeschwerten Balkenrahmen erhalten. Ob solche heute noch vorhanden sind, konnte allerdings nicht mit Sicherheit ermittelt werden.

In den Hirtenbauten sind aber noch andere Bauformen erhalten geblieben, die hinsichtlich ihrer Einfachheit und ihres Aussehens mit dem Stichwort altertümlich zu belegen sind, wobei natürlich festzuhalten ist, dass solche Bauten immer und überall dort entstehen, wo der Anlass oder Anreiz zur Errichtung festerer oder fortgeschrittener Bauten fehlt. Das ist zweifellos im Hirtenleben der Fall, wie die Verhältnisse auch bei anderen Völkern lehren, und es muss davor gewarnt werden, aus diesen Hirtenbauten zu weitgehende Rückschlüsse auf die Bauentwicklung des Podhale und auf ethnische Elemente zu ziehen. Auf eines sei hier aber doch hingewiesen: das podhalanische Wohnhaus vermeidet den Stein, auch als Fundament ist er kaum anzutreffen und wenn, dann scheint es sich um Einflüsse neuerer Fundamentierungstechnik zu handeln. Auf den Almen aber gibt es eine ganze Reihe von Bauten, die teilweise oder gänzlich aus Steinen, vor allem aus flachen, geschichteten Steinen aufgebaut sind und die zum sonstigen Bild der podhalanischen Blockbaualmhütten nicht recht passen wollen. Es muss dazu aber zugleich gesagt werden, dass es sich dabei zumeist um recht hohe Gebirgslagen handelt, in denen die Beschaffung von Blockholz schwierig sein könnte, während Steinmaterial ja in reichstem Masse umherliegt. Neben den Blockbauten finden sich in der Weidewirtschaft gelegentlich auch roh aus Brettern zusammengebaute Dachhütten, oft ohne Giebelwände, die als Wetter-

schutz dienen. In den letzten Jahrzehnten werden vor allem in den tieferen Lagen im Podhale Almwirtschaftsbauten immer häufiger nach dem Vorbild der Wohnbauten errichtet, so dass die älteren Formen zurückgedrängt werden. Hingegen sind diese auf der slowakischen Seite der Tatra noch vollkommen lebendig.

Erwähnt seien noch die altertümlichen Pfahlspeicher der Hirten, bei denen auf Pfählen hoch über dem Boden überdachte Plattformen angebracht sind. Sehr einfache Windschutzbauten stellen die gelegentlich anzutreffenden Bienenhäuser mit nur einer oder zwei Wänden und einem flachen Pultdach dar, alles roh aus Brettern über einem Blockholzgerüst zusammengeschlagen.

Holzkirchen

Bei einer Besprechung der einheimischen Bauweisen darf ein Hinweis auf die Holzkirchen, Holzkapellen und hölzernen Glockentürme nicht fehlen, für die ein baugeschichtlicher Zusammenhang mit den anderen Schrotholzkirchen der weiteren ostdeutschen Zone des Mittelalters deutlich ist. Die älteren Kirchenbauten des Podhale sind sämtlich Holzbauten gewesen und selbst in den letzten Jahren wurde noch in Dzianisz eine Holzkirche von beträchtlicher Grösse errichtet, die allerdings als im Stil verunglückt bezeichnet werden muss. Andrerseits ist aber gerade der Wunsch der Pfarrer und ihrer frommen Gemeindemitglieder nach „schönen", das heisst in diesem Fall städtischen Kirchenbauten dafür verantwortlich zu machen, dass die Pfarrkirchen von Chocholów, Zakopane und Poronin z. B. als hellverputzte Ziegelbaufremdkörper das Ortsbild stören. Innen sind diese Kirchen teilweise mit einer ganz jungen, farblich und in der Zierform recht geschmacklosen und grellbunten polychromen Malerei versehen worden, die ja im ehemaligen Polen als „Renaissance" der mittelalterlichen Polychromie weit verbreitet war. Wahrscheinlich hat auch diese Farbenorgie in den Kirchen, die damit für den Geschmack des Volkes sozusagen höheren Orts als vorbildlich und schön verordnet worden war, auf das Geschmacksempfinden der podhalanischen Andenkenindustrie einen unheilvollen Einfluss gehabt.

Von besonders hohem Reiz ist die Kirche in Dębno, die aus dem 15. Jahrhundert stammt und in der die alte polychrome Bemalung noch vorzüglich erhalten ist. Da diese Kirche in der von Neumarkt ostwärts streichenden Zone deutschmittelalterlicher Siedlung liegt, ist dieser gotische Holzbau von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die grundsätzliche Anknüpfung góralischen Wohnrats.

HANDWERK UND GERÄT

Handwerk

Die Statistik weist heute für das Podhale eine verhältnismässig sehr grosse Zahl von Handwerk- und Gewerbetreibenden auf. Diese Betriebe drängen sich aber in ganz überwiegender Zahl in Zakopane und seiner allernächsten Umgebung zusammen und verdanken ihr Bestehen fast ausschliesslich dem Fremdenverkehr. Zumeist dienen sie auch nur den Ansprüchen der verstädterten polnischen Zuwanderer ins Podhale. Noch gibt es auf den góralischen Dörfern keine Modenhäuser, keine Berufslichtbildner, keine Friseure. Ganz wenige Kramläden, Bäcker, Metzger, Schuster, Schneider, Schmiede, Wagner, Maurer, Tischler und Zimmerleute sitzen auf den podhalanischen Dörfern, deren Bewohner auch heute noch gewohnt sind, sehr viele, ja die meisten der Gebrauchsgüter ihrer einfachen Lebensführung im eigenen Haushalt herzustellen. In alter Zeit, als das Podhale noch in keiner Weise „entdeckt" oder „aufgeschlossen" war, muss der Grundsatz, dass der Bauer sein eigener Handwerker ist, noch viel mehr in Geltung gewesen sein als heute, wo von Zakopane her und längs der Verkehrsadern immer mehr das Bedürfnis nach einer handwerklichen Sonderentwicklung ins Land kommt. Der Górale zimmerte sich sein Haus selbst, verfertigte seinen Haus- und Werkrat mit Beil und Messer, zierte ihn in herkömmlicher Weise

mit dem Messer, fertigte seine Kleidung selbst an und war in der Ernährung selbstverständlich gänzlich auf die Erzeugnisse der eigenen Wirtschaft eingestellt. Es war nur ganz wenig, was er nicht selbst im Hause herstellen konnte oder wollte, eigentlich nur Glas, Tonwaren, einzelne besondere Lederarbeiten, Metallgeräte, wie Pflugscharen, Kessel, Messer, Öllampen, Pfeifen, Spangen. Diese wurden dann gegen Erzeugnisse des heimischen Haushaltes etwa auf den Märkten in Poronin, die allsonntäglich bei der Kirche stattfanden, in Neumarkt und den slowakischen Nachbargebieten eingetauscht oder eingehandelt.

Die handwerkliche Geschicklichkeit der Podhalaner ist bis in die Gegenwart recht gross, das gilt vor allem für die mit der Holzverarbeitung in Verbindung stehenden Handwerke, für Zimmerleute, Tischler, Wagner, Schindelmacher, Schnitzer. Noch vor wenigen Jahrzehnten hat fast jeder Podhalaner in müssigen Stunden irgendwelches Hausgerät für den eigenen Gebrauch geschnitzt; die Sammlungen des Tatra-Museums geben davon einen guten Eindruck. Auch heute fertigen viele Bauern ihren Hausrat und Werkrat noch selbst an. Góralische Zimmerleute sind gesucht, ein grosser Teil der als Saisonarbeiter hinausgehenden Góralen sind Angehörige holzverarbeitender Berufe, vom Holzfäller beginnend. Als Zeugen einer besonderen handwerklichen Geschicklichkeit der podhalanischen Zimmerleute sind auch die alten Mühlen zu werten, deren Triebwerke noch ganz aus Holz sind.

Wohn- und Werkrat

Die Weltabgeschiedenheit des Landes und die Härte seiner Lebensbedingungen liessen weder das Bedürfnis nach allzuvielem Gerät noch auch den Schmuckformenreichtum anderer bäuerlicher Volkstümer aufkommen. Viele Kulturwellen und Entwicklungen, die anderswo im bäuerlichen Werkgut ihren deutlichen Niederschlag gefunden haben, sind an den Podhalanern vorübergegangen, lediglich die Gotik ist in provinziellen Ausprägungen für die Ausbildung der podhalanischen Wohnratformen von Bedeutung gewesen.

Wohn- und Werkrat wurden früher im Hause hergestellt, eigene Handwerker gab es dafür nicht, wenn von ganz wenigen Metallarbeiten abgesehen wird. Der Werkrat der Góralen, soweit er aus Holz ist, zeigt keine besonderen Eigenheiten, einige ältere, zum Teil gut verzierte Stücke des Tatra-Museums sind Nachahmungen städtischen Werkrats, so die Hobel, Holzzirkel, Holzwaagen u. dgl. Als hauptsächliche Werkzeuge dienten bei der Wohnratherstellung Beil und Messer. Leim war nicht bekannt, die Stücke wurden mit sehr sauber gearbeiteten und haltbaren Bindungen gefügt. Einfachheit und Zweckmässigkeit zeichnen den podhalanischen Wohnrat aus.

Bett, Tisch und Stühle

Die eine Ecke der Schwarzen Stube nimmt heute der Herd ein, früher die offene Feuerstelle. In der nächsten Ecke steht ein aus einfachen Brettbalken zusammengeschlagenes Bett auf zusammengerückten Füssen, es gibt gerade für das Hausherrnpaar genügend Raum. Über dieser Bettstatt hängen über einer Stange die täglich gebrauchten Kleider, winters auch nasse Kleider zum Trocknen. In der dritten Ecke steht eine Eckbank, die oft auch die ganze Fensterwand entlangzieht, ein Tisch und einige Stühle.

Das sind heute zumeist ganz grobe und einfache Werkstücke ohne besondere Formeigenart, ziemlich lieblos nach irgendwelchen „praktischen" Vorbildern einfachen städtischen Wohnrats gearbeitet. Neben vereinzelten pseudogóralischen Stücken, die in ihrer Geschmacklosigkeit den unheilvollen Einfluss des „Zakopaner Stils" der Jahrhundertwende deutlich zeigen und aus denen überhaupt kein Anhalt für den alten Stil zu gewinnen ist, trifft man aber gelegentlich auch noch einzelne alte Stücke an, die formal und handwerklich als recht gute und eigenartsbetonte Leistungen anzusprechen sind. Die besten alten Tische zeigen geschweifte, meist mit

Zargen, gelegentlich auch mit einfachen Stegen verbundene Brettbeine. Über den Zargen sitzt häufig ein Kasten, der manchmal als Mehltruhe gebraucht wird. Die sichtlich noch ganz mit dem Beil gearbeitete schwere Platte über dem Kasten ist seitlich verschiebbar. Die Stühle sind schöne, einfache, vierbeinige Brettstühle. Die Lehnen sind vielfach durchbrochen und mit Ritzverzierungen, seltener auch Kerbschnitt geschmückt; die Umrisse sind stets kunstvoll kurvig geschnitten.

Es ist nun schwer zu entscheiden, inwieweit diese schönen, kunstvoll gearbeiteten und gefügten Stücke des Tatra-Museums als für die alte Zeit allgemein verbindlich angesehen werden dürfen. Es ist durchaus damit zu rechnen, dass daneben zu allen Zeiten einfachere Formen bestanden haben. Solche Wohnratstücke, wie sie z. B. bei Matlakowski (1892 bzw. 1915), Haberlandt (1911) u. a. abgebildet sind, zeigen zweifellos in der Formgebung eine sehr enge Verwandtschaft mit süd- und ostmitteldeutschem Bauernhausrat. Damit drängt sich die Frage nach der Herkunft dieser Formen auf. Dem Formzusammenhang mit deutschem Bauernhausrat muss auch ein Herkunftszusammenhang entsprechen. Schwierig ist aber die genauere Bestimmung von Zeit und Art dieser Einflüsse. Der Sachlage nach kommt die ganze Zeit seit dem Beginn deutscher Siedlung im Mittelalter in der Nachbarschaft des Podhale bis ins vorige Jahrhundert hinein hierfür in Betracht.

Schreiten wir von der Jetztzeit zurück, so sei zunächst darauf verwiesen, dass vor allem im letzten Viertel des 18. und den anschliessenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der süddeutsche Einfluss im Podhale recht stark gewesen zu sein scheint. Nach der Übernahme Galiziens hatte die österreichische Regierung mehrfach versucht, den alten Bergbau in der Tatra neu zu beleben. War schon der Bergbau des Mittelalters zweifellos durch lange Zeit ein Träger deutscher Kultureinflüsse gewesen, so kamen nun wiederum deutsche Bergleute und Hammerschmiede ins Land, die auch familiengeschichtlich nachweisbar sind. Als Herkunftsgebiete dieser von der österreichischen Verwaltung Gerufenen sind überwiegend ostmittel- und süddeutsche Länder anzusehen. Im 18. Jahrhundert dürfte auch die Mode der Hinterglasbilder ihren Einzug ins Góralenland gehalten haben. Als Hauptquelle für diese Hinterglasbilder ist anfänglich wohl vor allem Schlesien anzusehen, daneben mögen auch Zipser Glashütten schon frühzeitig Hinterglasbilder geliefert haben. Auch damit ist eine Quelle für Einflüsse deutschen Wohnrats gegeben, wenn sie schon nicht so unmittelbar wirksam sein mochte wie die Anwesenheit deutscher Knappen nnd Handwerker. Das Vorbild des Wohnrats dieser Deutschen muss recht stark gewirkt haben, vielleicht ist auch die Mode der Hinterglasbilder durch sie mitgebracht worden.

In einem Stücke der Schausammlung des Tatra-Museums, das dort zweifellos einen Glanzpunkt darstellt, möchte ich das Fortwirken deutscher Einflüsse aus jener Zeit besonders stark ausgeprägt sehen. Es ist dies ein schöner Tisch mit blanker Ahornplatte mit sehr schöner Eibeneinlegearbeit. Die Platte ist auf Tafel XX abgebildet. Die Einlegearbeit gibt als Entstehungszeit das Jahr 1818 an; im Inventar des Museums ist ein podhalanischer Bauer aus Poronin als Verfertiger angegeben. Aber die Platte selbst ist nicht von zahlreichen sehr ähnlichen süddeutschen Stücken zu trennen, von denen eines aus dem Museum Bad Aibling bei Karlinger (1938) abgebildet ist. Die sonstige Form und Einrichtung dieses Tisches stellen ihn zweifellos ebenso zu deutschem Bauernhausrat. Ja, die Einlegearbeit kann geradezu als ungóralische Übung bezeichnet werden, ebenso die reichliche Verwendung von Farbe an dem Tisch und den anderen zu ihm gehörenden Stücken. Nach der Jahreszahl auf der Truhe (1846) wurde die Malerei zwar rund eine Geschlechterfolge nach der Fertigung des Tisches aufgetragen, aber sie belegt doch zugleich auch für die Familie des Besitzers eine weitgehende Zugänglichkeit für fremde Anregungen und Vorbilder. Solcherart mag noch manche Form übernommen worden sein und um die Wende zum vorigen Jahrhundert zur Herausbildung der jüngeren góralischen Wohnratformen beigetragen haben.

So bedeutsam dieses Stück auch ist, weil an ihm unmittelbar deutscher Einfluss aufzuweisen ist, besagt es doch nichts für die Zeitstellung jener Welle, die den oben beschriebenen Zargentisch hereinbrachte. Dieser ist vielmehr ein geschichtlich wesentlich älterer Typus und als Nachlebsel gotischer Zargentische anzusehen, wie sie auch in Süddeutschland, besonders in den Alpenländern noch vollkommen lebendig geblieben sind. Gerade dieses ungeschwächte Fortleben des gotischen Zargentisches in Süddeutschland lässt bei aller Selbstverständlichkeit der Ableitung dieser altgóralischen Tische von gotischen Vorbildern aber die Zeitfestsetzung sehr schwierig werden. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Bergknappen und Schmiede des 18. und 19. Jahrhunderts auch solche Stücke mitbrachten. Andrerseits erscheint eine gotische Werkrattradition im Góralenland altverwurzelt. Die Nachwirkungen gotischen Wohnrats im góralischen Leben sind zu zahlreich, als dass sie aus dieser letzten Berührung mit Deutschen allein abgeleitet werden könnten. Dazu ist auch verspäteter und provinziell abgewandelter gotischer Kirchenholzrat zu zahlreich und zudem vor dieser letzten deutschen Einflusswelle nachweisbar. Wir werden dadurch doch mit aller Deutlichkeit in eine wesentlich ältere Zeit zurückgeführt, zur mittelalterlichen deutschen Siedlung im weiteren Umkreis des Podhale. Der Einfluss der Deutschen der gotischen Zeit ist ja in diesem Gebiet zweifellos ein sehr starker gewesen, die reichen Siedlungen der Zips und deren Tochtersiedlungen östlich von Neumarkt liegen in unmittelbarer Nachbarschaft. Das Einwirken deutscher Einflüsse auf das Podhale haben wir auch schon an Landschaftsbezeichnungen, Orts- und Personennamen festgestellt. Das Nachleben gotischer Formen bis in die Gegenwart darf in diesem entlegenen Gebiet nicht verwundern, in Randgebieten hat die Gotik auch anderwärts länger fortgelebt als in den raschlebigeren Städten.

Ähnlich werden auch die Brettstühle grundsätzlich mit der mittelalterlich-deutschen Welle zu verbinden sein, wenn bei der Ausgestaltung ihrer einer reichen Formabwandlung unterworfenen Lehnen auch gelegentlich an Barockeinflüsse aus kirchlicher Quelle gedacht werden könnte. In einigen Fällen, wo das Hereinwirken städtischer oder überhaupt fremder Stile und Anregungen bei Wohnratstücken des Tatra-Museums, vor allem bei einigen Stühlen mit überreichlich plastisch geschnitzten Lehnen deutlich ist, kann dagegen an zugezogene Nichtgóralen und an die Wirksamkeit der Zakopaner Holzverarbeitungsfachschule gedacht werden, die durch Jahrzehnte alle möglichen Fremdeinflüsse ins Podhale brachten.

Truhen, Tellerschränke, Wandborde

Neben der Tür kann eine Truhe für Kleider oder auch für Getreide stehen. Die Truhen besitzen feste Balkenrahmen, die Flächen werden gern mit schindelartig übereinandergelegten Brettern ausgefüllt, doch kommen auch einfachere Formen mit gewöhnlichen Bretterwänden vor. Die Rahmenbalken der Truhen werden gern mit Schnitzereien geschmückt, auf einem der alten Stücke des Tatra-Museums kommt das Hakenkreuz vor.

Über den Truhen hängt ein offener Wandkasten mit einigen Tellerborden, in einer Ecke dieses Tellerschrankes ist ein kleines Schrankabteil mit seitlich verschiebbarem Gittertürchen angebracht. Die Kanten dieses Tellerschrankes werden ähnlich wie die Türstockkanten behandelt, in dieser Kantenbehandlung könnten sich gotische Vorbilder spiegeln. Die Seitenwandbretter sind oft in kunstvollen Kurven geschwungen. Während es bei den Truhen schwerfällt, eine engere formale oder geschichtliche Beziehung herzustellen, so ist dies bei den Tellerborden anders — auch diese gehören mit anderen podhalanischen Wohnratstücken zweifellos zu landschaftlich erstarrten Nachkommen von in eine provinzielle Sonderentwicklung geratenem mittelalterlich-gotischem Hausrat.

Über mehrere Wände der Stuben können sich Wandborde ziehen, auf denen Bilder stehen. Mit einem solchen Wandbord des Tatra-Museums, das vollplastische Engelsköpfchen zeigt, wird auch eine der Quellen für das starke Nachwirken gotischer Einflüsse im Podhale klar: das Vorbild kirchlichen Holzrats und kirchengebundener Holzschnitzkunst. In den Kirchen des Góralenlandes hat sich die Gotik noch sehr lange erhalten, es sei an die Kirche von Dębno als letzten Vertreter einer einst allein herrschenden Gattung erinnert. Der Vergleich kirchlicher Schreine etwa, die aus der Vorbarockzeit stammen, deswegen aber auch nicht älter als aus dem 18. Jahrhundert zu sein brauchen, aus dem Góralenland mit podhalanischen Wohnratstücken lässt die innere Zusammengehörigkeit oder auch Abhängigkeit vollkommen klar hervortreten. Selbstverständlich hat aber nicht bloss kirchlicher Holzrat als Vorbild für den podhalanischen Wohnrat gewirkt, sondern es muss auch dem Hausrat deutscher Bauern und Bürger dabei eine mindestens ebenso grosse, wenn nicht grössere Bedeutung zugekommen sein.

Kleiner Wohn- und Küchenrat

Demgegenüber können mit einem gewissen Vorbehalt die Löffelbretter, die in jeder góralischen Stube in oft recht kunstvoller Ausführung anzutreffen sind, schon eher als Erzeugnisse góralischen Geistes angesehen werden. Die Schnitzfreudigkeit der Góralen wagte sich eher und häufiger an solche kleineren Stücke, die daher auch einen beträchtlichen Formenreichtum entwickelt haben, von dem die Sammlungen des Tatra-Museums einen guten Begriff geben. Auf Tafel XIX sind einige solcher Löffelbretter abgebildet. Immerhin ist bei den Aufsätzen sehr vieler Löffelbretter, die Kreuze und andre kirchliche Sinnbilder zeigen, wieder das Hereinwirken des Vorbildes kirchlichen Holzrats klar, und bei manchen Zierformen lässt sich wohl gotisches Formengut ahnen, so etwa bei den anscheinend in Zakopane und Umgebung besonders beliebten Reihen übergreifender Bogen, wie sie das fünfte Stück der Tafel XIX zeigt, oder in den Zinnen anderer Stücke. Die Ritz- und Kerbschnittzier der Löffelrahmen aber ist als vorgotisch anzusehen; gerade bei diesen so volksläufigen Stücken ist die ältere Grundlage also deutlich bewahrt geblieben.

Eine an Stricken von der Decke hängende einfache Kastenwiege, vielleicht auch eine kleine Heuraufe für winters im Hause gehaltenes Klein- und Jungvieh und endlich der Küchenrat vervollständigen die Einrichtung der Schwarzen Stube. Der Küchenrat ist denkbar einfach. Ausser einem eisernen Dreifuss, einem Kupferkessel und Töpferwaren, die auf den Märkten eingehandelt wurden, verfertigten früher die Podhalaner ihren gesamten Küchenrat selbst aus Holz. Zumeist sind es daher sehr einfache Formen. Grosse und schwere Holzmörser wurden gern aus widerstandsfähigen Wurzelhälsen angefertigt und zeigen dann sehr plumpe und grobe Formen. Daneben trifft man auch feiner gearbeitete und schön geschnitzte Stücke, von denen Bild 9 auf Tafel XX ein Beispiel zeigt. Kleine Bottiche und Schaffe in einfachsten Formen sind manchmal ebenfalls aus einem Stück gefertigt worden, immerhin zeigen sie aber doch das Vorbild einer Böttcherarbeit. Ähnlich sind auch die Salzbehälter aus Holz wegen ihrer kantigen dünnwandigen Formen, die so gänzlich gegen die Technik des Holzes verstossen, als Nachahmungen tönerner oder porzellanener Stücke anzusehen. Erwähnung finden müssen auch die geschickt aus Birkenrinde zusammengebogenen Gefässe für Flüssigkeiten und zum Beeren- und Pilzesammeln als Zeugen für die Bewahrung alter Werkrattechniken.

Holzschlösser des bekannten Typus wurden von den Bauern ebenfalls selbst angefertigt, daneben sind aber schon für das 17. Jahrhundert Eisenschlösser und eiserne Schlosshaken belegt. Frühzeitig hatte sich in manchen góralischen Gemeinden auch die Schindelherstellung zu einem Hausgewerbe entwickelt, das einiges Geld ins Haus brachte; sie ist ebenfalls schon im 17. Jahrhundert bezeugt.

Wohn- und Werkrat der Weissen Stube

In der Weissen Stube steht der Webstuhl, für den in der Schwarzen Stube ja kein Platz wäre, ausserdem das Gerät für die Garnbereitung. Webstuhl und Hilfsgerät sind von grober Arbeit, nur Schiffchen und Rockenstäbe wurden feiner gearbeitet und mit Kerbschnitt und Messerritzung verziert. Bilder 1 und 2 auf Tafel XX zeigen zwei Ausschnitte aus alten Rockenständern. Die erhaltenen Spinnräder sind Drechslerstücke. Ausser dem Webgerät stehen noch gelegentlich Tische und Stühle sowie Truhen mit Vorräten und Kleidern in der Weissen Stube; in den letzten Jahrzehnten ist vor allem die Weisse Stube sehr oft überfremdet worden, weil der podhalanische Bauer irgendwelche Prunkstücke zu haben wünschte und dann nach städtischen Dingen griff. Aus der gleichen Einstellung heraus stellte er früher gern einen Schrank mit Geschirr bzw. mit glasierten und bemalten Tonwaren, vor allem Krügen und Tellern, in seine Weisse Stube. Bei einem solchen Geschirrschrank, der in der Schausammlung des Tatra-Museums steht, ist die gotische Grundlage wiederum vollkommen deutlich. Vergleiche dazu die Abbildung 379 bei Haberlandt (1911).

Gruppen im podhalanischen Wohnrat

Der ältere Wohnrat der Podhalaner lässt sich nach Gestalt und Zier im ganzen deutlich in zwei grosse Gruppen gliedern, in eine vorgotische und eine gotische oder doch wenigstens gotisch beeinflusste bzw. aus gotischen Vorbildern abzuleitende Gruppe. Zu der sehr altertümlichen vorgotischen Gruppe gehören wohl ausser den meisten Stücken des Küchenrats — darunter die sehr altertümlichen Gefässe aus einem Holzblock und die Rindengefässe — noch die Ritz- und Kerbornamentik der Löffelrahmen, in der Hauptsache wohl auch die Truhen einfacherer Form und das Gerät für die Garnbereitung, ebenso wohl das Bett. Zu der gotischen Gruppe mittelalterlich-deutscher Herkunft gehören dagegen mit aller Deutlichkeit die Zargentische, die Tellerschränke und Wandborde, die Schauschränke der Weissen Stube und die Brettstühle.

Die aus dem Formenschatz des podhalanischen Wohnrats gewonnenen Hinweise auf deutsch-mittelalterliche Einflüsse und die oben angeführten Elemente des Wohnbaues verstärken sich in ihrem Beweiswert gegenseitig und sichern in ihrem Zusammenwirken endgültig die Tatsache, dass die wesentlichsten Elemente, die den góralischen Wohnhausbau und Wohnrat von dem umwohnender Gruppen unterscheiden und über diese hinausheben, auf deutsche Einflüsse zurückzuführen sind.

Hirtengerät

Zeigte uns der Wohnrat der Podhalaner besonders viele Hinweise auf das Hereinwirken starker Einflüsse der deutschen Hochkultur, so weist uns das Hirtengerät genau in die gegenteilige Richtung. Unter ihm finden sich besonders viele grobe und urtümliche Formen. Freilich muss dabei berücksichtigt werden, dass das zum Teil nicht nur mit dem Hereinwirken bestimmter, in ihrer ganzen Struktur sehr altertümlicher ethnischer Schichten, sondern auch aus den gesamten Umständen des Hirtenlebens zu erklären ist und beim Hirtentum aller Völker gleichsinnige Erscheinungen festzustellen sind.

Nicht selten sind unter den Eimern und Milchtonnen der Hirten aus Wurzelhälsen und Stammstücken grob herausgearbeitete Stücke, die aber zumeist noch zeigen, dass sie nach dem Vorbild eines Böttcherstückes gefertigt sind. Man kann diesen Stücken, die dann auch sehr schwer sind, gegenüber den Böttcherstücken den Vorzug einer geradezu unbegrenzten Widerstandsfähigkeit und Haltbarkeit zusprechen, zweifellos waren diese Eigenschaften für die Erhaltung dieser groben Stücke im täglichen Gebrauch sehr förderlich. Die alten Milchlöffel sind ebenfalls sehr massiv und schwer, im Vergleich zu den in der heutigen alpenländischen Käsewirtschaft gebrauchten recht klein, kein Stück darunter ist armlang.

Recht beliebt bei den Hirten waren kleine, aus Ahornholz gedrechselte Flaschen mit Füsschen, die aus Liptau eingeführt wurden. Sonst standen als Behälter für Flüssigkeiten — Milch, Molke, Schnaps — kleine Tönnchen einheimischer Arbeit zur Verfügung. Tafel XX, Bild 7, zeigt ein solches Stück, geschickt aus kleinen Dauben zusammengefügt und mit gespaltenen Weidenruten umwunden. Grosse hölzerne Brottröge und Speicherbretter für die fertigen Käse sind zumeist von grober und flüchtiger Arbeit.

Während man an das Gebrauchsgerät der Hirten im allgemeinen nicht allzuviel Arbeit und Schönheitssinn wendete, zeigen die grossen Milchlöffel, vor allem aber die kleinen Milchschöpfer wieder stark das Spiel der persönlichen Gestaltungsfreude. Die kennzeichnende Grundform der Handgriffe der Milchschöpfer ist bei jedem Stück anders ausgestaltet und abgewandelt. Dabei haben die podhalanischen Schnitzer sich oft bemüht, dem Griff in groben Umrissen die Gestalt eines an der Gefässwand hinauflaufenden Tieres zu geben, ohne sich dabei zu sehr in naturalistische Bestrebungen einzulassen. Auch andre Tiermotive kommen vor. Die Bilder 6 und 8 der Tafel XX zeigen zwei Milchschöpfer, die einer gewissen Eigenart nicht entbehren, doch erreichen weder die podhalanischen Milchschöpfer noch die Stücke aus dem weiteren Góralenland den Formenreichtum, die Schönheit und Ausdruckskraft der Milchschöpfer mancher osteuropäischer oder balkanischer Gebiete. Die unter Entfaltung einer reichen Phantasie geschnitzten Hirtenstöcke der Alpen und anderer deutscher Gebiete sind im Podhale nicht bekannt; die Formen der Hirtenstöcke sind sehr einfach und einfallsarm.

Käsemodel

Den grössten Zierformenreichtum zeigen die kleinen zweiteiligen Käsemodel, in denen der Käse in verschiedene Formen gepresst wird. Neben einfachen Doppelkegelformen, wie sie auch die auf den Krakauer Märkten von einzelnen góralischen Wanderhändlern verkauften Schafkäse zeigen, stehen kleine dicke Tönnchen, deren Wände reich mit tiefen Kerbmustern verziert sind, die dann als erhabene Höckermuster die Rinde der Käse schmücken. Diese beiden Formen können als reine Konservenformen gelten.

Hingegen nehmen die beiden anderen Grundformen den Rang der Pfefferkuchenmodel ein. Es sind etwa zweifingerhohe Herzformen mit flachem Deckel, mit den allgemeinen Elementen góralischer Ornamentik geziert, vor allem mit dem Sechskerb, der Lilie, dem Herzen, und Formen, die kleine Vögel, angeblich Enten, gelegentlich auch Vierfüssler darstellen, darunter wollige Schafe, Hirsche mit schön durchstilisierten Geweihen und angeblich auch Bären. Die Leiber dieser Tiere, auch der Vögel, die oft mit weitaufgerissenem Schnabel dargestellt sind, sind über und über mit Kerbschnittrillen verziert; sie erinnern daher etwas an hallstättische Formen. Die aus diesen beiden letzteren Formtypen, vor allem aus den Tiermodeln gepressten Käse wurden im Góralenland früher in der gleichen Weise wie anderswo Gebildbrote verwendet. Es ist darin nicht etwa eine Verarmung und ein Ersatz eines Backwerks durch Käse zu sehen, sondern der Rest eines sehr alten Brauchtums, zu dem auch noch die alten Model erhalten sind.

Diese Model werden noch eine eingehende Bearbeitung erfahren, in der auch den weiteren Zusammenhängen nachgegangen wird. Übrigens zeigen gerade diese Model, auf die sich neben den Löffelbrettern und den Rockenständern sowie den Deckenträgerbalken die Schnitz- und Zierfreude der Podhalaner am meisten konzentriert, dass das Bauerntum selbst dann, wenn ihm das Bewusstsein des alten Inhalts verlorengegangen ist, nicht wahllos alles beschnitzt, sondern vor allem dort schnitzt, wo die Überlieferung dies verlangt.

Metallbearbeitung

Die handwerkliche Geschicklichkeit der Podhalaner zeigt sich auch in der Metallbearbeitung. In entlegeneren Dörfern sind öfters bei den Bauern kleine Schmieden anzutreffen, in denen sie die für ihre Wirtschaft nötigen Metallarbeiten selbst ausführen, wenn auch ein Berufsschmied im Dorf ist. Nur in einem Zweige der Metallbearbeitung hat ein Fremdelement die Góralen stark eingeschränkt, wie anderwärts so haben auch im Góralenland Zigeuner die Herstellung und den Verkauf von Kupferkesseln betrieben. Es soll aber keine ganz reinliche Scheidung zwischen Rot- und Schwarzschmiedearbeit gegeben haben, wie das sonst oft der Fall ist, sondern die Bauern sollen selbst auch nicht zu stolz gewesen sein, Kupferkessel zu arbeiten.

Was heute in Zakopane als Kunsteisenschmiedearbeit angeboten wird, stammt nicht aus góralischer Tradition, sondern ist handwerklich vielfach recht gutes modernes Kunstgewerbe. Bei den zumeist nur mehr in musealem Schutz erhaltenen Eisenarbeiten der alten Zeit, die durch die technische Entwicklung verdrängt wurden, ist oft schwer zu entscheiden, wieweit es sich um bäuerliche und wieweit um berufshandwerkliche Stücke handelt. Die Formen der alten Dreifüsse für die Herde und die besser ausgeführten Öllampen mit geschlossenem Kasten mit Schieber sind zweifellos handwerklich-städtischer Herkunft. Als Quelle für diese Stücke werden vielfach die Hammerwerke anzusehen sein. Ebenfalls aus diesen schon im vorigen Jahrhundert verschwundenen Hammerwerken stammen die künstlerisch meist schlechten alten gusseisernen Grabkreuze, die da und dort noch auf Friedhöfen und als Wegkreuze im Podhale zu sehen sind. Hingegen ist bei sehr einfachen und groben Öllampen, die nur aus einer flachen offenen Schale mit einem ungeschickten Griff bestehen, die bäuerliche Fertigung offensichtlich.

Von einzelnen podhalanischen Bauern weiss die Überlieferung zu berichten, dass sie — neben anderen, kleinen Metallgeräten, wie Pfeifen und Spangen — auch Herdenglocken hergestellt und verhandelt haben. Bei diesen aus Kupfer gefertigten Stücken sind nach Chybiński (1925) die beiden von Hörmann (1913—14) aufgestellten Haupttypen anzutreffen. Diese Herdenglocken schliessen das Podhale übrigens an die slowakischen Nachbarlandschaften an, wo in Liptau und Orawa ebenfalls Herdenglocken in Gebrauch sind, während dies in eigentlich polnischen Ländern nicht der Fall ist. Eine Scheidung zwischen Stücken podhalanischer Arbeit und slowakischer Einfuhr ist bei diesen wohl hauptsächlich bäuerlichen Arbeiten nicht möglich. Kennzeichnende Stücke für das alte podhalanische Leben waren die Messer, die auch als Räubermesser bezeichnet werden und in ihrer Form sich ganz deutlich als Ableger slowakisch-ungarisch-balkanischer Formtradition erweisen. Sie sind zum Teil recht gut gearbeitet, mit flachdreikantigen Klingen und oft eingelegten Griffen. Als Quelle kommen wohl nur die benachbarten slowakischen Schmieden in Betracht, doch ist sicher, dass solche Messer auch von Podhalanern angefertigt wurden.

Die Stockaxt

Ähnliches gilt für die Stockaxt, die stete Begleiterin vor allem des podhalanischen Hirten. Diese Stockaxt wird als Arbeitsgerät, zum Holzfällen und Holzzerkleinern, als Stütze beim Gehen und Bergsteigen und endlich auch als Waffe benutzt. Die Hirten entwickeln eine beachtliche Zielsicherheit beim Werfen, und bei den häufigen Wirtshausraufereien spielt die Stockaxt auch heute noch eine grosse Rolle. Zu den sogenannten Räubertänzen gehört sie als unentbehrlicher Bestandteil.

Die Stockaxt schliesst das Podhale wiederum deutlich an die Slowakei an, im eigentlich polnischen Land ist sie unbekannt. Ob sie zu den Elementen der walachischen Kultur gehört hat, bedarf noch näherer Untersuchung, die Verbreitung im madjarischen Hirtentum lässt an weitere

Beziehungen denken. Unter den Elementen des podhalanischen Lebens hat die Stockaxt eine besonders enge Beziehung zum Hirten- und Räubertum, die dem einzelnen podhalanischen Träger immer noch irgendwie bewusst ist.

Auch nach polnischen Begriffen ist die Stockaxt ein für den Podhalaner kennzeichnendes Stück, als solches erscheint sie auch immer wieder in der künstlerischen Darstellung neben der kennzeichnenden Góralentracht. Dabei kommt es allerdings vor, dass sie statt als richtige einseitige Stockaxt mit einem kleinen hakenartigen Fortsatz an der Unterseite der Beilkrümmung als zweiseitiger Eispickel dargestellt wird, was falsch ist.

Wieweit es sich bei den älteren erhaltenen Stockäxten um slowakische Einfuhr handelt, die vor allem durch die Räuber und Hirten hereingebracht wurde, ist nicht zu sagen. Soweit podhalanische Bauern selbst solche Stockäxte anfertigen, schmücken sie gelegentlich die Metallflächen mit sehr naiven kleinen naturalistischen Darstellungen, etwa Jagdszenen, die vielleicht aber schon unter dem Einfluss von Illustrationsleisten in Büchern oder Kalendern entstanden sind.

In der unglückseligen Zakopaner Andenkenindustrie der letzten Jahrzehnte spielen ganz in Holz nachgebildete Stockäxte eine grosse Rolle. Oft sind rückwärts am Beilhals noch frei hinausragende Raubvogelköpfe oder andere plastische Darstellungen angebracht, die Schäfte fast immer in tiefem, ungóralischem Kerbschnitt mit einer unechten „góralischen" Ornamentik und allen möglichen Fremdornamenten überladen. Alle diese Stücke haben nichts mit der echten Stockaxt zu tun, da sie aber von Fremden gerne gekauft wurden, haben sie einen wesentlichen Anteil am Geschmacksverfall der Zakopaner Andenkenindustrie gehabt.

Pfeifen, Spangen, Schnallen

Seit alter Zeit wird im Góralenland auch von einzelnen Bauern die Anfertigung von Pfeifen und Spangen für Hemden sowie von Schnallen für Gürtel und Riemen als eine Art Nebenerwerb betrieben. Die Pfeifen galten sogar als Ausfuhrartikel nach der Slowakei, für sie sollen Lederarbeiten eingetauscht worden sein. Die Werkzeuge, die heute zur Herstellung der Pfeifen, Spangen und Schnallen dienten, sind die denkbar einfachsten, die technischen Verfahren sind dementsprechend sehr armselig und primitiv. Es gibt auch keine irgendwie geartete nähere Tradition oder gar Lehre bei dieser Spangen- und Pfeifenmacherei, sondern der reine Nachahmungstrieb bestimmt dabei. In Anbetracht der mehr als einfachen Werkzeuge können die Spangen und Pfeifen als Belege für eine beträchtliche Geschicklichkeit ihrer Verfertiger gelten.

Früher wurden Spangen auch in Formen gegossen bzw. aus einem selbstgegossenen und ausgehämmerten dünnen Metallkuchen geschnitten, aber die Technik des Formgusses ist verlorengegangen, und den wenigen, die sich heute noch mit der Spangenfertigung abgeben wollen, erscheint die Verwendung gekauften Metallblechs einfacher, das dann kalt verarbeitet wird. Die jüngeren Stücke, etwa aus den letzten Jahrzehnten, zeigen daher auch deutlich einen starken Verfall und sind den älteren gegenüber ausgesprochen minderwertig. Tafel XXIV zeigt die hauptsächlichsten Typen der góralischen Spangen. Zur Herkunftsfrage dieser Spangen, die noch eine besondere Behandlung finden wird, vgl. auch „Die Burg" Heft 3/1941, S. 61.

Auch diese Spangen gelten im polnischen Denken als ein weiteres Abzeichen der „Góralen", sie werden auch heute, vielleicht als unbewusste Folge dieser Auffassung, von vielen Podhalanern als eine Art von Volkstumskennzeichen angesehen und gern getragen. Sie gelten als Bestandteil der podhalanischen Tracht. Die gleichen Spangen sind aber ebenso auch südlich der Tatra in der Slowakei verbreitet (Antoniewicz 1934) und verbinden wiederum Podhale und Slowakei.

Früher wurde die Spangenherstellung auch in den podhalanischen Dörfern geübt, heute kann das Dorf Ratułów, das eigentlich schon nördlich des in dieser Arbeit umgrenzten Podhalanergebiets liegt, als letztes Rückzugsgebiet bäuerlicher Spangenmacherei gelten.

Ton und Glas

Weder Ton noch Glas sind einheimische Erzeugnisse des Podhale. Die Podhalaner kauften früher die nötigen Tonwaren entweder in Neumarkt und auf den andren Märkten im Góralenland oder in der Slowakei. So zeigte die Tonware in den podhalanischen Häusern eine recht bemerkenswerte Buntheit, was sich auch in der guten Sammlung des Tatra-Museums spiegelt. Bis von Pressburg, Mähren und Schlesien wurden Stücke eingeführt. Heute ist leider an Stelle dieser schönen alten Stücke überall neues Fabrikgeschirr, oft billiges emailliertes Blechgeschirr getreten, das sich in den schönen alten Tellerschränkchen sonderbar genug ausnimmt.

Was heute im Zakopaner Andenkenhandel als góralische Keramik gezeigt wird, ist zum Teil kunsthandwerklich recht gut, vor allem die aus der Werkstatt des Bildhauers Sobczak stammenden Stücke. Aber diese Keramik wächst nicht aus der handwerklich überlieferten Fortführung alter Übung, sondern sie nimmt ihre Vorbilder und Anregungen zumeist von musealen Stücken und setzt auch ursprünglich werkstofffremde, etwa Holzformen, in Ton um. Ja, sogar farbig glasierte Ausgüsse der oben beschriebenen Käsemodel sind zu sehen. Volkstumsecht sind diese Dinge dann nicht mehr. Sie haben für die Erhaltung des podhalanischen Volkstums, mit dem die keramischen Vorbilder nicht wurzelhaft verbunden sind, kaum Bedeutung, wenn auch auf den Dörfern hin und wieder solche Stücke etwa als Aschenschalen u. dgl. aufzutauchen beginnen.

Glas besass in der alten podhalanischen Lebensführung nur als Fensterscheibe und als Hinterglasbild Bedeutung. Das Scheibenglas wurde von wandernden Händlern aus den slowakischen Nachbargebieten hereingebracht, vielleicht auch aus Schlesien.

Hinterglasbilder

Hinterglasbilder müssen einmal im ganzen Góralenland ebenso wie in den Nachbargebieten in sehr grosser Zahl in den Bauernhäusern anzutreffen gewesen sein. Es gibt darüber mehrfache Berichte, und auch die erstaunlich hohe Zahl dieser gebrechlichen Tafeln, die ins Tatra-Museum gerettet werden konnte, belegt dies. In den Bauernhäusern sind sie heute schon so gut wie verschwunden, teils zerbrochen, ohne dass Ersatz hätte beschafft werden können, teils durch den modernen Farbdruck verdrängt, teils auch von Sammlern aufgekauft. Eine grosse Zahl von Hinterglasbildern aus dem Podhale ist ausser in Museen in die Hände von Privatsammlern gekommen, zerstreut und gefährdet, jedenfalls der wissenschaftlichen Bearbeitung entzogen. Obwohl nach Stecki (1914—1921) die Bauern um Zakopane die Hinterglasbilder als eine „Sache für Sammler" kennenlernten und die Erfahrung machten, dass sie für Hinterglasbilder jeden Preis erzielen konnten, hat diese offensichtliche Wertschätzung durch den Fremden die Podhalaner nicht dazu bringen können, diese alten Stücke zu bewahren, vielmehr hat wohl der Wunsch nach leichtem Verdienst die massenweise Abwanderung der Hinterglasbilder begünstigt.

Stecki hat auf Grund der Rahmen, der Tafelformate, der Farben und der Begleitornamentik zwei Haupttypen herausgearbeitet, von denen die eine in Orawa gehäuft ist, während die andere nach der Zips hinüberweist. Die Herstellung der Hinterglasbilder erfolgte gewerblich, eine Werkstatt wird in Neumarkt für die Mitte des vorigen Jahrhunderts greifbar, eine andere stand mit einer deutschen Glashütte in Czyrehat in der Slowakei in Verbindung. Daneben müssen aber noch andere bestanden haben. Nach Durchsicht eines grösseren Teils des im Tatra-

DIE GELIEBTE DES JANOSIK. HINTERGLASBILD AUS KREMPACHY IN DER ZIRS

SCHMERZHAFTE MUTTERGOTTES. HINTERGLASBILD AUS WITÓW

Museum aufgespeicherten Materials an Hinterglasbildern ist es mir wahrscheinlich, dass es einer neuerlichen vertieften Untersuchung gelingen könnte, eine feinere Gliederung durchzuführen, zumindest eine genauere werkstattmässige Aufteilung zu erreichen.

Die weitaus überwiegende Masse der Hinterglasbilder aus dem Góralenland zeigt irgendwelche christlichen Darstellungen. Nur eine kleine Gruppe, nach den Beständen des Tatra-Museums zu schliessen, vielleicht ein Dreissigstel, zeigt Szenen aus dem Räuberleben, das im Denken der Podhalaner und der benachbarten slowakischen Gebiete immer eine besondere Rolle spielte. Zumeist handelt es sich dabei um den Sprung, den die Bewerber um Aufnahme in die Bande ausführen mussten. Über diese Darstellungen wird bei den Räubertraditionen noch ausführlich zu sprechen sein. Daneben kommen noch Bilder vor, die die Geliebte des Räuberführers Janosik darstellen, Beispiele einer naiven Aufnahme von Elementen der Mode der betreffenden Zeit in diese volkskünstlerische Übung. Diese sich um die Gestalt des Janosik gruppierenden Hinterglasbilder stammen übrigens bezeichnenderweise alle aus dem eigentlichen Podhale und den slowakischen Nachbarlandschaften, während mir aus dem Neumarkter Land, für das Janosik keine freundliche Erinnerung bedeutet, keines bekanntgeworden ist. Die Farbtafeln I, XVIII und XXV bringen drei Räuberbilder, dazu eine Darstellung der Räuberbraut und als Beispiel des nach Stecki nach Orawa weisenden Typs eine Schmerzhafte Muttergottes.

Die heute in Zakopane käuflichen Hinterglasbilder sind Nachahmungen von Originalstücken des Museums mit modernen Farben. Sie sind für den Fremdenverkehr bestimmt, scheinen aber durch romantizistische Pflege der podhalanischen Eigenart zumindest gelegentlich auch wieder in Bauernhäuser vorzudringen.

DIE KLEIDUNG

Die Tracht als Volkstumskennzeichen

Die eigenartige Kleidung ist eines der kennzeichnendsten und jedem Beobachter sofort auffallenden Elemente góralischen Volkstums. Der polnische Volkskundler Udziela (1919) benutzte geradezu die Unterschiede in der Männerkleidung der Bewohner des polnischen Anteils der Westkarpaten als hauptsächliche Unterlage für die Aufgliederung in einzelne Stämme. Danach heben sich die (von Udziela als Podhalaner bezeichneten) eigentlichen Góralen von sämtlichen Nachbargruppen durch verschiedene Züge ab, auch gegenüber den ihnen von den bei Udziela angeführten Gruppen noch am nächsten stehenden Westbeskidenleuten (Beskidengóralen bei Udziela) unterscheiden sie sich durch die reichen Stickereien an ihren weissen Hosen und ihren Umhängen, durch breitere und reicher geschmückte Ledergürtel sowie durch den Gebrauch kurzer, ärmelloser, reich bestickter Pelze.

Ebenso spiegelt sich die einleitend gegebene feinere Gliederung der eigentlichen Góralen in Podhalaner, Neumarkter Leute und Pieninenleute ausser in anderen volkskundlichen Elementen auch in Zügen der Tracht wieder. Die eigentlichen Podhalaner tragen weisse Umhänge, die nördlichen Neumarkter braune. Ausserdem zeigen die Stickmuster der Hosen kennzeichnende Unterschiede, die mit steigender räumlicher Entfernung immer grösser werden, so dass Hosen der Podhalaner und der Pieninenleute einfach nicht verwechselt werden können. Ähnlich unterscheiden sich auch die Stickmuster der Umhänge. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, dass diese Unterschiede, die dem Kundigen sofort das einzelne Dorf zu erkennen geben, in einer ständigen Entwicklung begriffen sind und auch nicht als zu alt gelten dürfen.

Die podhalanische Männerkleidung, bei der die weisse Farbe entschieden vorherrscht, ist sehr kleidsam, sie lässt die Vorzüge eines straffen, elastischen Männerkörpers sehr hervortreten und

fügt sich gut in die Bewegung ein. Diese aus vielen anderen Volkstrachten hervorstechende Kleidsamkeit mag neben der grossen Eigenart góralischen Volksmusik- und Tanzgutes wohl einer der Hauptgründe gewesen sein, warum der gewesene polnische Staat Góralen und besonders eigentliche Podhalaner zu vielen Gelegenheiten und oft sogar als Haupt- oder einzige Vertreter entsandte, wo es darauf ankam, den Reichtum und die Kraft altüberlieferten nationalen bäuerlichen Kulturgutes darzutun.

Wandlungen und Lebenskraft der Tracht

Wie jede andere echte Volkstracht ist die góralische oder podhalanische Tracht nichts in allen Dingen Abgeschlossenes und dauernd Feststehendes, sondern sie befindet sich in einem stetigen Wandlungs- und Entwicklungsprozess. Das betrifft ebenso die Formänderungen der Stickerei wie das Aufkommen bzw. die Aufnahme neuer Elemente in die Tracht, die, sobald sie allgemeine Verbreitung gefunden haben, eben als Trachtenstück gelten müssen. Aber auch Verluste hat die podhalanische Tracht, besonders die der Frauen erfahren. Wir besitzen zwar Nachrichten über die góralische Tracht nur für den kurzen Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten, hinreichende Nachrichten sogar nur für etwa die zweite Hälfte dieser Zeitspanne, aber diese zeigen uns die góralische Tracht wie so viele andere Elemente góralischer Kultur in Wandlungen und Entwicklungen.

Das ist zweifellos, mit der Tatsache zusammengenommen, dass diese Wandlung und Entwicklung auch heute nicht ruht, sondern in den Stickmustern sogar recht kräftig ausschreitet, ein Beleg dafür, dass die góralische, im besonderen aber die podhalanische Tracht noch durchaus lebendig ist und nicht etwa als Fremdenverkehrsschaustück von Trachtenvereinen zu werten ist. Die Tracht ist noch so lebendig, dass sie durchaus einen Bestandteil des täglichen Lebens bildet, dass sie eine Selbstverständlichkeit des Dorfbildes ist. Der Bedarf der Podhalaner an Trachtenkleidung ist nach wie vor so gross, dass trotz des vergleichsweise sehr hohen Preises die dörflichen Trachtenschneider, die allein diese Stücke nach dem richtigen Schnitt anzufertigen und mit den richtigen Ornamenten zu besticken wissen, vollauf zu tun haben und keinen weiteren Erwerb brauchen.

Es ist eine Frage, ob dies so bleiben wird, und es kann vielleicht als äusserlicher Massstab dafür angesehen werden, ob die Góralen und Podhalaner tatsächlich so volkstumstreu sind, wie gern behauptet wird, wenn sie ihre Tracht wirklich lebendig bewahren oder aber ob sie langsam zu einem Schaustück für Fremdenverkehr und Trachtenfest herabsinkt. In Zakopane hat in den letzten Jahrzehnten die Hochflut des Fremdenverkehrs aus allen polnischen Städten mit reichlichem jüdischen Anteil im Zusammenhang mit der ganzen recht eigenartigen Einstellung dieser „Gäste“ zum bäuerlichen Volkstum und seinen Menschen, die im Schlussteil dieser Skizze noch näher zu besprechen sein wird, zum Teil dazu geführt, dass die Tracht etwas zum Schaustück für den gaffenden Fremden gemacht wurde, für dessen Darbietung er aber andrerseits den Zakopanern entsprechend bezahlen musste.

Daneben ist in Zakopane wie in vielen andren Dingen auch bei der Tracht für den Podhalaner die Gefahr einer restlosen Verstädterung und Volkstumsentfremdung sehr gross. Viele reinblütige Podhalaner vor allem der jüngeren Generation gehen in Zakopane in städtischer Allerweltskleidung, besonders dann, wenn sie in einen Beruf hineingezogen wurden, der irgendwie mit dem Fremdenverkehr zu tun bekam — sie hatten offenbar doch das Empfinden, in ihrer Tracht vom Warschauer und Krakauer Städter innerlich belächelt zu werden. Dazu kommt, dass die in Zakopane einsetzende rasche Proletarisierung aller ärmeren Bevölkerungsteile auch den Erwerb einer neuen Tracht sehr erschwert und an ihre Stelle Konfektionsware tritt, die wesentlich billiger und im täglichen Arbeitsleben auch nicht so empfindlich ist wie die weissen Trachtenstücke. Auch auf den Dörfern macht sich das Vordringen städtischer Konfektionsware

als Arbeitskleidung bemerkbar, zur weissen Trachtenhose tritt dann eine städtische Weste und ein Rock als Rest etwa eines „guten" oder „vornehmen" Sonntagsanzuges. Wiederholt hörte ich auch von Bauern den Standpunkt vertreten, dass fertiggekaufte Arbeitskleidung zweckmässiger sei als die Tracht, weil sie wesentlich billiger wäre und nicht so schmutzempfindlich. Es droht also in den Zakopane näher liegenden Dörfern auch die Gefahr, dass die Tracht zunächst zum Sonntagsstück wird. Rückkehrende Arbeiter, die einige Zeit vom Podhale abwesend waren, etwa in den USA., sind auch auf den Dörfern vielfach trachtenentfremdet, sie bilden einen weiteren Zersetzungsfaktor für die Lebenskraft der Tracht.

Im ganzen scheint die Lebenskraft der Tracht in allen podhalanischen Orten am stärksten bei einer bäuerlichen Mittelschicht und den aus dieser hervorgehenden Dorfhandwerkern zu sein, wo ein gewisser gesunder Bauernstolz lebendig ist. Hingegen ist die dünne Schicht im Podhale zurückgebliebener podhalanischer Angehöriger von Intelligenz- und Kulturberufen schon längst trachtenentfremdet, vielleicht sogar trachtenscheu. Ein neuer Auftrieb der Lebenskraft der Tracht ist aber durchaus möglich, Ansätze zu einer solchen Selbstbesinnung sind vorhanden. Die Männerkleidung steht dabei zugleich vor der Entscheidung, ob ein in den letzten Jahrzehnten immer stärker verbreitetes Kleidungsstück endgültig zu einem festen Bestandteil der Tracht werden soll. Es ist dies eine nach dem Vorbild der alten österreichischen Militärblusen geschnittene blaue Jacke mit geschlossenem Kragen, die sich für die Arbeit und kaltes Wetter als sehr zweckmässig erwiesen hat, das Bild der Tracht nicht stört, wie dies etwa eine Restweste von einem städtischen Anzug tut, und die sehr beliebt ist und häufig getragen wird. Auch wo sie mit dem weissen Umhang gemeinsam getragen wird, stört sie das Bild nicht. Die Wandlung der Stickmuster geht indessen ohne Störung weiter. Bei der auffälligen Vergrösserung und Verbreiterung der Bestickung der Männerhosen gegenüber nur wenigen Jahrzehnten älteren Stücken erhebt sich die Frage, wieweit diese manchmal schon leicht übertrieben wirkenden Stücke eine Konzession an die Forderung des Fremdenverkehrs nach Trachtenromantik sind. Einflüsse solcher Art werden dabei kaum von der Hand zu weisen sein.

In einer etwas anderen Lage befindet sich die Frauenkleidung. Sie hat manches ältere Element schon länger aufgegeben oder gegen fremde eingetauscht und ist auch im ganzen wohl viel anlehnungsbedürftiger an Modeerscheinungen als die Männertracht. Es scheint so, als ob unter dem Einfluss einer Modebewegung, die etwas Ähnlichkeit mit der Entwicklung unserer modischen Trachtendirndl hat, die podhalanische Frauenkleidung, soweit sie nicht schon wie im Alltagsleben mit zahlreichen Nichttrachtenstücken durchsetzt ist, noch eine gewisse Verflachung in Richtung auf städtischen Geschmack erleiden wird.

Männerkleidung

Die Männerkleidung des vorigen Jahrhunderts ist uns in ihren Grundzügen aus Beschreibungen, Bildern und auch einzelnen erhaltenen Stücken gut bekannt. Zu ihr gehören Hemd, Hose, der breite Gürtel, Lederschuhe, ein Umhang, eine ärmellose Pelzjacke, allenfalls auch ein längerer Schaffellrock, der Rundhut, die Hemdspange und allenfalls eine zweite Spange für den Umhang. Endlich gehört auch die Stockaxt dazu. Bild 5 der Tafel XXI zeigt eine vollständige Tracht aus dem 1. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Das Hemd

Das Werktagshemd war aus grobem Leinen, für Sonn- und Festtage nahm man feineres Leinen. Das Hemd reichte knapp bis zum Gürtel, war also eine recht altertümliche Form. Die Ärmel waren weit. Am Hals wurde es mit einem bunten, gerne roten Band oder einem bunten Glasknopf geschlossen, über der Brust mit der Hemdspange zusammengeheftet. Die Männerhemden wurden

nicht farbig gestickt, höchstens ganz wenig weisse Zwirnstickerei wurde angewendet. Heute sind diese alten Hemden wohl schon vollkommen aus dem Gebrauch geschwunden; auch wo noch im Hause Leinen gewebt wird, herrscht ein mehr oder minder städtischer Schnitt.

Die Hose

Die Hose aus weissem, gewalktem Schafwollgewebe liegt eng am Körper und an den Beinen an. Der Wollstoff ist einheimische Erzeugung, eine Walkmühle befindet sich in Kościelisko. Die Grundform der enganliegenden Schafwollhose ist in den Karpaten weiter verbreitet und gehört ebenso wie viele andere Elemente des góralischen Kulturbesitzes in einen nach dem Balkan weisenden Kulturverband. Sie wird wohl auch zu den Elementen der walachischen Welle zu rechnen sein. Die Beinlinge sind vom unteren Drittel der Wade an seitlich geschlitzt, die so entstehende Lappung fällt über die Schuhe. Die Hose wird an einem verhältnismässig schmalen Riemen getragen, hinter der Klappe sitzt noch ein Latz. Die Bilder 3 und 4 der Tafel XXI zeigen podhalanische Hosen.

Die Nähte und die Ränder der Schlitze sind mit farbigen Streifen verziert, auf den Schenkeln sitzen die kennzeichnenden Stickmuster. Anfertigung der Stickerei ist Sache der dörflichen Trachtenschneider, die in jedem Dorf eine dieses bezeichnende Einzelform der Stickereien entwickelt haben. Die góralischen Hosenstickereien haben schon eine eingehende Bearbeitung gefunden, die zwei Haupttypen ergab. (Seweryn 1930.) Diese Stickmuster sind nicht von der sonstigen góralischen Ornamentik zu trennen, sondern verwenden auch in dieser geläufige Motive in besonderer Häufung. Die Stickmuster sind in einer sehr raschen Entwicklung begriffen, vor allem nehmen sie sehr an Umfang und Breite zu, was wieder eine Komplizierung ihres Aufbaues und eine Vermehrung ihrer Einzelelemente nach sich zieht. Die Bilder 3 und 4 der Tafel XXI zeigen diese Entwicklung.

Das Alter dieser Stickmuster in der góralischen Tracht ist nicht mit Sicherheit festzulegen. Die älteste Darstellung eines Tatrabewohners — oder nur Tatraräubers vielleicht fremder Herkunft? — ist ein im Tatra-Museum bewahrter Stich aus der Zeit um 1690. Dieser Stich zeigt wohl die enganliegende Hose, aber es fehlt ausser dem Schlitz am Ende der Beinlinge auch die Bestickung. Reisebeschreibungen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erwähnen noch nichts von einer allgemeinen Bestickung der Tracht. Nun könnte bei dem Stich eine Darstellung ohne genauere Sachkenntnis vorliegen und die knappen Reisebeschreibungen eine weniger auffällige Stickerei übergangen haben, aber wir wissen, dass Hosen von gleichem Schnitt in ebenfalls von der walachischen Wanderung berührten Nachbargebieten auch ohne Bestickung getragen wurden bzw. noch werden. Auch Schilderungen aus der Mitte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben noch keine ausgedehnten Stickereien allgemein vor Augen gehabt, wenn sie vom Vorstoss und von roter Schnur als Verzierung berichten. Die entscheidende Periode des Vordringens der Hosenbestickung in die allgemeine Tracht liegt also wohl in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ihr Aufkommen im Podhale wird in der ersten Hälfte zu suchen sein. Die Bestickung der ältesterhaltenen Stücke ist auch noch wesentlich einfacher und geringer als die der jetzt erzeugten Stücke, die Entwicklung ist deutlich zu verfolgen. Wir haben in der Hosenbestickung im Podhale ein junges, aber für die heutige Tracht absolut kennzeichnendes Element vor uns. Den Beginn seiner jetzigen Blüte werden wir bei den Bergführern der Tatra zu suchen haben, also jenen Podhalanern, die als erste mit dem beginnenden Fremdenverkehr in Berührung kamen und dabei einen gewissen Bergbauernstolz entwickelten.

Die eigentliche Quelle der Hosenbestickung ist aber im Vorbild der von den Räubern geraubten ungarischen Husarenuniformen zu sehen, die wohl zunächst reiche Bauern, die prahlen wollten, dazu veranlasst haben, sich die Hosen nach Räuberart besticken zu lassen. Dabei ist die grosse

Bedeutung des Räuberideals im podhalanischen Leben zu bedenken. Auf die Form der Stickereien haben zweifellos slowakische Vorbilder, die aber ihrerseits wieder walachisch und ungarisch beeinflusst sind, eingewirkt. In den Familien jener Männer, die wegen ihrer Vertrautheit mit den Bergen die ersten Bergführer abgaben, muss die Räubertradition ebenso wie ständige Verbindungen mit der Slowakei besonders lebendig gewesen sein.

Der breite Gürtel

Tafel XXIII zeigt drei solcher doppelt zusammengelegter Ledergürtel. Diese Gürtel sind in allen Fällen besonders schöne Stücke volkstümlicher Arbeit. Die Ränder des Umschlags wurden oft gezackt, der Umschlag sauber mit Riemchen durchflochten, die Aussenflächen des Gürtels mit eingepressten Ziermustern geschmückt, vorn wird er mit drei, vier und auch fünf Metallschnallen geschlossen. Ausserdem wurden sie mit zahlreichen Metallknöpfen, darunter auch alten Uniformknöpfen als Erinnerung an die Militärdienstzeit besetzt. Sie bildeten in der Männerkleidung also zweifellos einen starken Blickfang zwischen dem Weiss des Hemdes und der Hose, die früher ja weit weniger reich bestickt war.

Obwohl solche Gürtel auch in der Slowakei gefertigt wurden, galten sie als eines jener Trachtenstücke, auf die der podhalanische Bauer am stolzesten war. Wieweit sie sich einmal allgemein durchsetzten, lässt sich nicht beurteilen; da sie kostbare Stücke gewesen sein müssen, werden sie nie allgemein getragen worden sein. Dagegen spricht auch, dass sie in ganz besonderer Weise als zur Tracht der Hirten, Jäger, Bergführer und vor allem der Räuber gehörig geachtet wurden, also aller jener Podhalaner, die besonders mit den Bergen und damit auch der Slowakei zu tun hatten.

Der breite Hirtengürtel kann in seiner kennzeichnenden Form und Ausgestaltung ebenfalls zu den Elementen der walachischen Welle in ihren weiteren Zusammenhängen gerechnet werden. Heute wird er im Podhale selbst kaum mehr getragen, nur bei älteren Hirten soll er noch häufig sein. Selbstverständlich erscheint er aber gern bei irgendwelchen Trachtenveranstaltungen. Er kann als ein allmählich aussterbendes Element der Tracht angesehen werden, das wahrscheinlich niemals allgemeinverbindlich, sondern vor allem an die Hirtenwelt gebunden gewesen war.

Diese Gürtel haben keine Tragefunktion, die Hosen werden ja durch einen schmalen durchgezogenen Riemen gehalten. Für unsere Begriffe sind diese Gürtel aus hartem und schwerem Leder sehr unbequem, aber die Podhalaner waren davon überzeugt, dass es gesund sei, in einem solchen Gürtel zu gehen. Er sollte die Eingeweide im Leibe zusammenhalten und die Lenden stärken. Gerade das Hirtentum hat neben den Bergführern am längsten an diesen steifen Gürteln festgehalten, und das bei allen Anforderungen an die Beweglichkeit des Körpers, die ihr Leben stellte. Der Gürtel gilt in den Räubergeschichten als Sitz besonderer Kräfte, Janosik erhält einen solchen von zu Hexen herabgesunkenen Schicksalsfrauen bei seiner Berufung zum Räuber. Es sind also offenbar alte Begriffsinhalte, die sich mitsamt dem Gürtel bei den podhalanischen Hirten erhalten haben, und die uns die eigentliche Begründung für seine Beliebtheit und seine Erhaltung und auch für die von den Podhalanern an diese Gürtel geknüpften „gesundheitlichen" Vorstellungen geben, die allen Erwartungen und Regeln unserer Bergerfahrungen zuwiderlaufen.

Fussbekleidung

Die ältesten Quellen (Seweryn 1927) geben für die Zeit vor drei Jahrhunderten als Fussbekleidung der Góralen eine Art von Pantoffeln aus Tuch eigener Herstellung an. Es ist fraglich, ob dies auch für das Bergleben der eigentlichen Podhalaner zutraf. Rostworowski spricht für den

Beginn des vorigen Jahrhunderts von Schuhen aus Hundehaut, mit dem Haar nach aussen. Die erhaltenen Stücke aus dem vorigen Jahrhundert sind aber aus stärkerem Leder, angeblich Pferdeleder, und haarlos. In ihrer ganzen einfach-altertümlichen Form sind sie sicher keine junge Einführung, sondern gehören offenbar mit zu den ältesten Bestandteilen der podhalanischen Tracht.

Sie werden aus einem einzigen Lederstück zurechtgeschnitten, vorne spitz umgeschlagen, zusammengenommen und mit durch die Kanten gezogenen Riemen gebunden. Die Schuhe werden mit eingeflochtenen Riemen, Kantenzackung, Mustereinpressungen und gelegentlich auch mit Metallknöpfen verziert. Sie sind auch heute noch bei beiden Geschlechtern viel im Gebrauch, da sie den Geländeverhältnissen sehr gut angepasst sind und einen sehr elastischen Gang geben. Bild 5 der Tafel XXII zeigt solche Schuhe. Die Füsse werden mit leinenen Lappen umwickelt. Je weisser diese sind, desto mehr Achtung geniesst ihr Träger bei den Frauen. Selbstverständlich verdrängt die Socke den Fusslappen immer mehr.

Daneben setzen sich aber vor allem für den Werktag Konfektionsschuhe auch bei solchen Podhalanern durch, die auch alltags mindestens die weisse Hose als letzten Trachtenrest tragen. Die Loslösung vieler Podhalaner aus der bäuerlichen Eigenwirtschaft und damit der Verlust der Rohstoffquelle tragen sehr zum Vordringen städtischen Schuhwerks bei. Eine Zeitlang waren bei den vom Militär Entlassenen hohe Schaftstiefel beliebt, sie haben sich aber offenbar in dem bergigen Gelände nicht bewährt und sind heute nur mehr ganz vereinzelt in der mittleren Generation zu sehen.

In die städtische Damenwinterkleidung beginnt jetzt ein hoher Schaftstiefel aus weissem Schaffilz einzudringen, der als „Zakopaner Stiefel" bezeichnet wird und zumeist von góralischen Wanderhändlern angeboten wurde. Diese Stiefel entsprechen den Filzstiefeln andrer Karpatengebiete und haben sich vom Wintersportort Zakopane aus rasch verbreitet. Sie werden im Podhale vor allem von Männern getragen, daneben ist aber auch im Winter selbst bei den ärgsten Schneemengen der einfache knöchelhohe Lederschuh zu sehen. Im Hinblick auf die Filzstiefel der Nachbargebiete und die alten Quellennachrichten über Tuchpantoffel ist sehr alter Gebrauch dieser Filzstiefel bei winterlichen Berggängern, heuholenden Hirten, Jägern, Schmugglern usw. anzunehmen.

Der Umhang

Der Umhang aus weissem Walktuch reicht etwas über die halbe Gestalt. Er wird immer über die Schultern hängend getragen, obwohl er mit Ärmeln geschneidert wird. Der Zuschnitt der Dorfschneider nimmt auf diese Trageweise schon Rücksicht. Am Hals wird der kragenlose Umhang zumeist mit einem bunten Band gebunden, auch Spangen werden, wenn auch seltener, zum Schliessen verwendet. An den Kanten, vor allem aber rund um den Hals und über der Brust, wird der Umhang reich gestickt. Auch hier zeigt sich die Tendenz zu einer reichen Vermehrung der Stickerei. Slowakisch-ungarische Einflüsse und Vorbilder werden bei dieser Stickerei greifbar, wahrscheinlich auch Beeinflussung von Lederarbeiten her. Tafel XXI, Bild 2, zeigt einen solchen vom Trachtenschneider angefertigten Umhang des jetzt gebräuchlichen Schnittes, Bild 1 der gleichen Tafel dagegen ein altes, noch im bäuerlichen Haushalt hergestelltes Stück, das auch noch nicht bestickt ist. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts galt eine Zeitlang graues Walktuch für Hosen und Umhänge als modern, vor allem die Jüngeren machten dabei mit. Doch hat sich das weisse Walktuch rasch wieder durchgesetzt.

Die Pelzjacke

Zur Tracht gehört eine ärmellose Pelzjacke, die mit dem Fell nach innen getragen wird. An den Säumen ist sie mit schwarzem krausem Lammfell besetzt und ebenfalls reichlich bestickt —

slowakische Elemente zeigen sich darin deutlich. Früher sollen vor allem solche bestickten Pelzjacken aus der Slowakei eingeführt worden sein. Bild 1 der Tafel XXII zeigt einen Pelz góralischer Arbeit.

Haar- und Barttracht

Die Beschreibungen der alten góralischen Haartracht gehen auseinander, ein Teil der Berichte spricht von über die Schultern herabhängenden Haaren, womit doch offenbar lose hängendes Haar gemeint ist, wie es uns auch noch Lichtbilder aus dem vorigen Jahrhundert für andere góralische Gruppen zeigen. Andere Berichte wiederum wissen, dass das Haar an beiden Seiten geteilt in grosse kunstvolle Flechten gelegt wurde. Oft, manche Berichte sprechen von zweimal wöchentlich, wurde das Haar mit Fett, Speck oder Öl eingerieben, eine Sitte, die sich mit der Änderung der Haartracht einigermassen verloren hat. Die Berichte über die Haartracht brauchen sich nicht zu widersprechen, sie fügen sich gut zu dem, was wir sonst über die góralischen Lebenskreise wissen. Zu den Hirten und, wie uns die Tradition und die Hinterglasbilder belehren, auch zu den Räubern gehört die Flechtentracht, während in den Neumarkter Gebieten das Haar nachweislich offen getragen wurde. Wieweit die alten Podhalaner sich einmal allgemein der Hirtensitte fügten, ist nicht auszumachen. Der Bart wurde rasiert. Heute haben sich städtische Haarschnitte restlos durchgesetzt, auch unter den ältesten heute noch lebenden Leuten findet sich kein Flechtenträger mehr. Aber noch um die Jahrhundertwende trugen ältere Leute langes Haar.

Der Hut

Der in dieser Form für die góralischen Gebiete eigens hergestellte niedrige, schwarze Filzhut wird am besten als tellerförmig bezeichnet. Die Krempe wird meist unverbogen getragen, nur die jungen Burschen lieben eine etwas abenteuerlich aussehende Behandlung der Krempe. Um den Knick zwischen Krempe und flachrundem Kopfteil läuft eine Schnur weisser Mittelmeermuscheln, die nach Möglichkeit echt sein sollen, wenn die Porzellannachahmung auch billiger ist. Früher wurde um den Hut auch gern ein buntes Band mit einem Bergblumensträusschen oder einem Eibenzweiglein getragen. Modischem Wechsel ist an diesen Hüten nur die Breite der Krempe unterworfen. Das Trachtenbild der Tafel XXI zeigt einen sehr kleinkrempigen Hut; zur Zeit werden meist mittelbreite Krempen getragen.

Nicht möglich ist festzustellen, seit wann dieser Rundhut, der vor allem in seinen kleinkrempigen Formen doch ein in den Karpaten weitverbreitetes Stück ist, im Podhale zur Tracht gehört. Rostworowski spricht (1930) von langen spitzen Hüten der Tatrabewohner, und ein Stich im Tatra-Museum aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts zeigt den „Corallen“ ebenfalls mit einem hohen, etwas faltigen Spitzhut. Als „klassische“ Räuberkopfbedeckung gilt bei den Góralen aber der geraubte Husarentschako, die Hinterglasbilder zeigen ihn ständig. Der spitze Hut des „Corallen“ braucht nicht als authentisch gewertet zu werden, er hat damals anderswo zur Räuberkleidung gehört, und der Zeichner wird kaum in der Tatra gewesen sein. Auch Rostworowski war nicht in der Tatra selbst gewesen, sondern verdankt sein Wissen den Mitteilungen Bekannter. Ich möchte daher auch seiner Mitteilung von spitzen Hüten keine besondere Bedeutung beilegen — allenfalls mag eine Räuberbande damals solche getragen haben — und den Rundhut doch zu den alten Elementen der Podhalanerkleidung zählen.

Ergänzungen der Männertracht

Die Spangen und die Stockaxt wurden schon genannt. Ein ständiges Trachtenstück der Podhalaner war eine an einem breiten Lederriemen rechts getragene Ledertasche, in der sie Rauch- und Feuerzeug mit sich führten und die ihnen als Kissen diente. Die neuaufgekommene hoch-

geschlossene blaue Jacke nach dem Schnitt der altösterreichischen Militärbluse wurde schon besprochen. Bei sehr starker Kälte tritt bei beiden Geschlechtern noch ein etwa dreiviertellanger Schafpelz, Fell nach innen, aus ungegerbtem Leder hinzu, vielfach auch sehr warme Filzstiefel, dazu dicke Wollfäustlinge mit angenähtem Daumen, bei den Männern auch eine Pelzmütze mit breitem Klapprand an Stelle des sonst getragenen Hutes. Gerade diese Winterkleidung ist aber heute nur mehr in abgelegeneren, mehr auf die Naturalwirtschaft eingestellten Dörfern und bei Begüterteren anzutreffen. Bild 3 der Tafel XXII zeigt Fäustlinge.

Hirtenkleidung

Besonders viel altertümliche Züge hatte die Kleidung bewahrt, die von den Hirten getragen wurde. Sie trugen Hemden mit weiten Ärmeln, mit Troddeln und vielfarbigen Glasperlen geziert. Das Hemd pflegten sie einzufetten. Die Hüte wurden mit Blumen geschmückt. Der breite Gürtel ist ein in der Hirtenkleidung besonders bedeutsames Stück, ebenso die Stockaxt als ständiger Begleiter. Dazu kamen die schon besprochenen Ledertaschen und grosse gewebte Hirtentaschen, die an Tragbändern über die Schultern getragen wurden. Tafel XXI, Bild 6, bringt eine solche Hirtentasche, wie sie noch heute hergestellt werden. Auch das Trachtenbild auf Tafel XXI zeigt sie.

Frauenkleidung

Die weibliche Tracht ist nicht so kennzeichnend und auffällig wie die männliche, sie hat auch mehr Wandlungen durchgemacht. Im vorigen Jahrhundert hat sie sich stark an die Krakauer Tracht angenähert. Es gibt Stimmen, die dies mit dem Verschwinden der alten Stoffe und Muster begründen wollen, aber es lag ja kein Grund vor, dann gerade zu den Blumenmusterstoffen, vor allem Rosenmusterstoffen der Krakauer Tracht überzugehen; vielmehr muss das Verhältnis doch wohl ein umgekehrtes gewesen sein: erst wurden die Krakauer Muster beliebt, und dann verschwand wegen des Mangels an Nachfrage der alte Stoff. Auch sonst geben uns Berichte aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts deutlich zu erkennen, dass die Góralinnen den Vorbildern städtischer Moden in manchem sehr gern und willig folgten.

Hemd und Mieder

Die Hemden werden am Kragen und ums Handgelenk bestickt; es hat sich da in den letzten Jahren eine Art Hausindustrie entwickelt, die in die Städte gestickte Blusen geliefert hat und die durch die ziemlich wahllose Aufnahme von Mustern verschiedenster Herkunft einen neuen Beitrag zum Verfall der alten Stickornamentik brachte.

Die vorn geschnürten Mieder sind heute und schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Vorliebe aus Samt oder auch aus Tuch und werden sehr reich bestickt, wobei jüngere Stücke durch die Verwendung von Metallflitter nicht gerade gewinnen. Die Motive dieser Stickereien zeigen noch einiges altes góralisches Gut. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber waren oft bortenbesetzte Mieder aus schönen Brokaten üblich, von denen das Tatra-Museum eine hübsche Sammlung besitzt. Tafel XXII, Bild 2, zeigt ein solches altes Brokatmieder; der Schnitt ist auch heute noch gebräuchlich. Man erzählt heute, dass diese Stoffe zumeist geraubt worden seien, das wird im Hinblick auf die allgemeine Verbreitung der Brokatmieder im Umkreis des Góralenlandes als arge Übertreibung des Stolzes auf die räuberischen Vorfahren und ihre Taten anzusehen sein. Gewiss mag dies und jenes Stück geraubten oder aus Kirchenbesitz stammenden Brokats darunter sein, aber wenn die Podhalaner nicht Brokat auch gekauft hätten, wäre die Ausbildung einer Tracht nicht möglich gewesen. Werktags ersetzt eine ärmellose Pelzweste das Mieder.

1

2

3

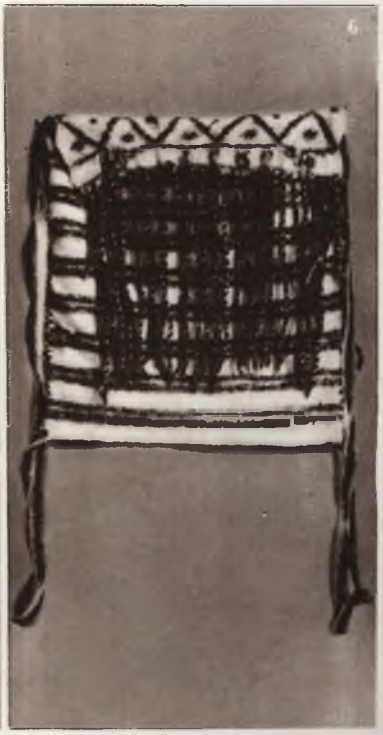
4

5

PODHALANISCHE LÖFFELBRETTER

PODHALANISCHES GERÄT UND HOLZZIER

PODHALANISCHE
MÄNNERKLEIDUNG



PODHALANISCHE KLEIDUNG

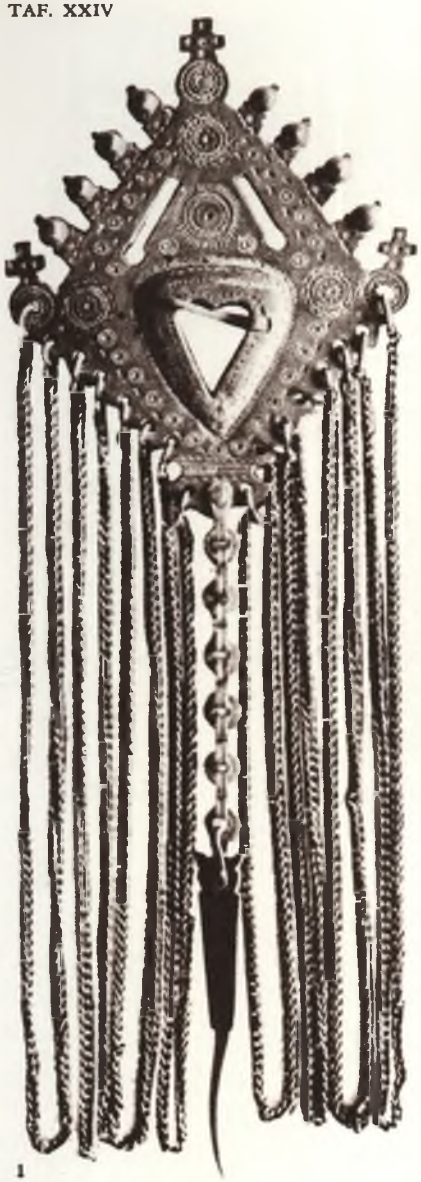
1

3

2

4

GÓRALISCHE GÜRTEL



1

2

3

4

5

6

7

GÓRALISCHE SPANGEN

Rock und Schürze

Der faltige Rock reicht bis über die Knie. Im Stoff hat er mehrfache Wandlungen erlebt, bis endlich im vorigen Jahrhundert Fabrikstoffe mit den um Krakau getragenen Rosen- und Blumenmustern die älteren heimischen Stoffe ersetzten. So waren um 1840 dunkle Farben gebräuchlich, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Festtagskleidung hellfarbige Kattunröcke beliebt. Unter dem Rock werden Unterröcke getragen, bei denen durch den Schnurzug der Stoff um die Hüften in Falten gelegt wurde, so dass die Hüften möglichst breit erschienen. Über dem Rock wurden Schürzen aus Blaudruckstoffen getragen. Mit dem Aufkommen der Krakauer Blumenstoffe scheinen diese verschwunden zu sein. Diese Blaudruckstoffe wurden im Neumarkter Land in alter Hausindustrie hergestellt.

Fussbekleidung

Ebenso gewandelt hat sich die Fussbekleidung. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts standen neben Strümpfen und Lederschuhen von der gleichen Art, wie die Männer sie trugen, gelbe und rote Stiefel. Um die Mitte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trugen aber nur mehr alte Frauen Stiefel, und wer von den Góralinnen mit der Mode, das heisst mit dem Vorbild der städtischen Besucherinnen der Tatra gehen wollte, trug hohe Schnürstiefel. Daneben gab es geschnürte schwarze oder gelbe Schuhe und selbstverständlich auch den heimischen Schuh. Die Stiefel sind als eine Art Prunkstück zu werten, die Frauen sollen sie oft auch winters, wenn sie zur Kirche gingen, über dem Arm getragen und erst unmittelbar vor der Kirche angezogen haben. Die Frauen gehen auch heute noch vielfach in ihrem Haushalt barfuss, auch über Eis und Schnee zum Brunnen oder in den Stall. Heute ist neben dem einheimischen Schuh, der langsam immer mehr zurücktritt, bei den Frauen Konfektionsschuhwerk jeder Art zu sehen, vom derben Bergschuh bis zum hochstöckeligen Tanzschuh.

Schmuck, Haartracht und Kopfbedeckung

Der Schmuck der góralischen Frauentracht besteht aus einem Korallen- oder Glasperlengehänge von vielen Schnüren. Vorne hängt ein Kreuz aus Edelmetall oder ein Medaillon daran. Vor drei Jahrhunderten finden wir die Korallen noch nicht erwähnt.

Die Mädchen trugen früher das Haar in zwei über die Schultern fallenden Zöpfen, die mit bunten Bändern durchflochten waren. Der jungen Frau wurde das Haar bei der Hochzeit kurz abgeschnitten, sie trug dann ein kleines Häubchen darüber. Diese Sitte ist schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschwunden, heute tragen Frauen und Mädchen das Haar meist straff anliegend gescheitelt und im Nacken zusammengenommen oder geflochten. Das Brenneisen wird selten zu Hilfe genommen.

Heute sind bei den Góralinnen nur mehr das Kopftuch und ein grösseres Schultertuch gebräuchlich. Das bunte Kopftuch wird zusammengelegt und unter dem Kinn gebunden, rückwärts hängen zwei Enden herab. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde aber ausserdem noch ein grosses weisses Überhangtuch getragen, das vorn lang herunterhing und in mühsamer Arbeit gestickt wurde. Es war offenbar das eigentliche Prunkstück der Góralin, wie die Stücke des Tatra-Museums zeigen. Dieses Stück wird übrigens durch seinen Namen — rantuch — einwandfrei als deutsches Lehngut ausgewiesen. Ob es unmittelbar aus deutscher Quelle zu den Podhalanern kam oder ob Wort und Sache aus polnischen Gebieten als Mode übernommen wurden, ist nicht zu sagen. Tafel XXII, Bild 4, zeigt alte Weissstickerei; das fremde Vorbild in Techniken wie Ornament ist offenkundig.

Kilimweberei und Spitzenklöppelei

Beide im Zakopaner Hauskunstgewerbe recht bedeutsamen Zweige der Textilverarbeitung stammen nicht aus heimischer Wurzel, sondern verdanken den Anregungen von Nichtpodhalanern ihr Bestehen. Für die Kilimweberei war der Standort inmitten eines Schafzuchtgebietes recht günstig. Trotzdem aber die Webereien von Góralen ausgeführt werden, hat sich nichts von alter góralischer Ornamentik durchgesetzt. Die Zakopaner Kilims sind modernes Kunstgewerbe, als góralisch dürfen sie nicht bezeichnet werden. Dabei liegen in den alten grossen fransengeschmückten Hirtentaschen aber zweifellos gute Ausgangsformen vor, an die mit etwas Geschick leicht anzuknüpfen wäre.

WIRTSCHAFT

Grundzüge der Wirtschaftsentwicklung

Die Wirtschaft des Podhale hat mehrfache Änderungen durchgemacht, die in engstem Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung und Geschichte von Land und Volk stehen. Die älteste, vollkommen auf Selbstversorgung eingestellte Stufe der podhalanischen Wirtschaft war eine rein bäuerliche mit einem gewissen Anteil von Jagd und Fischerei an der Ernährung. Welchen Anteil die Almwirtschaft hatte, lässt sich nicht abschätzen, dass sie aber mindestens seit dem Beginn der deutschen Einwanderung in irgendeinem Umfang bestand, wird als sicher gelten können. Die walachische Welle hat dann der Viehwirtschaft zu einem grossen Aufschwung verholfen, der dieser vielleicht zeitweise in der Gesamtwirtschaft sogar die Vorhand einbrachte. An erster Stelle stand dabei in der Viehwirtschaft die Schafzucht, danach erst folgten Rinder, Pferde und Ziegen.

Die Akten des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen uns die Rodewirtschaft in vollem Gange, die góralischen Dörfer erweiterten ihren Boden auf Kosten der grundherrlichen Wälder. (Udziela 1927.) Soweit wir es übersehen können, ist vor allem im Gebiet der Streusiedlung die Rodung von Weideland für die Gestaltung des Landschafts- und Siedlungsbildes grundlegend geworden. Mit zunehmender Bevölkerungsdichte traten Jagd und Fischerei für die Ernährung der Gesamtbevölkerung immer mehr zurück, um im vorigen Jahrhundert für das Podhale jede Bedeutung zu verlieren. Mehrfach kommt der Bergbau in der Tatra zu Bedeutung, er erlischt aber endgültig im vorigen Jahrhundert. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts bringt zwei bedeutsame neue Wirtschaftsfaktoren zu rascher Entwicklung: die Holzwirtschaft und den Fremdenverkehr.

Die grossen Holzbestände der podhalanischen Wälder waren bis dahin nur für den Eigenbedarf der Einheimischen genutzt worden; dazu hatten sich in die weiten Waldflächen die kleinen Inseln der Weiden hineingefressen. Nun begann die Ausbeutung durch die liberale Privatwirtschaft, die sehr viel Schaden angerichtet und umfangreiche Verkarstungserscheinungen eingeleitet hat. Die Podhalaner, seit je an Waldarbeit und alle Arten der Holzverarbeitung gewöhnt, nahmen hauptsächlich als Arbeitskräfte, die billig und leistungsfähig waren, an dieser Ausnutzung des Reichtums ihrer Heimat Anteil. Zusammen mit dem Holz fanden góralische Angehörige aller holzverarbeitenden Berufszweige den Weg in die Welt. Die Holzarbeit brachte raschen Verdienst, und wenn er auch schwer genug gewonnen wurde, so war es doch bares Geld, das da lockte. Die Holzwirtschaft hat zweifellos viele Podhalaner aus anderen Erwerbszweigen abgezogen. Nicht nur dass der Weg vom Nebenerwerb oft zu einer mindestens vorübergehenden Abwanderung führte, so entzog die Holzwirtschaft vor allem dem podhalanischen Hirtentum immer wieder Menschen.

Das Hirtentum hat heute um seinen Bestand zweifellos schwer zu kämpfen. Die alten wirtschaftlichen Bedingungen des Hirtentums waren sehr ärmlich, kein Wunder, dass die Möglichkeit

zum Verdienst von Bargeld da gerade die unternehmungslustigsten jungen Leute abzog. Im Hirtenleben hat sich, vor allem unter den Angehörigen der älteren und ganz alten Generation, bis heute sehr viel Altertümliches gehalten, aber es wird mit seinen Trägern wegsterben. Ja, es ist eine Frage, ob die junge, zu einem grossen Teil schon recht sehr auf städtisches Leben eingestellte podhalanische Generation noch die Zahl von Hirten wird stellen wollen, die für eine neue Blüte oder selbst nur den gesicherten Fortbestand der podhalanischen Viehzucht nötig ist — oder ob nicht die Viehzucht sehr darunter leiden wird, dass nun nicht mehr wie in alten Zeiten die Unternehmungslustigsten unter den Jungen sich den Hirtenberuf mindestens für einige Jahre erwählen, sondern lieber Berufen nachgehen, die sie zwar von der Scholle lösen, dafür aber ein „angenehmeres" Geldverdienen ermöglichen.

So ist die Wirtschaft der Podhalaner auch in unserer Generation wieder in einem Wandlungsprozess begriffen. Die Ackerwirtschaft ist im ganzen vollkommen modernisiert, aber sie reicht ja nicht einmal zur Selbstversorgung des Podhale hin. Die Viehwirtschaft erscheint in der alten Form ernsthaft bedroht, die Holzwirtschaft zieht immer wieder Arbeitskräfte an sich. Dazu trat die sprunghafte Entwicklung des Fremdenverkehrs mit allen seinen Folgen.

Der Fremdenverkehr

In den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie begann die „Entdeckung" des Podhale. Die polnische Intelligenz des Kronlandes Galizien hatte in romantischer Entdeckerfreude hier eine Art Refugium gesucht und war darangegangen, es nach der Weise jener Zeit und ihrer eigenen Einstellung zu den Podhalanern und ihrer Kultur zu „entwickeln". In den zwei Jahrzehnten des polnischen Staates nahm der Zulauf von Fremden immer grössere Ausmasse an, Zakopane wurde modern, es war zum mondänen Wintersportort Polens geworden, in dem auch die grossen Winterkampfspiele ausgetragen wurden. Sprunghaft stieg die Einwohnerzahl Zakopanes an. Im Jahre1886 war Zakopane mit knapp 2500 Einwohnern eine Góralengemeinde gewesen, die sich nicht über die Nachbarorte hinaushob, 1931 hatte es über 17500 Einwohner, und diese Zahl ist seither noch um einige Tausend angestiegen. Diese Vergrösserung der Einwohnerzahl Zakopanes ist nicht auf besonders starke natürliche Vermehrung seiner góralischen Bevölkerung und auch nur zum kleinsten Teil auf Zuwanderung aus den Nachbarorten zurückzuführen, sondern in der Hauptsache auf die Einwanderung von vielen Tausenden von Nichtgóralen aus allen Teilen des polnischen Staates, so dass Zakopane zum Schluss eine starke Mehrheit von nichtgóralischen Dauereinwohnern bekam, den alljährlichen Besucherstrom nicht zu rechnen.

Über die Folgen dieser Entwicklung für den Weg des podhalanischen Volkstums wird im Schlussteil dieser Skizze noch eingehend zu sprechen sein. Hier berühren uns zunächst nur die damit verbundenen wirtschaftlichen Fragen. Das Wirtschaftsleben Zakopanes, soweit es vom Fremdenverkehr getragen wird, und das wird es sehr weitgehend, beherrschen die Podhalaner nur zum kleinsten Teil. Sie haben am Fremdenverkehr zumeist nur in untergeordneten Rollen mitgewirkt. Sie haben ihren Anteil an dem neuen Verdienstvorgang in der Hauptsache als Kutscher, Bergführer, als Lieferanten von heimischen Nahrungsmitteln — Milch, Käse, Beeren — Schafwolle und Schaffellen, als Zimmervermieter an ärmere Besucher, die doch auch einmal in Zakopane gewesen sein mussten, auf den Dörfern um Zakopane als Beherberger des alljährlichen Sommerfrischlerstroms genommen, und endlich als Heimarbeiter, die in mühsamer, schlecht bezahlter Arbeit all die vielen Andenkenartikel herstellen, die von den geschäftstüchtigen Zakopaner Händlern um ein Vielfaches des Preises, den sie selbst den góralischen Heimwerkern bezahlten, an die Fremden verkauft wurden.

Das eigentliche Gastgewerbe, die grossen Hotels und zahlreichen kleinen Pensionen in Zakopane waren in nichtgóralischen Händen und ebenso die Masse der Zakopaner Läden, gleichgültig, ob

es sich dabei um Andenkenartikelgeschäfte oder all die vielen anderen Dinge handelte, die zu den Bedürfnissen und Forderungen der fremden Besucher gehörten. Was irgendwie mit den Ansprüchen dieser Fremden zusammenhing, war in nichtpodhalanischer Hand. So ist bei aller Bedeutung, die der Fremdenverkehr im Leben des Gebietes besitzt, doch der Löwenanteil des Verdienstes in nichtgóralische Hände gegangen und zu einem grossen Teil auch aus dem Góralenland in die polnischen Grossstädte abgeflossen. Die Podhalaner haben sich mit einem sehr bescheidenen Anteil an all dem „Aufschwung" begnügen müssen, von dem man ihnen gerne vorgeredet hätte, dass er ja nur um ihretwillen inszeniert worden sei. In Wirklichkeit hat der Fremdenverkehr, sosehr er die Gesamtbilanz der Wirtschaft des Podhale äusserlich hob, das Podhalanertum wirtschaftlich stark geschädigt, indem er die Grundlagen der alten Wirtschaftsweise langsam sowohl von ihrer Rentabilität wie von ihrer seelischen Fundierung her unterhöhlte und jene Podhalaner, die sich einmal zu tief in irgendeine Dienststellung am Fremdenverkehr hatten drängen lassen, unaufhaltsam einer Proletarisierung entgegenführte.

In Zakopane lag das Gewicht der Wirtschaft schon seit längerem ganz zweifellos auf dem Fremdenverkehr und allem, was damit zusammenhing, dann folgte die Holzwirtschaft und danach erst die alte Landwirtschaft. In den entlegeneren Dörfern ist das Verhältnis zweifellos günstiger, es gibt immer noch Gemeinden, in denen die bäuerliche Wirtschaft die ungebrochene Lebensgrundlage ist, zu der die Waldarbeit als Ergänzung tritt, während der Fremdenverkehr nicht zu stark und vor allem nicht in seinen übelsten mondänen Formen hineingeschlagen hat. Aber die Einwohnerzahl dieser podhalanischen Gemeinden zusammen beträgt heute schon weit weniger als die der Stadt Zakopane.

Nahrung

Die Nahrung der Góralen, besonders aber der Podhalaner war in alter Zeit denkbar einfach und bescheiden und gänzlich auf die Erzeugnisse der eigenen Wirtschaft eingestellt. Als Grundlage können Haferbrot, Milch, Molke, Käse, Butter, Kartoffeln und grobe Klösse gelten. Fast alle Pilzarten wurden gegessen. Der Anteil von Jagd und Fischerei ist schon seit langem weggefallen. Für festtägliches Gebäck wurde weisses Mehl eingeführt. In den entlegeneren Gebieten hat sich die Zusammensetzung der Nahrung auch heute kaum geändert, das flache ungesäuerte Brot aus grob vermahlenem Hafer, in dem zahllose Spelzen sind, wird noch von den Bauern selbst gebacken. Gänzlich anders ist in den Fremdenverkehrsgebieten der Übergang zu städtischer Nahrung fast vollkommen vollzogen und damit auch die Abhängigkeit vom Kaufmannsladen und der Einfuhr gegeben, die rückwirkend den Podhalaner aus seiner alten Wirtschaft löst und dazu zwingt, Geld zu verdienen, mit dem er seine Lebensbedürfnisse dem Händler bezahlen kann.

Handel und Marktwesen

Die Genügsamkeit der Lebensansprüche und die Möglichkeit, so gut wie alle Bedürfnisse mit heimischen Erzeugnissen befriedigen zu können, hat in älterer Zeit keinen weitreichenden und bedeutenden Handel aufkommen lassen. Dieser beschränkte sich vielmehr auf Güter, die vom Standpunkt der reinen Lebenserhaltung aus zweifellos als Luxuswaren anzusehen sind, die dem Bauern allerdings aus irgendwelchen Gründen als besitzenswert oder selbst besitznotwendig erschienen. So hatte sich ein gewisses Handelsleben auf den Märkten und im Grenzgängerverkehr mit der Slowakei entwickelt.

Neben dem grossen Markt in Neumarkt, das aber doch ziemlich weit vom Podhale entfernt war und zu einem ein- bis zweitägigen Marktausflug nötigte, hatte sich ziemlich früh auch in Poronin ein Markt entwickelt, bei dem die Bauern aus den umliegenden Dörfern, die zur Pfarre

Poronin gehörten, beim Kirchgang ihre kleinen Einkäufe machen konnten. Es hatten sich wohl auch in den anderen alten Kirchdörfern und ebenso in dem Wallfahrtsort Ludzimierz ähnliche kleine Märkte entwickelt. Der Handel in Poronin lag zum Grossteil in den Händen der Ortseinwohner, die dadurch zu einem gewissen bescheidenen Wohlstand kamen, auf den wohl auch ihre grossen Kirchenbauten zurückzuführen sind. Für die Gestaltung des podhalanischen Lebens nicht minder bedeutsam war aber der kleine Handelsverkehr mit den slowakischen Nachbarlandschaften, vor allem mit Liptau und Orawa, wo keine sonderlichen Verständigungsschwierigkeiten bestanden. Die podhalanischen Hirten waren auch auf der slowakischen Seite der Tatra gut bekannt, gerade über das Hirtentum sind sehr starke Verbindungsfäden zwischen Podhale und Slowakei gelaufen.

Neben diesem ständigen Kleinmarktwesen in den Kirchdörfern und den grossen Märkten haben aber auch wandernde Händler und Handwerker das Land durchzogen. So kamen Kaufleute und Glaser aus Orawa, Zigeuner als Kesselschmiede, Slowaken, die Töpfe mit Draht flickten. Wahrscheinlich werden auch manche Lederarbeiten und die gedrechselten Liptauer Ahornflaschen von slowakischen Wanderhändlern hereingebracht und nicht bloss gegen Pfeifen, gewebte Hirtentaschen u. dgl. in den slowakischen Orten eingehandelt worden sein.

Bergbau

Obwohl der Bergbau schon seit mehreren Geschlechtern aus der Tatra verschwunden ist und auch die Erinnerung an ihn keine sehr festumrissene mehr ist, seien hier doch die wichtigsten Daten über ihn zusammengestellt, da er zu einigen Zeiten als Träger deutscher Einflüsse wahrscheinlich von ziemlicher Bedeutung für die Entwicklung der podhalanischen Kultur war. Die ältesten Bergbauspuren werden auf die Zipser Sachsen zurückzuführen sein, die ja seit ihrer Ansiedlung im ganzen Umkreis der Karpaten nach Metallen schürften. Vielleicht führen einzelne der podhalanischen Schatzsagen in diese Zeit zurück.

In Urkunden des 16. bis 18. Jahrhunderts tritt uns mehrfach der Bergbau im Podhale entgegen; dabei scheint sich das Bild einer gewissen Schwankung von Bedeutung und Umfang dieses Tatrabergbaues zu ergeben, den man wiederholt durch Verleihung der Bergrechte an neue Bewerber zu beleben suchte. Im ganzen dürfte dieser Bergbau aber doch ergiebig gewesen sein, sonst wären die zahllosen bis ins 17. und 18. Jahrhundert zurückweisenden Schatzsucherlegenden und die aus diesen Jahrhunderten stammenden schriftlich niedergelegten Aufzeichnungen über solche verborgenen Schätze und die Wege zu ihnen schwerlich gerade so häufig in der Tatra lokalisiert worden.

Im Jahre 1757 wurden in Zakopane und Kościelisko Eisenschmieden angelegt, offenbar war der Eisenerzabbau wie schon vorher wieder lohnend geworden und nach der Übernahme der Herrschaft versuchte die österreichische Verwaltung schon 1784 den Bergbau erneut zu heben. Vor allem in Witów suchte man nach Silber und Gold. Daneben ist der Eisenabbau weitergegangen, die Spuren der Hammerwerke sind noch mehrfach nachweisbar. So hiess der Zakopaner Ortsteil Kuźnice früher Hamry, nach den Hammerwerken, die dort standen. 1811 machte man einen letzten Versuch, danach wurde der Bergbau aber schliesslich aufgelassen, und auch die Hammerwerke verfielen dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts endgültig. Noch sind aber an vielen Stellen der Tatra Schachteingänge zu sehen, die einen Begriff von der einstigen Bedeutung des Bergbaues in diesem Gebiet geben.

DIE GEMEINSCHAFT

Ordnung der Gemeinschaft

Die politische Gemeindegliederung ist im Podhale nur zum Teil in den Gegebenheiten des Landes und durch die Besiedlungsgeschichte bedingt, als zu Gemeinschaften ordnendes Element wurde

sie erst von der staatlichen Verwaltung hineingetragen. Die Gemeinden des Streu- und Lockersiedlungsgebietes sind ja nicht in einem einmaligen Vorgang der Ansetzung einer planmässig neubegründeten Dorfgemeinschaft entstanden, sondern durch Verdichtung der Siedlungen aus anfänglich wenigen Einzelhöfen, die zunächst wohl überhaupt keiner tatsächlichen staatlichen oder Verwaltungshoheit unterstanden.

Diese Entwicklung und die Eigenart des Siedlungswesens zusammen mit einer gewissen Liebe zur Unabhängigkeit liessen in den podhalanischen Dörfern auch kein echtes Dorfgemeinschaftswesen entstehen, das die Familien des Ortes zu einer festen Ordnung und Zusammengehörigkeit vereint hätte. Wenn sich eine Art podhalanischen Gesamtbewusstseins entwickelt hat, so doch nur im Gegensatz der alteinheimischen Familien zu den Neuzuwanderern und in einem gewissen Stolz gegenüber den Bauern der nördlichen Gebiete, mit denen verglichen sich die Podhalaner als die echteren und edleren Góralen fühlen.

Nur das Hirtentum hatte sich im podhalanischen Leben eine etwas festere Ordnung geschaffen, die aber aus den Notwendigkeiten der alten gemeinwirtschaftlichen Einrichtungen bzw. dem baca-Wesen abzuleiten und nicht etwa Ausdruck einer festen jungmannschaftlichen Organisation ist. Zudem besass sie nur jahreszeitliche Gültigkeit, und der Kreis der ihr angehörenden Personen war stetigem Wechsel unterworfen. Für das altgóralische Leben aber sind Zusammenhänge des Hirtentums mit jungmannschaftlichen Einrichtungen einigermassen belegbar; wahrscheinlich sind sie ebenso wie die alten gemeinwirtschaftlichen Einrichtungen und das Sippenwesen unter dem Druck der wirtschaftlichen Entwicklung geschwunden. Es ist aber wohl auch die Wesensart der Podhalaner mit am Schwinden dieser Einrichtungen beteiligt gewesen.

Wie ja selbstverständlich ist, kam der örtlichen Nachbarschaft eine gewisse Bedeutung zu. Das zeigte sich sowohl bei Fest, Feier und Brauch als bei der gegenseitigen Hilfeleistung bei der Arbeit. Diese war vor allem beim Hausbau gebräuchlich, doch liegt dem zunächst wohl keine nachbarschaftliche Einrichtung zugrunde, sondern sie ist aus der gegenseitigen Verpflichtung der Angehörigen einer Sippe oder Familie abzuleiten, die ursprünglich beisammen siedelten. Arbeitshilfe war auch beim Weben gebräuchlich, entweder gegen Bezahlung mit einem gewissen Anteil des Webgutes oder auf Gegenseitigkeit beruhend. Eine nachbarschaftliche Organisation mit bestimmten gemeinsamen Aufgaben oder einer inneren Gliederung zumindest einzelner Altersklassen hat sich nicht gebildet, obwohl die Weilerbildung des Streusiedlungsgebietes und die Ortsteile des Lockersiedlungsgebietes dazu förmlich einluden. Die gemeinschaftsformende Kraft des Altpodhalanertums kann nicht gross gewesen sein, denn als sich die alte Ordnung auflöste, dass die Höfe eines Weilers sich im allgemeinen doch in den Händen von Angehörigen derselben Sippe oder des gleichen Sippenzweiges befanden, löste nicht etwa eine Nachbarschaft die ältere, zum Teil schon recht fern zurückliegende Sippenbindung ab, sondern die geformte Gemeinschaft, die wohl von Anfang an nicht von bewusster Willensbildung, sondern von den besonderen Gegebenheiten des Siedellandes bestimmt war, verschwand überhaupt.

Im Brauchtum treten uns dann noch die Altersklassen entgegen, ohne dass sie festere Formen besässen; einige schwach ausgebildete Funktionen im Gemeinschaftsleben und Brauchtumsablauf haben ausser den Halbwüchsigen im Jahreslauf nur mehr die unverheirateten Burschen und Mädchen und die verheirateten Frauen im Hochzeitsbrauchtum. Die heute noch lebendigen Spinnstuben vereinigen zwar die Unverheirateten und stellen die beiden Geschlechter einander gegenüber, doch kann in keiner Weise von richtigen Mädchen- und Burschenschaften gesprochen werden; es ist die natürliche Polarität der Geschlechter, die das Spinnstubenleben bestimmt.

Die Sippen

Als einziges wirklich verbindlich ordnendes Prinzip über der Familie sind im altpodhalanischen Leben nur die Sippen hervorgetreten. Die Sippe umfasst alle Familien, die sich von einem gemeinsamen Stammvater herleiten. Das Bewusstsein dieser gemeinsamen Abstammung bzw. des gemeinsamen Stammvaters ist durchaus lebendig und wird durch mündliche Überlieferung bewahrt, die auch eine ganze Reihe genealogischer Angaben umfasst und zum Teil über Verwandtschaftsverhältnisse durch mehrere Generationen noch gut unterrichtet ist. Es ist das urtümlichste Ordnungsprinzip der menschlichen Gemeinschaft und gibt einen guten Massstab für die Altertümlichkeit des podhalanischen Volkstums.

Bei diesen Sippen, die eine Zeitlang zweifellos eine sehr bedeutsame Rolle im altpodhalanischen Leben spielten, braucht es sich aber nicht um Nachlebsel einer erhaltenen alten Sippenordnung zu handeln, sondern sie können beim Aufblühen des Streu- und Lockersiedlungsgebietes dort auf der Grundlage einiger weniger nach altertümlicher Rechtsauffassung mit der Blutsverwandtschaft natürlich verbundener Rechte und Pflichten sich durch die aus der Wirtschaft hergeleiteten Siedlungsbedingungen entwickelt haben. (Dobrowolski 1923.) Als wesentlichste Einrichtungen dieser Sippenverbände sind die engere wirtschaftliche Zusammengehörigkeit, Hilfe beim Hausbau und überhaupt gegenseitige Arbeitshilfe, die Wahl von Sippenältesten und die Rachepflicht anzusehen. Die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit zeigte sich in bestimmten Vorrechten der Sippenangehörigen untereinander, wie Begünstigungsrechten, Verkaufszustimmung bei unbeweglicher Habe, Vorkaufsrechten und vor allem der gemeinsamen Weidenutzung und deren Organisation. Die Almen führen auch vielfach die Namen von solchen Sippen, die einst auf ihnen das alleinige Weiderecht hatten. Die sozialen Funktionen der Sippen sind schon frühzeitig geschwunden, die Racheverpflichtung im 17. Jahrhundert, spätestens am Beginn des 18., wenn auch Spuren bis ins vorige Jahrhundert hineinreichen, die aber eher schon als Ausfluss der Zähigkeit persönlichen Hasses und seiner Weitergabe in der Einzelfamilie anzusehen sind denn als Wirkung einer Sippenverpflichtung. Die Einrichtung der Sippenältesten wirkte im Góralenland bis ins 19. Jahrhundert nach.

Auf die soziale Stellung der einzelnen Sippen waren verschiedentlich die Angaben der Sippenüberlieferung über die soziale Stellung des Stammvaters von Einfluss, je nachdem, ob dieser etwa Edelmann oder Schulze gewesen war. Im Podhale tritt das Räubertum als geachtetes Element dazu. Dobrowolski gibt an, dass die Sippenverbände in rudimentären Formen noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Góralenland vorhanden gewesen wären. Heute sind sie nur noch in Żdziar in der Zips lebendig. Früher gab es Sippenverbände auch in Orawa und den slawischen Teilen der Zips. Im Podhale ist die Sippenordnung schon seit längerer Zeit vollkommen geschwunden, nur mehr der Gebrauch von Sippennamen ist in einigen Orten erhalten.

Sippennamen

Der Sippenname wird von dem Eigennamen des sagenhaften Stammvaters bestimmt. Dieser Name kann unverändert weitergeführt werden, wie etwa bei den Gąsienica, die nach der Überlieferung die älteste Zakopaner Sippe sind. Deren Stammvater soll von jenseits der Gubałówka gekommen sein und auf einer Waldwiese versuchsweise Hafer gesät haben; nach seiner gestreiften Kleidung oder Hirtentasche erhielt er den Namen Gąsienica — Raupe —, den seine Nachkommen bewahrten. In anderen Fällen wurde nach dem Namen eines Bauern sein Hof benannt, bzw. dann auch der von seinen Nachkommen bewohnte Weiler. Erst von diesen Hof- oder Weilernamen wurden Sippen- oder Familiennamen gebildet. So heisst z. B. nach einem Stammvater Krzept ein Weiler zwischen Zakopane und Kościelisko Krzeptówka, davon ist der Name der Sippe Krzeptowski abgeleitet. Die meisten älteren Namen der Weiler, ebenso auch viele Namen von

Almen, Tälern, Seen usw. sind von Eigennamen abgeleitet, bei sehr grossen und verzweigten Sippen auch schon von Namen einzelner Zweige.

Im eigentlichen Streusiedlungsgebiet ist der Gebrauch der Sippennamen am ausgeprägtesten. Der Name eines Einzelmenschen, soweit er aus einer der alten Familien stammt, setzt sich dort zusammen aus 1. seinem Vornamen, 2. dem Sippennamen, 3. dem Namen der Einzelfamilie oder des Sippenzweiges, und endlich noch allenfalls 4. einem weiteren Zusatznamen. Solche Zusatznamen sind vielfach notwendig geworden, wenn einzelne Sippenzweige schon derart angewachsen waren, dass die Zahl der Träger ihres Namens verwirren konnte. Diese Zusatznamen konnten von körperlichen oder geistigen Eigenschaften ihres ersten Trägers abgeleitet werden, von den Vornamen des Vaters oder auch der Mutter, endlich von Berufen. Die Zusatznamen werden vererbt, so dass es neben zwei- auch dreiteilige Familiennamen gibt.

Der Gebrauch der Namen ist zur Zeit sehr uneinheitlich. Manche nennen ihren Sippennamen mit einem gewissen Stolz darauf, einer alten und grossen Sippe anzugehören, wieder andere vernachlässigen ihn zugunsten des Namens ihres Sippenzweiges und nennen den Sippennamen erst auf genauere Frage. Das ist besonders dort der Fall, wo ein starker Zerfall in einzelne, ihrerseits schon sehr alte und umfangreiche Zweige vorliegt, wo also praktische Gründe dazu nötigten, im Gebrauch den Familiennamen vorzuziehen, oder wo schon früher ein Mitglied der betreffenden Familie unter deren Namen bekannter geworden war.

Nicht mit unbedingter Sicherheit ist auszusagen, ob die Träger eines solchen Sippennamens nun tatsächlich unmittelbare Nachkommen des namengebenden Stammvaters sind oder ob früher nicht eine gewisse Möglichkeit zu einer Art Aufnahme in den Sippenverband bestand. Es gibt vereinzelte Nachrichten über die Weitergabe bzw. den Verkauf von Namen an andere Familien, über die bisher leider noch nicht hinreichende Klarheit zu bekommen war. Doch muss ein tatsächlicher Verhalt bestehen, der nicht mit dem deutschen Gebrauch des Hofnamens übereinstimmt, sondern bei dem wirklich Rechte zur Führung eines ursprünglich persönlich gebundenen Namens auf Angehörige anderer Blutstämme übertragen wurden. Über eine Erwerbung von Sippennamen durch Anheiratung war nichts zu erfahren, hingegen wurden die Namen ohne weiteres auch auf Stiefkinder übertragen und damit wiederum der tatsächliche Blutszusammenhang verdeckt.

Die Sippen in der Gegenwart

Die Zahl verschiedener Sippen ist nicht allzu gross. Die Kopfzahl der ausgebreitetsten Sippen kann tausend weit übersteigen, bei den Gąsienica, der grössten Sippe von Zakopane, dürfte sie sogar mehrere tausend erreichen. Solche Sippen sind dann in zahlreiche Zweige aufgelöst, die zumeist nur mehr den Zweignamen im täglichen Gebrauch führen, ihrer Zugehörigkeit zur Gesamtsippe aber wohl bewusst sind. Selbstverständlich ist der Grad der tatsächlichen Blutsverwandtschaft solcher Zweige untereinander kaum grösser als zu den anderen Sippen. Die Zugehörigkeit zur gleichen Sippe oder selbst zum gleichen Zweig wird auch nicht als verwandtschaftliches Ehehindernis gewertet. Dieses starke Anwachsen der Sippen dürfte auch zu der Auflösung der alten Sippenordnung und der wirtschaftlichen Sippeneinrichtungen beigetragen haben, weil vor allem die letzteren über eine gewisse Kopfzahl von Sippenangehörigen hinaus mit dem Mangel einer wirklichen engeren Blutsverwandtschaft auf grosse praktische Schwierigkeiten stossen mussten.

Immerhin ist auch heute noch im allgemeinen das durch Namen und Tradition gegebene Sippenbewusstsein stärker, als es auf Grund der blossen näheren Blutsverwandtschaft zu erwarten wäre. Es gibt zweifellos eine Art Zusammengehörigkeitsbewusstsein der Sippen bzw. ihrer

grossen Zweige, das sich in kleinen und grossen Rivalitäten äussert. Die einflussreichen und öffentlichen Stellen und Ämter sind, wenn von Zakopane mit seiner gänzlich veränderten Bevölkerungsstruktur abgesehen wird, einem Neuzuwanderer kaum zugänglich gewesen, sondern die grossen Familien und Sippen bemühten sich, die Führung zu bekommen. So waren nach der Jahrhundertwende in Zakopane die Gąsienica führend gewesen, es folgten die Curuś, die heute noch als reichste Sippe gelten. Diese wurden von den Krzeptowski abgelöst, die auch im Wirtschaftsleben eine gewisse Vorrangstellung erobert hatten. Auch das Eindringen des parlamentarischen Parteienwesens ins Podhale hat an diesen Bestrebungen der Sippen nichts geändert, so dass bei den letzten Wahlen in Zakopane die Führer und Kandidaten dreier Parteien zu einer Sippe gehörten.

Die Sippe Krzeptowski hat in den letzten Jahren in mehrjährigen Abständen ihre sämtlichen Angehörigen zu einer Art Sippentag auf dem alten Stammhof zusammengerufen. Wirtschaftliche Bedeutung sollen diese Zusammenkünfte nicht gehabt haben, wohl aber der Pflege des Gemeinschaftsbewusstseins gedient haben. Diese Sippentage sind keine alte Überlieferung, sondern eine Neueinführung.

HIRTEN, JÄGER UND RÄUBER

Die Dreiheit von Hirten, Jägern und Räubern war von besonderer Bedeutung für die Ausbildung und Gestaltung kennzeichnender Züge des altpodhalanischen Lebens, gleich, ob wir an die Wirtschaftsweise denken, an Inhalt und Gestalt der volkstümlichen Überlieferung oder gar an die Ausbildung einer Art nationaler Romantik. Es ist kaum möglich, zwischen den drei Gruppen scharfe Grenzen zu ziehen, je nach den Umständen der betreffenden Zeit bestanden mehr oder minder fliessende Übergänge zwischen ihnen.

Als bei allen geschichtlichen Wandlungen doch einigermassen wohlumrissene Einrichtung mit festem Platz in der Lebensordnung des Podhale ist dabei aber nur das Hirtentum zu bewerten. Dagegen gab es kein als besondere Gruppe des wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Lebens hervortretendes Jägertum. Bei der hohen Altertümlichkeit des altpodhalanischen Lebens konnte jeder einzelne nach Wunsch und Neigung jagen, wenn er in seiner Wirtschaft die notwendige Zeit dafür frei machen konnte. Von ganz alten Zeiten, über die wir selbstverständlich nur Vermutungen anstellen können, abgesehen, ist die Jagd auch für die Ernährung nicht mehr von irgendwelcher Bedeutung gewesen. Sie war in viel höherem Masse als das Hirtentum von der Neigung des einzelnen zum einsamen Umherstreifen in den Bergen und Wäldern abhängig und ist im Podhalanertum, solange wir sie verfolgen können, nicht als Wirtschaftsfaktor, sondern als Ausdruck der Sehnsucht vieler Podhalaner nach Ungebundenheit zu werten. Es zeigen sich immer wieder einzelne besonders glückliche oder am freien Leben hängende Jäger, in denen dann auch die Träger einer im engeren Kreise dieser Jäger besonders verwurzelten Summe altertümlichen Überlieferungsgutes zu sehen sind. Ein naher Zusammenhang mit dem Hirtentum ist offenkundig, zumeist gingen diese Jäger wohl auch aus dem Kreis der Hirten hervor, bzw. vereinigten Hirtentum und Jägertum in sich.

In einem engeren Zusammenhang mit Hirten und Jägern standen auch die Räuber der Tatra. Das organisierte Hirtentum war immer eine der Keimzellen des Räubertums gewesen, mit dem es bis zu dessen Erlöschen in einer nicht zu lösenden Verbindung stand. Dazu scheint in der ursprünglichen, recht altertümlichen Lebens- und Rechtsauffassung der Podhalaner und der harten und rauhen Lebensführung der Hirten auch jene Grundlage gegeben, aus der bei entsprechenden Umständen und einer gewissen schon sehr alten diesbezüglichen Tradition immer wieder ein aktives Räubertum hervorgehen konnte, das dann auch landfremde Elemente anlockte. Bei allen drei Gruppen, Hirten, Jägern und Räubern, bedingt die unstete Lebensweise

in den Bergen, dass sie die eigentlichen Träger der Verbindung mit den benachbarten slowakischen Gebieten waren und dass durch ihre Vermittlung eine Anzahl slowakischer Kulturelemente ins Podhale kam.

Bis heute erhalten hat sich nur das Hirtentum, aber auch dieses befindet sich im Podhale mindestens seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Rückgang. Jäger wie Räuber sind mit den Grundlagen ihrer Existenz schon seit geraumer Zeit verschwunden. Geschichtlich mit dem alten Jäger- und Hirtenwesen ist das Bergführertum verknüpft, das aus jenem herausgewachsen ist und es in irgendeiner Art auch fortsetzt, ebenso wie in den an Grenzen zu allen Zeiten lebendigen Schmuggelneigungen etwas vom Geist des alten Räubertums fortleben mag, soweit dieses aus einheimischen Wurzeln stammte. Allerdings können diese beiden Erscheinungen nicht mehr als Träger alter volkstümlicher Überlieferung gelten, sie sind ja auch als Antwort auf den Eingriff fremder Welten ins podhalanische Leben entstanden, dem sowohl der Städter wie staatliche Hoheitsansprüche erst recht spät bekannt wurden. Sie müssen im Gegenteil als Kanäle angesehen werden, durch die Verstädterung und Modernisierung immer rascher ins podhalanische Leben eindringen und gerade Teile jener Lebenskreise zuerst und am stärksten anfallen, die früher mit zu den Hauptträgern der mit Hirtentum und Jagd und schliesslich auch dem Räubertum zusammengehörenden alten Überlieferungswelt zählten.

Das Hirtentum

Die wirtschaftliche und soziale Struktur und Entwicklung des gesamten Tatrahirtentums, die Geschichte seiner Wanderungen und Niederlassungen haben in der Arbeit von Hołub-Pacewiczowa (1931) eine das gesamte erreichbare Aktenmaterial ausschöpfende monographische Darstellung gefunden, auf die für weitgehendere Einzelheiten verwiesen sei. Leider fehlt uns zu dieser Arbeit ein eigentlich-volkskundliches Gegenstück, das im Hinblick auf das rasche Schwinden der alten Überlieferungen und des alten Denkens als ein ganz besonders vordringliches Desiderat der karpatischen Volkskunde anzusehen ist.

In seiner langen Geschichte hat das Hirtentum in der gesamten Tatra eine Reihe von Wandlungen durchgemacht, die auf völkische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen sind und die aus einer ursprünglich wahrscheinlich recht einheitlichen Erscheinung unter dem Einwirken immer neuer und landschaftlich verschiedener Einflüsse Sonderformen geschaffen haben, die sich heute bzw. schon für die letzten Entwicklungsstufen scharf voneinander abgrenzen lassen. So steht heute dem Hirtentum des podhalanischen Kessels und des Góralenlandes eine Reihe andersgeformter Gruppen jenseits der Tatra gegenüber. Diese Entwicklung von besonderen Zügen in einzelnen Gebieten ist schon eine alte Erscheinung, aber erst im 19. und dann erst recht im 20. Jahrhundert wurde der Austausch gehemmt, so dass die letzte scharfe Eigenentwicklung vergleichsweise jung ist, sich aber trotzdem weitgehend durchgesetzt und alte Gemeinsamkeiten podhalanisch-slowakischen Hirtentums verdrängt hat.

So herrscht heute im Gegensatz zur Slowakei, um nur einige Züge herauszugreifen, im Almwirtschaftswesen des Podhale der Privatbesitz vor, die älteren gemeinwirtschaftlichen Formen werden immer mehr zurückgedrängt. Damit verfällt zugleich die gesellschaftliche Ordnung des älteren Hirtenwesens, die im Podhale schon früher einige im sonstigen Umkreis der Tatra länger bewahrte Einrichtungen verloren hatte. Als weitere Folgen des Übergangs der Weiderechte in die Hände einzelner ist eine Verringerung der Herdenwanderungen eingetreten. Zugleich wird den Almwirtschaftsbauten vielfach mehr Sorgfalt zugewendet, sie gleichen sich den Wohnbauten stark an, so dass ein sehr buntes Bild einer Mischung altertümlichster und recht fortgeschrittener und sorgfältig ausgeführter Almbauten entsteht. Demgegenüber ist in der Slowakei die Gemeinwirtschaft mit ihren Einrichtungen noch recht gut erhalten. Auch die Almbauten

der Slowakei sind im ganzen weit altertümlicher und einfacher als die podhalanischen. Dieser Unterschied, der aus gleichartigen Ausgangsbedingungen so verschiedene Erscheinungen formte, ist wesentlich durch die andersgearteten historischen Rechtsbedingungen herbeigeführt worden: das Podhale war Staatsdomäne, die Weiderechte wurden anfangs an einzelne verliehen, etwa an die Dorfschulzen. Wenn auch im Podhale, wohl auf dem Wege über die Rechtsordnung der Sippen sich in der Weideutzung gemeinwirtschaftliche Formen entwickelten, wobei auch die Einwirkung des walachischen Elements zu berücksichtigen ist, so fehlte doch der Druck des Abhängigkeitsverhältnisses von den grossen Grundherren völlig, der in der Slowakei die Durchbildung und Erhaltung der gemeinwirtschaftlichen Einrichtungen bedingte und diese auch dem Privatbesitz gegenüber durchgesetzt hat.

Das älteste Hirtentum der Tatra

Das älteste Hirtentum der Tatra dürfte auch nach der Meinung von Hołub-Pacewiczowa mit der mittelalterlichen deutschen Einsiedlung zu verbinden sein. Die ältesten Spuren des Hirtentums sind offenbar in den der Zips angehörenden Teilen der Tatra aufzufinden. An diese schliesst im Podhale räumlich das Gebiet an, in das früher die Herdenwanderungen der deutschbenannten Gemeinden des östlichen Neumarkter Landes stattfanden. Reste eines besonderen Hirtentums, das sich von den späteren Formen unterscheidet, sind noch in der Zips erhalten.

Wir werden uns dieses deutschverwurzelte Hirtentum ursprünglich wohl ähnlich vorzustellen haben wie die alten Formen des Hirtenwesens im Nordwesten und Westen des deutschen Volksbodens. Wieviel davon im podhalanischen Hirtenwesen nachwirkt, ist schwer zu sagen, vielleicht könnte manches von den männerbündischen Einrichtungen der Räuber oder besser Überlieferungen über solche letztlich aus dieser Quelle geflossen sein. Sonst scheint das podhalanische Hirtentum eine wesentlich mit der walachischen Welle zusammenhängende Erscheinung zu sein.

Die walachische Welle

Die Hauptzeit der walachischen Wanderung in den Westkarpaten liegt im 16. und 17. Jahrhundert. Sie wird örtlich an bereits bestehende Hirtenwirtschaft angeknüpft haben, aber sie hat sich als überlagernde Schicht durchgesetzt, wie das Bild des Tatrahirtenwesens ebenso wie der Sprachschatz und wahrscheinlich auch das volkstümliche Überlieferungsgut hinreichend belegen.

Die walachische Welle brachte dem Hirtentum überall, wohin sie kam, einen bedeutenden Aufschwung. Im 17. Jahrhundert war im Podhale und dem Neumarkter Land bei weitaus geringerer Bevölkerungszahl die Anzahl der Schafe grösser als heute. Die reiche Schafzucht des Neumarkter Landes, die ja von der Nutzung der Almweiden der Tatra abhängig war, ist auch aktenmässig gut zu belegen; die Starosten von Neumarkt bezogen von ihr reiche Einkünfte an Abgaben. Die Weiderechte auf den Tatraweiden werden urkundlich erwähnt, auch Almhütten sind belegt. Winters wurden die Tiere — offenbar in Stallhaltung — mit Zweigen und Baumwipfeln aus den Domänenwäldern gefüttert, was die Starosten gestatten mussten. (Seweryn 1927.)

Es hat den Anschein, als ob damals noch grössere Mengen von Ziegen zwischen den Schafen gehalten wurden. Heute ist dies im Podhale selbst nicht mehr gebräuchlich. Dieses starke Hervortreten der Ziegenzucht ist wohl auf Rechnung der Walachen zu setzen, deren südöstlich-balkanische Wirtschaftsweise damals noch recht ungebrochen gewesen sein muss. Daneben wurden in jedem Hof des Neumarkter Landes Rinder und Pferde gezüchtet. Die Akten erwähnen noch Gänse und Hühner, die wie überall von den Frauen gezogen wurden, hingegen nichts von Tauben,

Kaninchen und Schweinen, obwohl noch heute zum Bestand einer Almwirtschaft ein Ferkel gehört, das mit Molke grossgezogen wird. Als Grundlage der walachischen und der von ihr bestimmten podhalanischen Viehwirtschaft kann die Schafzucht gelten.

Leider beziehen sich die wenigen aus den Akten zu gewinnenden Nachrichten nur auf das Land nördlich der eigentlichen Streu- und Lockersiedlungszone. Diese scheint gerade damals und in engstem ursächlichem Zusammenhang mit dem Aufblühen der Almweidenwirtschaft sich sprunghaft entwickelt zu haben. Die reiche Nutzung der Weiden muss zu einer verstärkten Niederlassung im Streusiedlungsgebiet mit vollkommenem Eingehen auf die neue Wirtschaftsweise und die aus ihr für die Siedlungsform zu ziehenden Folgerungen geführt haben bzw. zu einer schrittweisen Umwandlung von bloss vorübergehend benutzten Hirtenschutzhütten zu Dauersiedlungen. Wenn überhaupt im Podhale anfänglich noch von einem Leben walachischer Hirten ohne Dauersiedlungen gesprochen werden kann, was aber durchaus nicht sicher ist, so müssen auch die walachischen Elemente sich jedenfalls sehr bald dem Prinzip der Dauersiedlung eingeordnet haben.

Wenn wir in den Karpaten weiter nach Südosten gehen, so werden die Spuren der Walachen und ihres Kultureinflusses immer deutlicher, dort sind auch ältere Formen einer viel grösseren räumlichen Beweglichkeit der Walachen anzutreffen. Je weiter nach Westen, desto mehr ist der Übergang zur Dauersiedlung vollzogen. Dabei mag das entwickelte städtische und dörfliche Leben der weiteren deutschen Lebenszone einen wesentlichen Anteil durch den von ihr ausgehenden wirtschaftlichen und sozialen Zwang gehabt haben. Aber auch im balkanischen Aromunentum zeigen sich Neigungen zunächst einzelner, als Handwerker und Kaufleute in die Städte zu gehen. Da die Walachen in den Karpaten ja nicht als fest organisierte politische Einheit, sondern als kleine Gruppen mit einer bestimmten altertümlichen wirtschaftlichen Struktur kamen, war ihrem Aufgehen in anderen Bevölkerungen keine besondere Schranke gesetzt. Übrigens sei davor gewarnt, die ursprüngliche Lebens- und Wirtschaftsform der Walachen als „Nomadentum" zu bezeichnen und dabei an Spätformen der grossen asiatischen Steppengebiete zu denken. Die Walachen sind in bestimmten Zeiten Wanderhirten der Waldlockerungszonen in Mittelgebirgs- und Vorgebirgslagen mit sehr altertümlichen Lebensformen, aber keine Nomaden im ethnologischen Sinn. Für frühere Zeiten werden wir auch bei den Walachen einen höheren Grad von Sesshaftigkeit annehmen dürfen, die erst durch einschneidende historische Ereignisse aufgelöst wurde.

Das Wanderhirtentum der Walachen, mit dem sie in die Westkarpaten vordrangen, wandelte sich rasch in ein ortsgebundenes Hirtentum mit jahreszeitlichen Wanderungen. Dabei scheint die Hauptmasse der walachischen Zuwanderer, von deren Zahl wir uns keine rechte Vorstellung machen können, obwohl wir sie nach der Häufigkeit walachischer Ortsnamen nicht zu gering einschätzen dürfen, in der Bevölkerung des Landes im Norden der Tatra aufgegangen zu sein. Zumindest seither sind in den Westkarpaten die Góralen, besonders wohl die Podhalaner, das aktive Hirtenelement gegenüber den Slowaken und den Zipser Deutschen. Immer wieder gingen die góralischen Hirten nach der Slowakei und nach Ungarn, während von einer umgekehrten Bewegung keine Spur zu finden ist. Dabei hatte sich in Liptau ein Zentrum einer Hirtenkultur entwickelt, aus dem die góralischen Hirten viele slowakische Einflüsse in ihre Heimat brachten. Auch in unserem Jahrhundert gingen noch góralische Hirten nach der Slowakei. Bei den Deutschen, die ja doch schon mit einer handwerklich-städtisch gerichteten Entwicklung kamen, ist diese Passivität im Hirtenwesen zu verstehen, weniger bei den Slowaken.

Ein weiteres recht aktives Hirtenelement stellten die Ruthenen dar, die in etwa der gleichen Zeit wie die Walachen, vielleicht schon etwas vorher, sich im nördlichen Karpatenabdachungsgebiet nach dem Westen geschoben hatten. Ins eigentliche Podhale scheinen sie nicht eingewirkt zu

haben, wenn von einzelnen Menschen abgesehen wird. Hingegen dürfte das andersartige Hirtentum des östlichsten Neumarkter Landes stark von ihnen beeinflusst sein.

Der Verfall des Hirtentums

Nach der Hochblüte des Hirtentums, die wahrscheinlich ins 16. bis 18. Jahrhundert zu setzen ist, kam ein starker Verfall. Die Hauptursache dieses in den einzelnen Gebieten nach den verschiedenen Bedingungen jeweils anders verlaufenden Verfalles ist wohl vor allem im Hereingreifen nicht landschaftsgebundener Wirtschaftskräfte zu sehen. In manchen Gebieten verfiel unter dem Druck des mangelnden Verständnisses städtischer und grossgrundbesitzerischer Kapitalisten das Hirtentum vollkommen und wurde einfach aufgelassen, weil es für den Bauern nur Schwierigkeiten und keinen wirtschaftlichen Nutzen mehr bedeutete. Allgemein ist in der Tatra die Höhengrenze der Almhüttenlage heruntergegangen, eine Folge des Verfalls der Almwirtschaft und der Verminderung der Tierzahlen. Auch die Weite der Wanderungen wurde beschränkt. Waren vordem Herdenwanderungen über Strecken bis über 50 km ausgeführt worden, so sanken die zurückgelegten Wegstrecken auf höchstens 30 km ab. Viele Gemeinden aus dem Neumarkter Talboden verlegten ihre Almwirtschaften auch in andere Gegenden, bzw. gingen zu anderen Formen der Viehwirtschaft über, so dass heute nur mehr die Namen mancher Almen an alte Benutzungsverhältnisse erinnern.

Auf galizischer Seite ist der Hauptverfall in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu setzen, den Hauptstoss scheint dabei der Verkauf der Domänen von Neumarkt in private Hände geführt zu haben, die sich dann der Nutzung der Weiden und Wälder durch fremde Herden sehr widersetzten. Dazu trat die Konkurrenz überseeischer Schafwolle, gegen die der góralische Bauer beim besten Willen nicht ankommen konnte und die ja auch die niederdeutsche Schafzucht in der Zeit liberalistischen Denkens vollkommen ruiniert hatte. So ist im Gebiet von Neu-Sandez das früher einmal bedeutende Hirtenwesen vollkommen verschwunden; in den Kleinen Beskiden ist die Almwirtschaft verschwunden, an ihre Stelle ist eine natürlich weit weniger ergiebige Haltung des Viehs auf den Brachfeldern und die Haltung auf Wiesen und in den Wäldern getreten. In der Babia Góra endlich ist im Jahre 1930 die letzte Alm aufgelassen und in Ackerland verwandelt worden. So sind in weiten Gebieten, die einstmals ein blühendes Hirtentum beherbergten, die letzten Spuren verschwunden, in anderen zumindest die alten Formen des Hirtentums.

Nur im Góralenland, besonders im eigentlichen Podhale, selbstverständlich ebenso auf der slowakischen Seite, hat sich das Hirtentum noch erhalten. Doch ist das heutige podhalanische Hirtenwesen eine durch die Umstellung auf Privatbesitz entstandene Verarmungsform, die zwar das Gerät noch bewahrt hat, soweit es nicht aus rein technischen Gründen neuen Formen weichen musste, die mit der Gemeinwirtschaft zusammenhängenden Einrichtungen aber aufgegeben hat. Was im folgenden über die podhalanische Hirtenwirtschaft berichtet wird, ist zum Teil schon Vergangenheit.

Almwirtschaft und Gerät

In der Hohen Tatra steigen die Almhütten in entwaldeten Gebieten bis 1700 m hoch in die Krummholzzone hinauf, die eigentliche Almhüttenzone aber liegt zwischen dem Fuss der Berge und der Waldgrenze bei etwa 1400 m. Die Verbreitung der Hütten in dieser Zone ist ziemlich gleichmässig. Die Mehrzahl der Hütten für Schafe als weitgehend wetterharte Tiere liegt zwischen 1300 und 1400 m Höhe, darüber bis 1500 m die für Ochsen. Die Hütten für Rinder und gemischte Bestände liegen tiefer, etwa zwischen 1100 und 1200 m.

Über die Almbauten wurde schon vorher einiges gesagt. Während in der Slowakei die alten Formen besser erhalten sind, hat im Podhale das Vorbild des Wohnbaues sehr auf den Almbau eingewirkt, wo heute mit dem Fortschreiten der Privatwirtschaft die Weidewirtschaftsbauten vor allem in den tieferen Lagen oft wie Wohnbauten ausgeführt werden. Daneben sind besonders in den höheren Lagen der Tatra sehr altertümliche Formen anzutreffen, die noch einige Herkunftsfragen aufgeben. Auch über das Hirtengerät wurde schon gesprochen.

Die Schlaf- und Melkhürden für die Schafe sind sehr einfache und leicht tragbare Zäune aus Weissbuchenstangen oder Geflechtwerk, in denen die Schafe nicht die Köpfe durchstecken und ersticken können. Sie befinden sich in der Nähe der Hirtenhütten. Alljährlich werden sie auf einem anderen Teil der Almweide aufgestellt, ausserdem aber alle zwei bis vier Tage um ein Stück verschoben, damit die Schafe das Gras beim Stehen nicht allzusehr zertrampeln können. Damit wird zugleich eine gleichmässige Verteilung des Schafdungs über die Weide erreicht. Die Milch wird sogleich verarbeitet, der Käse in die traditionellen Formen gepresst. Die Verkäsung war früher Sache des Oberhirten, nun, da zumeist der Eigentümer selbst mit Angehörigen seiner Familie oder sehr wenigen Miethirten auf der Alm ist, fällt sie diesem zu.

Die Besitzkennzeichnung der Schafe erfolgt auf die verschiedenste Weise, durch Brand- oder Schurkennzeichnung am Ohr, durch Scheren des Schwanzes, durch ein Halsband od. dgl. Als Märktag wurde der Karfreitag angesehen. Die Weiderechte waren früher in Anteile gespalten, die nicht nach Grundgrössen, sondern nach der Anzahl von Hörnern, Hufen oder anderen Körperteilen der Tiere angegeben wurden.

Hirtenleben

Einen Teil des Jahres verbringen die Herden bei Stallhaltung in den Dörfern, den anderen Teil des Jahres aber sind Hirten und Herden auf den Almweiden. Der Almauftrieb wurde früher sehr feierlich begangen, heute ist nur mehr die Erinnerung an dieses Brauchtum vorhanden. In den letzten Jahren machten sich Bestrebungen zur Erneuerung des festlichen Auftriebs bemerkbar. Er fand nach der „kalten Sophie" statt. Ein allgemein verbindlicher Termin bestand nicht, sondern es zogen durch mehrere Wochen bis in den Juli hinein immer wieder Herden auf die Almen, wenn auch die Hauptauftriebszeit Ende Mai war. Eine Alm wurde je nach ihrer Grösse, gewöhnlich aber mit Herden von oft weit über 500 Tieren belegt.

Der Almabtrieb, der ebenfalls festlich begangen wurde, konnte ab August stattfinden, als Hauptzeit ist der September und Oktober anzusehen. Doch blieben einzelne Herden zuweilen auch über Winter auf den Almen, wenn die aufgespeicherten Heuvorräte ausreichten. Gelegentlich wurde erst im Februar oder April ins Tal getrieben. Daneben gab es auch in kleinerem Umfang Winterwanderungen auf niedriger liegende Almen, um die dort gespeicherten Heuvorräte aufzubrauchen.

Das alltägliche Leben der Hirten ist durchaus nicht romantischer Müssiggang und lyrische Naturschwärmerei, sondern es ist reichlich mit Arbeit ausgefüllt. Auf etwa hundert Schafe wird ein Hirt gerechnet, der mit dem täglichen Melken seiner Tiere schon ziemlich beschäftigt ist. Dazu kommen noch die notwendigsten häuslichen Arbeiten in der Hüttenwirtschaft und die in mehrtägigen Abständen nötigen Verlegungen der Schlafhürden der Schafe und endlich die Beaufsichtigung der weidenden Schafe, wobei die grossen, meist reinweissen Liptauer Schafhunde sich als höchst nützliche und kluge Gehilfen erweisen. Früher war das Hirtenleben wegen der Häufigkeit reissender Tiere, vor allem von Bären und Wölfen, auch nicht ungefährlich. Meist verteidigten die Hirten ihre Tiere recht mutig und geschickt.

Durch frühzeitige Abhärtung sind die Hirten den Unbilden der Witterung gegenüber recht wenig empfindlich. Der Arbeitstag beginnt am frühen Morgen in der ersten Dämmerung und endet mit der eingebrochenen Dunkelheit; dann allerdings kann eine Zeit des Erzählens und Sinnens um das offene Feuer kommen. Aber untertags hat der Hirt seine Herde immer im Auge, für grosse Beschaulichkeit ist da keine Zeit. Die Nahrung der Hirten ist denkbar einfach, Milchprodukte, vor allem Molke und Käse und Haferbrot.

Aufbau und Ordnung des Hirtentums

Jede Alm stand unter der Aufsicht und Leitung eines erfahrenen älteren Oberhirten, des baca. Ihm unterstand eine der Anzahl der Tiere entsprechende Zahl von Hirten. Solch ein einfacher Hirt heisst juhas. Beide Ausdrücke sind nicht slawischer Herkunft, sondern walachisch bzw. madjarisch.

Der baca ist eine Art Unternehmer, der mit den Eigentümern der Tiere einen herkömmlichen Vertrag schliesst, der die Menge des vom baca an die Eigentümer der Tiere abzuliefernden Käses festsetzt. Auf einer Alm konnten sich Tiere vieler Besitzer befinden, darunter natürlich auch eigene Tiere des baca, der ja selbst auch immer ein erfahrener Schafzüchter war. Die einfachen Hirten, die juhasi, sind dem baca untergeordnet und stehen in einer Art urtümlichen Angestelltenverhältnisses zum baca, der sie unter den ihm bekannten jungen Bauern und Burschen, die schon Weideerfahrung haben, auswählt, anwirbt und auch entlohnt.

Der juhas erhält für die Dauer des Almaufenthaltes ausser seinem Lohn noch Milchprodukte für seinen laufenden Unterhalt. Der Lohn bestand früher aus zwei Stücken Käse täglich, aus deren Verkauf der einzelne Hirt sich einen kargen Betrag lösen konnte, der eifrig gespart wurde; kaum dass sich die Hirten Tabak gönnten. Der baca nährt sich während der Almzeit ebenso wie die anderen Hirten von den ihm zustehenden täglichen Milchprodukten. Sein eigentlicher Gewinn ist der Überschuss an Käse, der ihm bleibt, nachdem er seine Hirten abgelohnt und ausserdem den Eigentümern der Tiere die ihnen nach dem Käsevertrag zukommenden Käsemengen abgeliefert hat.

Diese Käsemengen wurden nach folgendem Verfahren ermittelt: Die Grundlage war die Milchleistung des einzelnen Tieres, nicht etwa ein Durchschnittswert aus Gesamtertrag und Kopfzahl. Die Besitzer fütterten daher ihre Tiere vor dem Almauftrieb reichlich, um gute Milchleistungen zu erzielen, der baca schützte sich dagegen, indem das Melken für die mira, das Messen der Milchmengen, erst drei Tage nach dem Almauftrieb stattfand. Dazu fanden sich alle Besitzer auf der Alm ein, wo sie vom baca mit frischem, noch nicht sauer gewordenem Käse und mit Molke reichlich bewirtet wurden. Nach dem Melken der Schafe, das misstrauische Besitzer selbst besorgten, stellte der baca die Milchmenge durch Eintauchen eines Holzstäbchens in den Melkeimer bzw. den Milchschöpfer fest und bezeichnete den Milchstand mit einer Kerbe. Danach übertrug er diese auf zwei Kerbhölzer, von denen eines der Besitzer bekam, während das andere Stück dem baca verblieb. Ein solches Holz (zamirek) zeigt Abb. 3 auf Tafel XX. Am Ende der Weidezeit kamen die Besitzer wieder auf die Alm, der baca goss in den Melkeimer bzw. in den Milchschöpfer so viel Wasser, dass es bis über die Kerbe des Milchleistungskerbholzes stand, danach kontrollierte der Eigentümer der Tiere. Hierauf goss der baca diese Menge Wasser so oft, als die Weidezeit Wochen gewährt hatte, in den Kessel, der auf der einen Seite der Waage hing, und legte auf die andere Waagschale die entsprechende Menge Käse. Diese Art des Messens war bei den Huculen mit vielen anderen Einrichtungen eines altertümlichen Hirtenwesens noch bis zuletzt erhalten. In der Slowakei wird die mira nur mehr auf Schafe angewendet, bei Hornvieh für gewöhnlich nicht mehr.

Es ist begreiflich, dass die geschilderte altertümliche Wirtschaftsweise sich vor dem Ansturm der Geldwirtschaft einfach nicht zu halten vermochte, jeder baca hatte schon im vorigen Jahrhundert sehr schwer zu kämpfen gehabt. Heute ist die Einrichtung des baca im ganzen verschwunden, die Privatwirtschaft hat sie vollends überflüssig gemacht. Hingegen ist sie in der Slowakei noch gut erhalten.

Die gesellschaftliche Organisation des Hirtenwesens ist im Podhale aber schon seit längerer Zeit in einem fortschreitenden Verfall begriffen. Früher war im Podhale auch die Einrichtung des gazda zum vollen Beruf ausgebildet gewesen. Der gazda kontrollierte seinerseits jeden baca, er war wie auch heute noch weiter im Osten ein selbständiger Unternehmer. Gazda ist ebenfalls ein walachischer Ausdruck. Der gazda war vor allem dort von Bedeutung, wo der baca nur der Funktionär einer Gemeinschaft war. Dann war der baca nur dem gazda verantwortlich. Für das Podhale, wo der gazda schon wesentlich länger verschwunden ist als der baca, ist seine Funktion aus der Tradition nicht mehr zu klären. Es scheint aber, dass der gazda den einzelnen baca nicht in der Führung seiner Alm einschränkte, weil der baca im Podhale nicht mit Geld entlohnt wurde, wie der slowakische baca und die gewöhnlichen Hirten, sondern am Käseüberschuss seinen Verdienst hatte. (Hołub-Pacewiczowa 1931)

Die anderswo im walachischen Einflussgebiet anzutreffende Einrichtung des Woiwoden ist für das podhalanische Hirtenwesen nur durch eine Bemerkung für Olcza belegt, ohne dass wir daraus nähere Aufschlüsse bekämen. Offenbar ist der volle Komplex von Einrichtungen, den die Walachen mitbrachten, schon sehr bald verblasst.

Brauch und Aberglaube im Hirtenleben

Die Altertümlichkeit des Hirtenlebens ebenso wie die Schutzlosigkeit gegenüber den Gewalten einer harten Bergwelt, die auch immer wieder einmal unberechenbar und jäh in das Leben der Hirten und ihrer Herden eingriffen, lassen es begreiflich erscheinen, dass das Hirtenleben von einer sehr grossen Zahl abergläubischer Bräuche durchwebt war und auch heute noch weitgehend von solchen beherrscht wird. Die äusseren Umstände der Natur, unter denen Hirt und Herde zu leben haben, sind ja die gleichen geblieben, ja, vielleicht befördert der Übergang von grossen gemeinschaftlich gehüteten Herden mit vielen hundert Stück zu kleineren Privatherden noch die Erhaltung dieser Praktiken.

Das beginnt, um nur ein paar Beispiele zu nennen, damit, dass der Almauftrieb nicht an einem Freitag stattfinden darf, weil das ein Unglückstag ist, an dem bestimmt eine Kuh das Bein brechen oder ein Schaf verlorengehen würde. Ebenso kann dann auch am Sonnabend kein Auftrieb sein, denn es wäre dann nicht mehr hinreichend Zeit, um sich vor dem Sonntag, der doch nicht verarbeitet werden soll, auf der Alm richtig einzuwirtschaften. Vor dem Auftrieb werden die Schafe mit Weihwasser gesegnet und mit geweihtem Grün beräuchert. Bei der Ankunft auf der Alm muss die Hütte gründlich geweiht werden, zunächst mit Räucherung mit geweihten Kräutern, dann geht der baca dreimal mit der Sonne um die Hütte, immer noch räuchernd, und endlich wirft er Kohlen und Räucherwerk in die Schafhürde. Auch beim Melken müssen allerlei magische Praktiken angewendet werden, um zu verhindern, dass die Schafe verhext werden könnten und ähnliches mehr.

Jäger

Die Jagd war bei den Podhalanern sehr beliebt, im vorigen Jahrhundert gab es noch einige berühmte Jäger. Vor allem um die Bärenjagd und den Bären selbst gibt es bedeutsame Überlieferungen. Heute ist der Wildstand der Tatra gleich Null, ausserdem zwingt die wirtschaftliche

Entwicklung die Podhalaner immer mehr in eine geregelte Arbeit hinein, die kaum mehr Zeit für tage- und wochenlanges Herumstreifen in den Bergen lässt.

Als Patronin und Beschützerin der Jäger galt bei den Góralen die heilige Maria. Hingegen soll der heilige Hubertus den góralischen Jägern unbekannt gewesen sein. Auch Sabała betete um Jagdglück nur zur heiligen Maria (Zborowski 1933). Derselbe Sabała (Stopka 1897) erzählte, dass er einmal die heilige Maria über den Rücken des Giewont gehen sah und dass sie ihn nach Hirtenweise anrief und er ihr antwortete. An der subjektiven Wahrheit dieses Berichtes ist nicht zu zweifeln, ebensowenig daran, dass Sabala halluziniert hat. Gerade bei der Person Sabalas ist mit einer sehr starken und eigenwilligen Formung alten Überlieferungsguts im Einzelfall zu rechnen, aber was er erlebt haben will, kann im ganzen ja doch nur eine individuelle Neugestaltung schon vorhandener und ihm bekannter volkstümlicher Vorstellungen und Überlieferungen sein. Es ist zweifellos unter den Jägern des Podhale eine Vorstellung von der heiligen Maria als Jagdherrin vorhanden gewesen, die — sind Echoerscheinungen gemeint? — auch den Jäger anruft. Von den sonstigen Vorstellungen über Berggeister und im Gefels hausende hexenartige Weiber ist die angeführte Vorstellung scharf zu trennen, denn dem Sabała waren diese anderen Gattungen wohlbekannt, sie sind ihm auch begegnet. Die heilige Maria aber ist auch als Jagdpatronin ein durchaus göttliches Wesen — schimmern da letzte Spuren einer Jagdgöttin mit östlichen Verbindungen durch?

Das ist, mit den sonst so deutlichen Spuren deutschen Einflusses zusammengehalten, sehr eigenartig, denn es wäre doch auch zu erwarten, dass Gestalten der volkstümlichen deutschen Überlieferung sich in der Jägerwelt erhalten haben oder wenigstens eine Andeutung von der in einem weiten Vorstellungskreise verwurzelten Geschichte vom weissen Hirsch vorhanden ist. Nichts von alledem — die heilige Maria als Jagdherrin weist in ganz andere Richtung. Wir haben im podhalanischen Volkstum ja eine deutliche Mehrschichtigkeit historisch aufweisen können, und der gesamte volkskundliche Befund bestätigt dies. Hirten und Jäger sind eng aneinander gebunden, genauer und richtiger wäre überhaupt zwischen ihnen nicht zu trennen. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, dass wir in den alten Jägern und Hirten des Podhale die Träger einer Überlieferungswelt hoher Altertümlichkeit vor uns haben, die in vielen Zügen nur den Jägern und Hirten bekannt war und sich von den Vorstellungen anderer Góralen inhaltlich stark unterschieden haben mag. Sabała soll ja in seiner Jugend selbst der Begleiter eines älteren Jägers und Traditionsträgers gewesen sein. In diesem Lebenskreis, der durch seine Lebensweise in unmittelbarster Berührung mit der grossartigen und harten Bergwelt ja viel mehr als die in dörflicher Geborgenheit lebenden Angehörigen des gleichen Stammes dazu neigte, Träger alter Überlieferungen zu sein und diese in einer Art von Berufsgeheimnisbildung weiterzugeben, ist die Erhaltung sehr vieler alter und besonderer Züge zu erwarten, die sonst gar nicht bekannt waren. Es ist damit zu rechnen, dass in der Hirten- und Jägerwelt zahlreiche Traditionsketten laufen, die anderen ethnischen Ursprungs sind als die Überlieferungsketten anderer Lebenskreise. Für die oben besprochene Vorstellung von der heiligen Maria als Jagdherrin ist vielleicht walachischer Einfluss heranzuziehen.

Denn die Vorstellung vom heiligen Hubertus oder ähnliches muss zumindest verschwommen im Umkreis des Podhale bekannt gewesen sein, auch wenn wir von deutschen Siedlungen absehen. Zborowski berichtet in der gleichen Notiz, dass Schatzsucher, die in die Tatra gingen, aus ihren Urkunden gewusst haben sollen, dass irgendwo in den Felsen die Gestalt eines Königs zu Pferde hinter einem Hirsche, der ein Kreuz zwischen den Hörnern trug, ausgehauen gewesen war. Diese Darstellung wurde mit einem polnischen Ableger der Erzählung von dem im Berg schlafenden Heer verbunden. Es ist, ohne diesem Bericht über das Bildwerk weiter nachgehen zu wollen, damit doch wohl ein Hinweis darauf gegeben, dass auch im Podhale irgendeinmal der heilige

Hubertus oder eine ähnliche Gestalt kein ganz Unbekannter gewesen war, dass er aber im Jäger- und Hirtenleben keine Rolle spielte, weil dieses gemäss seiner hauptsächlichen Herkunft seine Vorstellungen und Überlieferungen aus anderen Quellen bezog.

Räuber- und Schatzgeschichten

Geschichten von Räubern und verborgenen Schätzen und Schatzsuchern machen einen sehr grossen Teil des podhalanischen Erzählgutes aus. Diese Geschichten vereinigen die Erinnerung an einzelne geschichtliche Ereignisse und Personen mit einem reichen Kranz mythischer und märchenhafter Elemente, die sich vor allem an die Gestalt des Anführers der Räuber heften. Die von der Bande berichtete Ordnung spiegelt weit ältere männerbündische Einrichtungen.

Was uns an spärlichen geschichtlichen Nachrichten erreicht hat, zeigt die Tatra und die slowakischen Nachbargebiete durch viele Jahrhunderte geradezu als eine Art Räuberparadies, in dem die Obrigkeit die Räuber nur sehr schwer zu fassen bekommen konnte. Der volkstümlichen Überlieferung ist das Wissen um das Räuberwesen als eine Art Dauererscheinung zwar nicht fremd, aber sie liebt es doch, Ereignisse, die wahrscheinlich zu recht verschiedenen Zeiten stattfanden, in ihrer Hauptmasse heute an eine Gestalt, an den Räuberführer Janosik, zu knüpfen. Janosik kann geradezu als ein Nationalheld der podhalanischen und slowakischen Bauern gelten, ja, er ist bis zu den Huculen und nach Mähren hinüber der Mittelpunkt vieler Erzählungen.

Räuber im Mittelalter

Von ganz jungen Überlieferungen, die von der letzten Zeit des Räuberwesens am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts berichten und die kaum allgemeine Geltung erlangt haben, sondern manchmal fast den Charakter einer Art Familiengeschichte tragen, abgesehen, scheint neben dem frühen 18. Jahrhundert, der Zeit des Janosik, nur noch das Mittelalter, etwa das 13. Jahrhundert, einmal in den Erzählungen eine bedeutendere Rolle als Räuberzeit gespielt zu haben. In diese Zeit führen uns auch die ersten geschichtlichen Nachrichten von „Räubern". Die Auflassung der Gründung Szaflary und die Verlegung der Zisterzienser nach der neuen Gründung Szczyrzyc kann auf die dauernde Bedrohung und die Überfälle der Bergbewohner zurückzuführen sein. (Dlugosz.)

In etwa jene Zeit könnte auch die Legende führen, die an die Kirche St. Anna in Neumarkt anknüpft. Räuber sollen in Ungarn ein Bild geraubt und auf Ochsenwagen bis Neumarkt gebracht haben. Dort sollen die Ochsen in die Knie gesunken und nicht von der Stelle zu bringen gewesen sein, bis die Räuber sich entschlossen, an der Stelle eine Kirche zu bauen, in oder bei der sie später auch ihre Zusammenkünfte gehabt und ihr Geld versteckt haben sollen. Die kirchliche Wundereinkleidung ist ein bekannter Typus. Die Frömmigkeit der Räuber braucht nicht zu verwundern, von ihr berichten auch sonst noch Erzählungen. Da St. Anna im 13. Jahrhundert gegründet wurde, könnte unter der Voraussetzung, dass die Volksüberlieferung einen richtigen Kern bewahrt hat, diese Erzählung einen gewissen Berichtswert besitzen. Auch zur Zeit des Dlugosz im 15. Jahrhundert war das Räuberwesen der Tatra bedeutend, die Macht der Starosten von Neumarkt hat damals das eigentliche Podhale noch nicht erfasst gehabt.

Nun dürfen aber diese Nachrichten über ein sehr altes Räubertum kaum in gleicher Weise wie die Berichte über das Räuberwesen etwa des 17. und 18. Jahrhunderts gewertet werden. Während uns im jüngeren Räubertum, vor allem auch der Zeit um den historischen, nicht etwa den legendären Janosik zweifellos das verbrecherische Element stark entgegentritt, möchte ich im mittelalterlichen Räubertum der Tatra und Slowakei, von dem dann offenbar viele Züge in der Volksüberlieferung auf jüngere Gestalten übertragen wurden, noch den Ausdruck einer sehr

altertümlichen Lebensordnung sehen, die von den Betroffenen freilich als Räubertum gebrandmarkt wurde. Es mögen Verhältnisse gewesen sein, die sich durchaus gewissen kleinafrikanischen oder balkanischen an die Seite stellen lassen, wo Krieg und Raub noch als einzig manneswürdige Tat galten und in denen sich die freien Bewohner der Berge von den verachteten Nachbarn in richtigem Kleinkrieg besorgten, was sie brauchten oder was ihre Besitzgier reizte. Von einer festen Eingliederung der Podhalaner oder Bergslowaken in den polnischen oder ungarischen Staat kann für jene Zeit ja keine Rede sein, vielmehr drang damals die staatliche Gewalt und Ordnung, gestützt auf die Adelsburgen und die deutsche Kolonisation, erst in diese Gebiete ein. Diese mehr oder minder zwangsweise Abhängigkeit und dieses sich immer mehr verschärfende Untertanenverhältnis wurden noch lange nicht willig anerkannt, und selbst in den Erzählungen um Janosik spiegelt sich noch diese Auflehnung gegen die Adelsherrschaft wider.

Die Blütezeit des Räuberwesens

Die urkundlich reichlich belegbare Hochblütezeit des Räuberwesens in der Tatra und den Nachbargebieten, in der das kriminelle Element auch schon die Vorhand hat, liegt im 17. und 18. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren straff organisierte Banden von 30 bis 40 Mann bei erfolgreichen Überfällen auf kleinere Adelshöfe beteiligt, bei kleineren Aktionen traten sie in kleineren Gruppen auf. Vor allem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts machte eine sehr grosse Zahl von Räubern, die ihre Schlupfwinkel irgendwo in den Bergen hatten, die polnischen Vorkarpatenkreise und natürlich ebenso die ungarische Seite unsicher. Die Räuber jener Zeit rekrutieren sich aus abenteuerlustigen Hirten, Bauern, Knechten, Deserteuren und Verbrechern jeder Art, die das Gericht flohen. Bei dem starken Anwachsen des Räuberwesens in jener Periode ist wohl ein enger Zusammenhang mit den gleichzeitigen Kriegsereignissen gegeben. Vielleicht hat auch das walachische Element eine gewisse Unruhe in die Karpatenbevölkerung gebracht, die sich in einer Zunahme des Räubertums äusserte.

Ein nächster Höhepunkt des Räuberwesens liegt am Anfang des 18. Jahrhunderts, vielleicht darf hier an einen Zusammenhang mit den schwedisch-polnischen Kämpfen gedacht werden. Flüchtlinge aus Neumarkt, die ihren Besitz vor den Schweden bergen wollten, wurden auf dem Weg nach Ungarn in der Tatra beraubt. Aber auch in den Jahrzehnten vorher war das Tatra-Räubertum nicht etwa verschwunden, sondern wurde als Dauererscheinung betrachtet, wie uns ein im Tatra-Museum befindlicher Stich aus der Zeit um 1690 lehrt, der einen Stockaxtträger darstellt mit der Unterschrift „Einer von den Freübeutern des Carpatischen Gebirgs, die man Corallen nennt". Die Tracht dieses Mannes unterscheidet sich in einigen Dingen von der späteren góralischen Kleidung.

Im Jahre 1711 tritt der berühmte Janosik erstmals auf. Nach den ersten Erfolgen im Liptauer Gebiet unternimmt er wagemutige Züge bis nach Mähren und Schlesien und tief nach Ungarn und die polnischen Vorkarpatengebiete. 1713 wird er hingerichtet, die Akten wurden mehrfach bearbeitet. Obwohl Janosik Slowake war, behauptet die podhalanische Überlieferung, dass die Angehörigen seiner Bande Podhalaner waren und dass auch seine Geliebte Góralin war. Auch heute noch leiten sich einige alte podhalanische Familien, die den Beinamen Zbójnik — Räuber — führen, mit Stolz von jenen Gefährten des Janosik her, und auch dieser selbst gilt im Podhale trotz seiner slowakischen Abstammung als Nationalheld, um den sich zahlreiche Geschichten ranken. Diese enge Verbindung der Podhalaner mit dem westkarpatischen Räubertum zu allen Zeiten trifft sicher zu, wir werden auch diese Familienüberlieferungen im ganzen als richtig werten dürfen. Podhalaner gingen als Hirten nach Ungarn, unter sich wählten sie den Stärksten und Tapfersten zum Anführer, der beim Hinüberfliessen des Hirtentums zum Räuberwesen dann zum Anführer der Räuberbande wurde, bei allen Unternehmungen an der Spitze stehen,

Streitigkeiten schlichten und die Beute verteilen musste. An die Spitze einer solchen Schar scheint auch Janosik sich gesetzt zu haben.

In der österreichischen Zeit erhielten die Räuberbanden neuen Zuzug durch Góralen, die dem Heeresdienst entgehen wollten, auch durch entlaufene Soldaten. Diese Räuberbanden, die immer wieder nach Ungarn einfielen und auch das Neumarkter Land unsicher machten, Adelshöfe, Staatskassen, reiche Bürger, Reisende und jüdische Schenkwirte überfielen, müssen auch noch am Ende des 18. Jahrhunderts beträchtliche Beute haben machen können. Ein etwa auf die Zeit um 1800 hinweisender Bericht eines Pfarrers, in dem selbst bei kräftiger Übertreibung noch ein bedeutender Kern stecken muss, weiss von einem solchen Schatz eines Bauern zu erzählen, den dieser in einer Felsenschlucht verborgen hatte, und von dem er ausdrücklich zugab, dass er ihn zusammengeraubt hätte. Dieser selbe Bauer sollte der Kirche einen Kelch und Messgerät im Wert von 300 Gulden geschenkt haben, für einen Bauern in jener Zeit gewiss eine riesenhafte Summe. (Rostworowski-Zborowski 1930.) Der gleiche Bericht spricht auch von der Unsicherheit der Tatra, in die man sich nur in gut bewaffneter Gesellschaft begeben könnte.

Aus etwa jener Zeit besitzt auch das Tatra-Museum noch ein Stück aus dem Räuberleben, einen ungarischen Husarentschako. Die Räuber waren mit Erfolg bemüht, den regulären Truppen, mit denen sie immer wieder zu tun bekamen, Uniformstücke abzunehmen; die eigentliche Räuberkleidung, wie sie uns die Hinterglasbilder zeigen, ist die ungarische Husarenuniform. Viele solcher Stücke mögen aber auch von Deserteuren mitgenommen worden sein. Ein gewisser Unterschied kann zwischen Banden, die aus Deserteuren und solchen, die sich aus Hirten und Bauern zusammensetzten, bestanden haben. Die letzteren hatten ja doch eine engere Bindung an das Land und seine Bewohner, vor allem hatten sie auch noch einen Rückhalt an ihren Familien, waren daher den Bauern gegenüber kaum gewalttätig.

Abklingen des Räuberwesens

1832 soll das Räuberwesen in der Tatra im ganzen schon verschwunden gewesen sein, nur gelegentlich sollen noch aus Ungarn Räuber herübergekommen sein. 1848 wurden aber auch in Ungarn die letzten Banden, die vor allem in der Gegend um Schmeks noch Überfälle verübt hatten, von der Gendarmerie ausgerottet. Die letzten Räuber im Podhale sollen nach einheimischer Überlieferung in den Höhlen des Kościeliskotales gehaust haben, deren eine noch den Namen Räuberfenster trägt. Im gleichen Tale steht auch eine kleine Wegkapelle, die als Stiftung der Räuber gilt. Bis in die jüngste Zeit hat aber die Bergverbundenheit des Hirtenlebens und der Trieb der Podhalaner, oft wochenlang allein in den Bergen herumzustreifen, das Wilderer- und Schmugglerwesen als einen letzten kümmerlichen Rest der alten Räuberzeiten lebendig erhalten. In den Augen der Podhalaner gilt es übrigens auch heute noch als besonders ehrenvoll, wenn jemand von sich behaupten kann, sein Grossvater oder sonst ein Ahne sei ein Räuber gewesen.

Die volkstümlichen Überlieferungen von den Räubern

Weit mehr aber als die Geschichte weiss die volkstümliche Überlieferung von den Räubern zu erzählen. Der Hauptmann hielt in der Bande strenge Ordnung, musste aber selbst immer ein Vorbild an Tapferkeit sein, weil er sonst die Führerschaft an einen Kühneren abgeben musste oder auch im Zweikampf verlor. Wer in die Bande aufgenommen werden will, der muss den Räubersprung tun können, zumeist über ein Feuer oder einen Kessel, in dem Lammfleisch für das anschliessende gemeinsame Mahl der Bande siedet. Im Sprung muss er mit einer Pistole in der Rechten den Wipfel eines vorher bezeichneten Baumes abschiessen, während er in der Linken entweder die Stockaxt schwingt oder auch eine Branntweinflasche hält, die er ebenfalls während des Sprunges leeren muss. Diese Prüfung des Initianden ist das eigentliche Motiv der Hinterglasbilder, die Räuber darstellen.

SPRUNG EINES NEUEN RÄUBERS. HINTERGLASBILDER AUS ZAKOPANE ODER UMGEBUNG. UM 1840

Bei der Aufnahme erhält der neue Räuber auch einen neuen Namen, entweder nach Wahl oder einen Übernamen, der ihn irgendwie nach einigermassen festliegenden Anschauungen nach körperlichen oder charakterlichen Eigenschaften kennzeichnet. Der Name Hans oder Hänschen — Janosik — könnte mit einer tieferen Bedeutung mit dem Hauptmannsrang zusammengehören, es wäre dabei der Weg über die Rolle des dummen Hans und des Narren im Männerbund zu suchen. Die Räuber selbst bezeichnen sich als chlopcy — Burschen oder Knaben. Den Ausdruck Räuber empfinden sie als Beleidigung. Ihre Zahl bzw. die Zahl der Gefährten des Janosik gibt die Überlieferung gern mit 7 oder 12 an. Das ist zweifellos wieder ein zäh bewahrtes Versatzstück aus alter Überlieferung, das zu den Tatsachen keine Beziehung aufweist.

Wenn die Räuber ihre Züge unternehmen, sollen sie ihre Gesichter nicht sehen lassen oder diese schwärzen. Oft kehren sie in Schenken ein, dann sind sie sehr freigebig. Mit Vorliebe aber halten sie grosse Gelage in den Almhütten ab. Zwei von ihnen müssen dann während der ganzen Nacht, die ein solches Gelage dauert, nüchtern bleiben und Wache halten. Sie schlachten ein Schaf, nach Möglichkeit einen Widder, und braten oder kochen das Fleisch. Branntwein bringen sie in grossen Mengen mit und geben auch den Hirten reichlich davon. Die Hirten sind über solche Besuche sehr erfreut, denn sie bedeuten eine Abwechslung im Hirtenleben. Räubertänze bilden den Höhepunkt dieser Gelage. Am Morgen verschwinden die Räuber dann wieder in ihre Schlupfwinkel, die schwer erreichbar in den Bergen liegen.

Die Räuber sind auch meist sehr religiös, sie beten um Erfolg für ihre Raubzüge. Das hält sie aber nicht davor zurück, auch auf Kirchen Überfälle zu machen. Auf der anderen Seite macht die Sage sie zu Stiftern von Kirchen und Kapellen und Messgerät. Sie üben auch allerlei zauberische Praktiken, am Ende ihres Lebens müssen sie zusehen, mit letzter Kraft einen magischen Kreis um sich zu ziehen, damit sie nicht dem Teufel gehören. Ein Prozess aus dem Jahre 1602 gegen eine Bande, die vor allem in Saybusch und den benachbarten ungarischen Gebieten raubte, belegt uns das Trinken von Menschenblut, um nicht gefangen zu werden. Die allgemeine Sympathie des Volkes ist mit den Räubern, sie erschwert oftmals durch aktive Hilfeleistung die Verfolgung sehr.

Janosik

Mit ganz besonderer Liebe und Verehrung hängt die Volksüberlieferung aber an der Gestalt des Räuberanführers Janosik, in den sie alles hineinlegt, was ihr vorbildlich erscheint. Janosik ist der Urtypus des edlen Räubers, der den Armen und dem Volk das gibt, was er den Reichen und den Herren wegnimmt. Er ist ein guter Schütze und treffsicherer Stockaxtwerfer, sehr stark und mutig, sehr dreist, grosszügig im Schenken, ein schöner Mann und geschickter Tänzer. Bei den Frauen ist er sehr beliebt. Seine Geliebte oder Braut ist eine Góralin, seine Gefährten sind Góralen, gegen Góralen ist er nie gewalttätig. Von seinem Tod wird erzählt, dass er vor dem Hängen noch unter dem Galgen getanzt hätte.

In die Erzählungen von seinem Leben wird eine ganze Reihe von Märchenmotiven verflochten. So wird von ihm erzählt, dass er Priester werden soll, aber die Schule verlässt. Im Wald schläft er ein, da finden ihn drei Hexen und tropfen ihm nach Räuberart siedendes Fett auf den Leib. Janosik erwacht zwar, aber er zeigt es nicht, sondern benimmt sich als tapferer Mann und schweigt. Nun erhält er von den drei Hexen, die ihn zum Räuber tauglich befinden, drei Wunderdinge, den breiten Räubergürtel, in dem eine besondere Kraft steckt, eine Stockaxt und ein Hemd, die ebenfalls besondere Eigenschaften besitzen. Es ist also ein geläufiges Motivschema, das nur geringe äusserliche Anpassungen an die Umwelt der Erzählung erfahren hat. Ähnliches gilt für einen Grossteil der Erzählungen von Janosik, sie enthalten altes Märchengut, das nur auf Janosik bezogen wurde, als er im Empfinden der Podhalaner und Slowaken zu einer Art

Freiheitskämpfer aufgestiegen war. Dabei ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dass schon vorher diese Erzählungen von anderen, älteren Räuberhauptleuten gebräuchlich waren und in fertiger Umgestaltung auf Janosik übertragen wurden. Bei den engen podhalanisch-slowakischen Verbindungen wird es freilich nicht möglich sein, zwischen Geschichten aus slowakischer Quelle und einheimischem Gut heute noch zu unterscheiden — sie gehören ebenso wie die Heroisierung des Janosik zum gemeinsamen Besitz.

Die Räuberdarstellungen der Hinterglasbilder

Wenn die Hinterglasbilder auch nicht von Podhalanern selbst gemalt, sondern fertig eingeführt wurden, so ist eine Darlegung ihres Inhaltes doch recht bedeutsam, denn zweifellos geben sie Vorstellungen wieder, die im Volk der Tatra und der Umgebung auf beiden Seiten über die Räuber verbreitet waren. Wieweit die tatsächliche Organisation der Räuber diesen Erzählungen entsprach, ist eine andere Frage. Die Räuberbilder des Tatra-Museums werden in den Inventaren hauptsächlich in die Zeit um 1830 und 1840 gesetzt, dies ist vorsichtig geschätzt. Nun zeigen diese Räuberbilder einen durchaus festen Typus der Darstellung, wenn auch die Herkunft aus verschiedenen Werkstätten deutlich ist. Dieser feste Typus der Darstellung, der einen bestimmten Inhalt ausdrückt, kann nicht erst damals entstanden sein, sondern er muss wenigstens um einige Jahrzehnte älter sein und reicht in der vorliegenden Form auch wegen der Uniformen der Räuber doch zumindest bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Die Bilder gleichen sich im Aufbau und den Einzelheiten so sehr, dass sie wahrscheinlich samt und sonders durch genaueste Nachahmung, wahrscheinlich sogar Auflegen und Durchzeichnen der Umrisse, von schon ihrerseits wieder ziemlich mechanisch mit Schablonen hergestellten Erzeugnissen einer ersten Werkstatt entstanden sind.

In der Mitte des Bildes springt der Aufnahmswerber mit gekreuzten Beinen hoch auf, in der Rechten die Pistole, in der Linken die Branntweinflasche oder den Beilstock. Sein oft in Zöpfe geflochtenes Haar fliegt von der jähen Bewegung hoch. Unter oder vor ihm steht meist ein Kessel, der auf manchen Bildern mit Geld gefüllt ist, in einem sehr naiv gefassten Stück des Tatra-Museums (Inventar-Nr. 5) aber das kochende Lammfleisch für das gemeinsame Mahl zeigt. In einigen Fällen (Inventar-Nr. 56 des Tatra-Museums und das bei Stecki [1914—21] auf Tafel IV oben abgebildete Stück, die, nach den Rahmen und Einzelheiten der Malerei zu schliessen, als Typen vielleicht in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen, wobei das Stück bei Stecki das ältere sein könnte) hat der Zeichner beim Durchzeichnen der Umrisse vergessen, die Gegenstände, die der Springende in den Händen hält, zu vertauschen, so dass der Springer mit der linken Hand schiesst und in der Rechten die Stockaxt über den Kopf schwingt. Die rechts und links von dem Springer stehenden Gruppen werden beim Durchzeichnen spiegelbildlich vertauscht, aber die Haltung der einzelnen Gestalten innerhalb dieser Gruppen bleibt gewahrt.

Auf den meisten mir bekannten Stücken steht (heraldisch) rechts vom Springenden eine Gruppe von drei Räubern beisammen, zwischen denen eine Branntweinflasche kreist. Auf der andern Seite steht, zum Beschauer gewendet, ein Dudelsackpfeifer, der zum Sprung aufspielt, und der Räuberhauptmann, der dem Springenden mit hochgehobener Flasche zutrinkt. Der Räuberhauptmann lehnt mit übereinandergeschlagenen Beinen an einem neben ihm stehenden Branntweinfass. Dass die wenigen Stücke, bei denen der Räuberhauptmann rechts vom Springer steht, tatsächlich Durchzeichnungen des anderen Typs sind, geht auch daraus hervor, dass der Räuberhauptmann auf ihnen dem Springer mit der Linken zutrinkt (Inventar-Nr. 6, auf Tafel XXV unten wiedergegeben, und Inventar-Nr. 56 des Tatra-Museums sowie das Stück bei Stecki). Die Räuber tragen weisse Hosen, der Hauptmann rote. Auf den meisten Darstellungen tragen alle Räuber

deutlich die breiten und schweren, reich mit Metallnägeln beschlagenen Gürtel, die ebenso auch den Hirten auszeichnen und von denen Tafel XXIII einige Beispiele bringt. Hinter den Räubern ist durch ein paar vielfach recht plumpe Bäume der Wald angedeutet.

Die Mehrzahl aller Stücke zeigt unter oder vor dem Springer einen Kessel. Einige Bilder zeigen neben dem Kessel rechts und links noch kümmerliche pflanzliche Motive (Inventar-Nr. 5 und 56 des Tatra-Museums) bzw. hinter oder auf dem Kessel drei kleine bäumchenartige Gebilde aus dünnen Strichen. (Die abgebildeten Nr. 6 auf Tafel XXV und 2390 auf Tafel I.) Auf beiden Bildern sind die Bäume im Hintergrund völlig anders dargestellt, an Jungwald kann bei diesen „Bäumchen" bei den Kesseln also nicht gedacht werden. Ich halte sie für entartete Reste einer Lebensbaum- oder Dreisprossdarstellung, die ja zum Kessel gehört. In der sonst unmotivierten Strichelung am Fuss des Baumes, die unter dem Springer des Bildes Nr. 2389 auf Tafel XXV oben sichtbar ist, möchte ich einen letzten Nachklang dieser Darstellung sehen.

Die sehr rohe und grobe Gruppe von Räuberbildern, von der Nr. 2389 eine Vorstellung gibt, ist sehr zahlreich, zu ihr gehören ausserdem noch die Inventarnummern 1, 2, 3, 2388 und 2665 des Tatra-Museums und das in dem Sammelband „Umění na Slovensku" zwischen den Seiten 1185 und 1186 farbig wiedergegebene Stück aus dem Museum in Turčansky Sv. Martin. Das letztere Stück wird dort in die Zeit um 1800 gesetzt. Wenn dieser Ansatz auch weniger vorsichtig als der des Tatra-Museums ist, so kann er doch gelten. Unter sich zeigen diese Stücke eine recht enge Verwandtschaft, sie gehören zweifellos in den Zusammenhang einiger voneinander abhängiger Werkstätten. Auf Nr. 3, 2388 und 2665 ist der Kessel zu einem bedeutungslosen kleinen Anhängsel geworden, das unter dem stark verbreiterten Stamm eines Baumes sitzt; auf Nr. 2 und 2389 fehlt der Kessel vollkommen. Nur auf Nr. 2665 und dem an dieser Stelle stark zerstörten Stück Nr. 1 dürfte er deutlicher und mit Geld gefüllt dargestellt gewesen sein.

Wir sehen, dass in den Räuberbildern noch ein gutes Stück volkstümlicher Überlieferung steckt. Einen eigenen Typus, von dem mir nur dieses eine Stück bekannt ist, stellt Inventar-Nummer 7 des Tatra-Museums dar, ebenfalls bei Stecki auf Tafel IV (unten) abgebildet. Zwei Räuber tragen an einer dünnen Stange einen wohl als Schatzbehälter gedachten Kessel durch den angedeuteten Wald. Darin ist ein zweifellos sehr eigenartiges Stück zu sehen, das vielleicht das Ergebnis eines Versuchs zu selbständigerer Behandlung der Räuberlegenden ist. Volkskundlich ohne besonderes Interesse ist ein Einzelstück aus dem 20. Jahrhundert, ein einzelner stockaxtschwingender springender Räuber, der wohl nach einer Illustration gezeichnet ist. Er ist nur als Beleg für die Bedeutung, die der Überlieferung von den Räubern auch heute noch im Podhale zugemessen wird, von Wert. Die Bilder von der Braut oder Geliebten des Janosik, die als Góralin gilt und von denen Tafel XVIII ein Beispiel bringt, wurden schon erwähnt.

Räuber und Männerbund

Ob der dargestellte Initiationsritus bei den historischen Räuberbanden tatsächlich von Bedeutung war, wissen wir nicht. Es ist aber anzunehmen, dass solche alte männerbündische Einrichtungen auch bei den Räubern bewahrt wurden, wenigstens bei den sich in der Hauptsache aus den Hirten rekrutierenden Gruppen, wenn wir bedenken, dass die Volksüberlieferung vor allem an diesem Element so sehr festhält und das kaum ohne Grund getan haben wird, ferner, dass solche Aufnahmeprüfungen auch durchaus dem Wesen des Räubertums entsprechen und aus der Welt der Hirten und Jäger mitgebracht worden sein können. Es sind die gleichen kennzeichnenden Einrichtungen, wie sie überall in den Burschenschaften auftreten und über die ja so reiches Material vorliegt. Gerade von diesen Burschenschaften führt auch überall über den „kultischen

Besuch" der Weg zu Gewalttätigkeiten und Raubhandlungen, so dass wir im Podhale bzw. der Slowakei mit dem Aufkommen unsicherer Verhältnisse oder starker sozialer Spannungen geradezu das Herauswachsen von Räuberbanden aus den organisierten Hirtengemeinschaften, wie sie uns als Wanderhirten nach Ungarn bezeugt sind, erwarten können.

Leider wissen wir über die Zusammenhänge zwischen dem alten Bergbau und seinen männerbündischen knappschaftlichen Einrichtungen und dem Hirtentum der Karpaten nichts, es wäre auch hier eine Verbindung zu deutschen Einflüssen möglich neben dem Hereinwirken einer sehr alten, mittelalterlichen Schicht deutschen Hirtentums aus den deutschen Siedlungen, wie es Hołub-Pacewiczowa andeutet. Da wir über die männerbündischen Einrichtungen des Ostens noch nicht hinreichend unterrichtet sind, wird die Entscheidung über die Herkunft der in der volkstümlichen karpatischen Tradition über die Räuber sich spiegelnden männerbündischen Elemente und der mit ihnen in Verbindung stehenden Versatzstücke, wie des Kessels mit den Dreisprossresten und anderes, noch länger nicht zu treffen sein.

Schatzführer und Schatzsucher

Eng mit den Erzählungen von den Räubern und ihren Schätzen sind im Podhale, ja in den ganzen Karpaten, Schatzsuchergeschichten und Berichte über Schätze verbunden, die noch verborgen sind und dem Finder grossen Reichtum versprechen. In den Bergen der Tatra und der Pieninen sind nach Überzeugung der Góralen auch heute noch viele solcher Schätze verborgen, und in einigen Familien sollen sich auch noch ängstlich gehütete schriftliche Anweisungen forterben, wie zu diesen Schätzen zu gelangen ist. Im 18. Jahrhundert ist wohl die Hauptflut dieser Schatzführer gewesen, von denen eine Zusammenstellung von Chrościński (1905) zeigt, dass die karpatische Schatzsucherei zweifellos nicht von den gleichzeitigen Erscheinungen anderer Länder mit ihrem kabbalistischen Hintergrund zu trennen ist. Auch bei den Zipser Deutschen waren solche Handschriften mit Anweisungen zum Auffinden der Schätze verbreitet. Trotz der Geheimhaltung solchen Wissens durch seinen Besitzer sind noch für das vergangene Jahrhundert mehrfach Versuche von Podhalanern bekannt, die verborgenen Schätze aufzufinden.

Neben den Berichten über von den Räubern verborgene Schätze gibt es auch noch einige Überlieferungen, die einen wesentlich älteren Eindruck machen, so wenn z. B. die zwölf Apostel aus Gold in einer Schatzhöhle verborgen sein sollen oder wenn auf einem Tatrasee eine goldene Ente schwimmt. Diese Erzählungen führen vielleicht zum mittelalterlichen Bergbau zurück.

BRAUCHTUM UND ÜBERLIEFERUNG

Brauchtum und volkstümliche Überlieferung der Góralen, besonders aber der Podhalaner, weisen viele höchst eigenartige Züge auf, die von sehr grosser Altertümlichkeit sind und dazu dem Podhale bzw. dem Góralenland eine sehr klare Sonder- und Einzelstellung gegenüber den eigentlich-polnischen Gruppen und deren Kulturentwicklung geben. Wie schon gesagt, ist die Aufnahme der Materialien zur Erforschung des Brauchtums und der Überlieferung der Góralen sehr uneinheitlich und ungleichwertig geschehen; für wichtige und zur Bewertung der Stellung des podhalanischen Volkstums zu seinen sämtlichen Nachbarn und für die Aufschliessung der weiteren Verbindungsfäden podhalanischer Wesensart sehr entscheidende Teilbereiche fehlt bisher sowohl eine Materialniederlegung wie -verarbeitung.

Ein Teil des Überlieferungsgutes ist schon unter den Stichworten Jäger und Räuber behandelt worden. Die Gesamtheit des volkstümlichen Saggutes der Podhalaner soll mit zugehörigen Dingen in grösserem Zusammenhang behandelt werden und wird daher im folgenden nur gestreift, obwohl gerade hierzu schon reichliches und gut zugängliches Material vorhanden ist.

Die Träger von Brauch und Überlieferung

Die Erhaltung von Brauchtum und Überlieferung ist an das Vorhandensein aktiver Träger gebunden. Das Brauchtum ist durch seine jährliche Wiederholung in der Gemeinschaft bzw. durch seine Bindung an besonders eindrucksvolle und bedeutende Abschnitte im Leben des einzelnen dauernd einem grossen Personenkreis in lebendiger Erinnerung. Das genügt für die „richtige" Weiterführung. Diese ist erst bedroht, wenn sich die ganze Einstellung der Menschen zum Leben der Vorväter ändert. Im Podhale ist vom Jahreskreis- und Lebenslaufbrauchtum noch vieles lebendig, aber es wird jetzt doch ernsthaft durch die immer mehr um sich greifende Wandlung des Denkens gefährdet. Auch Musik und Tanz können noch als erfreulich lebendig angesehen werden.

Anders liegt dies beim Saggut. Dieses ist erfahrungsgemäss an eine sehr kleine Zahl aktiver Träger gebunden, die einmal altes Überlieferungsgut in sich aufgenommen haben und es auch wieder weitergeben, dabei manchmal eine Neuformung vornehmen, die nicht so ohne weiteres wie beim Brauchtum einer raschen und einfachen Kontrolle zu unterwerfen ist. Das Podhale hat eine grosse Zahl solcher Überlieferungsträger besessen, die im Vergleich zu der Zahl seiner Volkstumsangehörigen Zeugnis von der einstigen Bedeutung des Sagguts im podhalanischen Geistesleben ablegen.

Unter ihnen ragt besonders Jan Krzeptowski Sabala hervor, der im vorigen Jahrhundert lebte. Als eine Art Universalkünstler wurde er zu einem Sinnbild góralischen Volkstums. Seine Person ist sehr anziehend und bietet eine Fülle volkskundlich-psychologischer Probleme dar, die hier nur angedeutet werden können. Sabała hat zweifellos in seiner Jugend als Hirte und Begleiter eines älteren Jägers die damals gerade unter Hirten und Jägern noch viel reichlicher als heute fliessenden alten Erzählungen in sich aufgenommen. Aber er hat sie in eigener Form wiedergegeben, sicher vielfach umgeprägt und zudem noch Momente eines — subjektiv sicher vorhandenen — persönlichen Erlebens hineingetragen, die es oft schwer machen, in seinen Berichten und Erzählungen die schon von ihm übernommene alte Überlieferung in ihrer alten Gestalt klar herauszufinden und von seiner Eigenerfindung zu trennen.

Nun besitzen wir ausserdem noch eine reiche Fülle anderer Quellen, die uns darüber hinweghelfen. Diese reichlichen Aufzeichnungen góralischen Sagguts dürfen uns aber nicht darüber täuschen, dass mit ihnen wahrscheinlich zugleich auch ein Grossteil anderer lebendiger Quellen der Volksüberlieferung verstopft wurde. Die alte Generation, die noch selbständiges, von der schriftlich niedergelegten Aufzeichnung des Sagguts unbeeinflusstes Erzählgut besessen hat, ist tot. Die junge Generation hat sich in einem Wandel der Einstellung vielfach nicht mehr sonderlich um die alten Geschichten gekümmert; Motorrad, Rundfunk und Zeitung waren zweifellos interessanter als das, was die alten Leute zu erzählen wussten. Und wenn dann einmal das Interesse oder Bedürfnis nach altem einheimischem Saggut noch wach war, dann hatte die junge Generation durch die Schule und auf vielfältigen anderen Wegen die durch das Buch sozusagen normierten, „richtigen" Erzählungen kennengelernt. Das Buch hat nicht nur das lebendige Merken und Erzählen vernichtet, man konnte ja nachlesen und vorlesen, sondern auch zahllose Spielformen gedruckter Erzählungen und so manches andre, nicht gedruckte Stück verdrängt und aus dem Überlieferungsgang gelöscht. Die Saggutüberlieferung des Podhale ist durch die frühzeitige und reiche Aufzeichnung weitgehend literarisiert worden. In einem podhalanischen Haus, in das einmal ein gedrucktes Saggutbuch gekommen ist, hat die Eigenüberlieferung kaum mehr viel Platz. Damit ist der Volkskunde aber zweifellos viel verlorengegangen, wenn auch anerkannt werden muss, dass die vorhandenen Sammlungen höchst verdienstvoll uns vieles bewahrt haben, was ohne sie kaum mehr bekannt wäre.

Brauchtum und Sitte im Jahreslauf

Das podhalanische Jahreslaufbrauchtum ist zwar nicht übermässig reich, aber doch gut entwickelt und besitzt alle wichtigen Grundbestandteile. Im einzelnen kann vielleicht von einer gewissen Armseligkeit gesprochen werden — ist das als Folge der wiederholten Harmonisierungsbrüche im podhalanischen Kulturwerden anzusehen oder einfach Wirkung der Abgeschiedenheit des Landes, die viele reichere Ausgestaltungen nicht eindringen liess oder sie sogar langsam zum Schwinden brachte?

An den Weihnachtsabend ist eine ganze Reihe von Vorhersagen geknüpft. In den Weihnachtsfeiertagen und am Stefanstag ist das Haferwerfen gebräuchlich; es wird auch zu Neujahr wiederholt und ist zu einer Art Heischeumzug entwickelt. Auch Zigeuner und Bettler ziehen singend und spruchsagend um.

Von der Adventzeit bis zum Dreikönigstag fanden früher lärmende Umzüge von Klappermasken statt. Der turoń, eine Wildstiermaske, die sich seit dem Aussterben des Wildstiers im Spätmittelalter immer phantastischer entwickelt hat, ist eine der Hauptgestalten dieser Umzüge. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der turoń noch in Neumarkt lebendig; heute soll er vielleicht noch in einigen abgelegenen Dörfern des Podhale umziehen, so in Dzianisz, Witów, im benachbarten Ratułów, Chocholów und Czarny Dunajec. (Zborowski mdl.) Beim turoń wird ein Holzgerüst mit zottigem Hundefell oder Schaffell, auch mit Igelhaut überzogen, der Unterkiefer kann mit einer Schnur auf- und zugeklappt werden. Im aufgerissenen Maul blecken blanke Zähne, und eine lange rote Zunge lässt das Maskentier, das dumpf mit dem Unterkiefer klappert, unheimlich genug erscheinen. Dieser Kopf sitzt auf einer Stange, der Träger hängt eine Decke oder ein Laken um. Neben dem turoń sind noch eine Ziegen- und eine Storchmaske beliebt gewesen.

Ausserdem war ein szenisches Weihnachtsspiel bekannt, in dem ein baca, drei Hirten, ein Engel und ein Alter in Pelzmaske, von dem die Spieler aber keine besondere Bedeutung mehr wussten, auftraten. Der Text selbst ist stark mit verderbten slowakischen Brocken durchsetzt, das kann wohl als Hinweis auf die Herkunft dieses szenischen Spiels gelten, das somit aus der Betrachtung altpodhalanischen Brauchtums auszuscheiden hätte.

Der 2. Februar (Mariä Lichtmess) hiess früher im Podhale Muttergottes der Bären, weil an diesem Tag der Bär erstmals aus seinem Winterschlaf erwachen soll. Der 25. März (Mariä Verkündigung) hiess góralisch früher Muttergottes der Frösche, er ist wohl als Frühlingsbeginn anzusehen. Das geläufige Frühlingsbrauchtum des Begiessens mit Wasser und Schlagens mit Ruten ist auch im Podhale bekannt und beim jungen Volk ebenso beliebt wie anderswo. Hingegen ist die Sitte des Ostereierbemalens früher vollkommen unbekannt gewesen, sehr im Gegensatz zu vielen karpatischen Nachbargruppen, die als wahre Künstler im Ostereierbemalen gelten können. Durch die Schule wurde aber in den letzten Jahrzehnten das Ostereierbemalen eingeführt, so dass es heute bekannt ist und vielleicht sogar Aussichten hat, zum allgemeinen Brauch zu werden.

Zu Pfingsten werden grosse Feuer auf den Hängen der Berge abgebrannt. Brennende Scheiben werden geworfen, Spiele, Tanz und Gesang machen den Tag zu einem richtigen Tag der Freude und Festlichkeit. Von einer Verlegung von Sonnwendfeuern auf die Pfingstzeit unter kirchlichem Druck oder wegen der Almwirtschaft, wie mehrfach vermutet wurde, kann keine Rede sein, es ist im Podhale zweifellos eine alte zeitliche Festsetzung des Feuerbrennens erhalten geblieben, während anderswo unter romantizistischen Einflüssen aller möglichen Organisationen das Feuerbrennen immer mehr auf die Sommersonnenwende einheitlich verlegt wurde. Der

kirchliche Einfluss ist im eigentlichen Podhale viel zu jung, als dass er bei dem starren Festhalten der Podhalaner an vielen Überlieferungen jede Spur und auch die Erinnerung einer älteren anderen Zeitansetzung — etwa auf den Mittsommertag — hätte verdrängen können.

Nach der „kalten Sophie" findet der Almauftrieb statt. Bestimmend für den Tag sind die Wetterverhältnisse und die Weglängen, die zurückzulegen sind, so dass kein einheitlicher Auftriebstag anzugeben ist, sondern die Almauftriebe sich über mehrere Wochen verteilen. Früher wurden die Almauftriebe sehr festlich begangen, doch ist diese Sitte schon im vorigen Jahrhundert allmählich geschwunden. In den letzten Jahren machte sich aber das Bestreben nach einer Erneuerung des festlichen Almauftriebes geltend. Im Herbst folgt der einst ebenfalls festlich begangene Almabtrieb.

Am Totentag besuchen die Podhalaner die Gräber und brennen auf ihnen Lichter. Auch Feuer sollen zu Ehren der Toten abgebrannt werden. Zweifellos ist darin eine ältere Form zu sehen.

In der Adventzeit beginnt das Leben in den Spinnstuben, in denen der Höhepunkt bäuerlicher Geselligkeit liegt. Die Burschen leisten den Mädchen Gesellschaft, die sich abwechselnd in den Häusern versammeln; die alten Märchen, die Überlieferungen und Erzählungen von den Räubern und Hirten, Schatzsuchergeschichten und Gesang verkürzen die Zeit. Die Spinnstuben sind heute noch durchaus lebendig.

Brauch und Sitte im Lebenslauf

Das Lebenslaufbrauchtum zeigt sich in seinen einzelnen Teilen verschieden widerstandsfähig gegen die andrängende Welle moderner Brauchtumslosigkeit. Das Hochzeitsbrauchtum soll noch recht lebendig sein, anderes dürfte schon stark geschwunden sein.

Bei der Geburt eines Kindes wurde die Stube, in der die junge Mutter lag, mit einem Tuch in zwei Hälften geteilt. Auch die Tür wurde in diese Teilung einbezogen. Im einen Abteil fanden sich die Besucher zusammen, im anderen lag die Wöchnerin, zu der nur die Frauen durften. Die kirchliche Taufe ist heute wie in anderen katholischen Gebieten recht bald nach der Geburt. Früher aber, als im eigentlichen Podhale noch keine geregelte Kirchenpraxis bestand, wurden Kinder nur bei Gelegenheit in den weit entfernten Kirchen getauft. Es kamen auch Taufen in ziemlich weit vorgeschrittenem Alter vor.

Der Heirat ging ein Vertrag voraus, der über die aus Vieh und Geld bestehende Mitgift bestimmte und mit einem Trunk bekräftigt wurde. Bei der Hochzeit spielen die Burschen als Begleiter des Bräutigams und die Mädchen als Begleiterinnen der Braut noch eine gewisse Rolle. Als Zeichen des Junggesellenstandes tragen der Bräutigam und seine Begleiter auf der Brust oder am Hut ein buntes Gebinde, das nach seinem Namen „Federchen" zu urteilen früher wohl ein Federbund war. Wenn das junge Paar aus der Kirche kam, wurde es von maskierten Kindern erwartet. Nach der Rückkehr von der Kirche führen die Frauen die junge Frau abseits von den Männern und quälen sie, bis sie weint. Dann wird sie zurückgeführt und dem jungen Mann gezeigt, auf den Tisch gesetzt, und nun geben die Gäste ihr Geldgeschenke. Die Mädchen überfallen den jungen Mann, der erst bei seinen Begleitern Hilfe sucht, sich aber doch schliesslich ergibt. Die Mädchen nehmen ihm das Gebinde vom Hut, als Gegenleistung für die Zöpfe, die der jungen Frau früher abgeschnitten wurden. Die junge Frau wird von den älteren Frauen aus der Mädchengemeinschaft ihrer Begleiterinnen freigekauft. Tanz bildet mit dem festlichen Mahl dann den Höhepunkt der Feier.

Der Sterbende wurde aus dem Bett genommen und meist auf Stroh unter dem Deckenbalken auf den Fussboden gelegt und bekam eine Kerze in die Hand. Jäger und Räuber mussten einen magischen Kreis um sich zeichnen, damit sie nicht dem Teufel anheimfielen.

Es gibt eine Überlieferung, die sich sehr zähe zu erhalten scheint, wonach in einer ferneren Vergangenheit alte Leute im Walde ausgesetzt worden sein sollten. Aber schon die um die Jahrhundertwende Alten hatten dies selbst nur in der Jugend von alten Leuten als eine vergangene Sitte erzählen gehört. (Zborowski 1932.) Da diese Überlieferung in verschiedenen Dörfern anzutreffen war, bevor sie noch durch literarische Einflüsse verbreitet worden sein konnte, muss ein richtiger Kern in ihr stecken. Allgemeine Aussetzung der Alten ist aber doch selbst bei den „wildesten" Sitten unwahrscheinlich, es mag sich um Einzelfälle in Hungerzeiten gehandelt haben. Hingegen dürfte richtig sein, dass die Altpodhalaner, bevor sie unter stärkeren kirchlichen Einfluss kamen, die Toten nicht kirchlich einsegnen und beerdigen liessen, sondern im Wald aussetzten oder begruben. Friedhöfe, die vor der Errichtung der kirchlichen liegen, sind im Podhale bisher nicht bekannt, so dass durchaus mit der Möglichkeit zu rechnen ist, dass keine geregelten Gemeinde- oder Sippenbegräbnisstätten bestanden, sondern wahllos beerdigt bzw. ausgesetzt wurde.

Volksmedizin und Aberglaube

Die góralische Volksmedizin war höchst einfach; Salben, Schnaps, ein Lager im heissen Hafer auf oder im Ofen, möglichst alter Speck und allerlei Kräuter galten als einzig wirksame Mittel neben Amuletten und den Sprüchen, Segen und Zeremonien alter Frauen, die oft weither geholt wurden. Besonders gefürchtet war die Gicht, die als „Gast" bezeichnet wurde. Sie galt als schwer heilbar und als Ursprung aller Krankheiten, die launenhaft sich dann bemerkbar machte, wenn ihr irgend etwas nicht gefiel. So sollte dem „Gast" u. a. auch das Knirschen des gefrorenen Schnees im Winter missfallen. Es schimmert da ersichtlich noch eine sehr dämonistische Auffassung durch.

Die Seele eines Selbstmörders findet keine Ruhe, sie kehrt als Wiedergänger, als Vampir zurück und ängstigt die Menschen, ja, der Vampir kann den schlafenden Menschen töten und auch anderen Schaden anrichten. Mit magischen Praktiken kann man sich dagegen schützen. Der Tote wird nicht auf dem Kirchhof eingegraben, am besten ist es, ihn in Stücke zu schneiden und zu verbrennen. Noch im Jahre 1864 musste der Zakopaner Pfarrer Stolarczyk seine ganze Autorität einsetzen, um zu verhindern, dass die Leiche eines Selbstmörders wieder ausgegraben und verbrannt wurde. Als in dem betreffenden Jahr ein sehr früher, strenger Winter kam, schrieb man das in Zakopane dem Begraben des Selbstmörders in der Nähe des Kirchhofs als Folge zu. Auch die Einwohner von Poronin sollen den Selbstmord eines wandernden slowakischen Handwerkers dem Pfarrer verheimlicht haben und den Toten nachts auf einem Kohlenmeiler an der Grenze zur Nachbargemeinde Bukowina verbrannt haben. Den Rat dazu hatte ein baca gegeben. Die Einwohner von Poronin stritten diesen Fall zwar ab und stellten ihn als böse Nachrede der Zakopaner hin, aber der Bericht beweist uns die Lebendigkeit dieser Vorstellungen noch im vorigen Jahrhundert. (Zborowski 1932.)

Übrigens ist in einem Dorf der Zips noch knapp vor dem ersten Weltkrieg ein alter baca ausgegraben und verbrannt worden, weil er Regenmangel verursacht hatte.

Wie schon erwähnt, sind mit dem Hirtenleben und der Milch- und Käsewirtschaft besonders viel Furcht vor Zauberei und abwehrende Praktiken verbunden.

Gestalten des Sagguts

Eine besondere Stellung nehmen im podhalanischen Saggut die schon besprochenen Überlieferungen von Räubern, verborgenen Schätzen, Schatzsuchern und Geschichten aus dem Hirten-

leben ein, in ihnen und in anderen Erzählungen sind zahlreiche Gestalten der volkstümlichen Überlieferung lebendig.

Die Schätze werden oft von Geistern bewacht. Im Berge Mnich („Mönch") beim Meerauge sehen die Podhalaner einen Mönch mit Kapuze, in dem Berge liegt ein Schatz. Solche Bergmönche führen die Menschen im Gefels auf Irrwege. Die Tatra selbst gilt als versteinerter Drache; in den zahlreichen Tatrahöhlen gefundene Knochen eiszeitlicher Tiere gelten als Drachenknochen, sie haben die Phantasie der Góralen und die Literatur des 18. Jahrhunderts sehr beschäftigt.

In den Bergen, in Löchern in Geröll und Fels wohnt eine Art von Hexen, die in vielem mit den südslawischen Vorstellungen von den Vilen übereinstimmen. Sie erscheinen den Hirten in Gestalt schöner Mädchen und verführen sie, doch hat das keine schlechten Folgen für die Menschen. Sie rauben den Hirten die Alphörner, setzen sich damit auf die Dächer, blasen und rufen die Menschen an. Sie sind an ihren übermässig langen Brüsten kenntlich, mit denen sie die Wäsche schlagen und sogar die von ihnen Verfolgten verprügeln. Sabała wurde einmal von einer solchen Hexe gejagt, weil er sich nicht mit ihr einlassen wollte. Auch auf Wiesen und an den Bächen wohnen Hexen. Die Hexen vertauschen Kinder gegen Wechselbälge, die man am unmässigen Essen, Trinken und Schreien erkennt. Diese Wechselbälge muss man so lange schlagen, bis sie weinen und ihre Hexenmutter sie wieder gegen das richtige Kind austauscht. Als Schutz vor den Hexen dient die Glockenblume, die jene sehr fürchten. Die Babia Góra im Nordwesten des Góralenlandes gilt als Hexenberg, auf dem sich die Hexen versammeln.

In den Wolken wohnt als Herrscher über Regen und Hagel der Wassermann. Er erscheint in zerrissenen góralischen Kleidern. Durch Regen, Hagel, Überschwemmungen richtet er grossen Schaden an. Auch in manchen der Bergseen, vor allem beim Meerauge, wohnt ein Wassermann. Noch im vorigen Jahrhundert wurde von mischgestaltigen Wunderwesen erzählt.

Früher gab es auch Riesen im Góralenland. Die Sage vom schlafenden Heer im Berg wird im näheren Umkreis des Góralenlandes in der Babia Góra und der Tatra lokalisiert. Es gibt davon eine grosse Anzahl von Spielformen. Sehr kennzeichnend für die Eigenart der alten podhalanischen Überlieferung ist, dass sie viele Sagen nicht als Erlebnis einer sehr fernen Zeit schildert, sondern als eigenes Erlebnis oder das eines Menschen, der noch vor kurzem gelebt hatte. So sollte z. B. dem Sabała ein gelähmter Schmied auf dem Krankenbett erzählt haben, dass seine Lähmung die Strafe für die Übertretung des Verbots sei, von seinem zweimaligen Weg zum Beschlagen der Pferde in den Berg zu den schlafenden Rittern zu erzählen.

Der Teufel wandert in den Wäldern umher. Der Tod gilt als weiblich, Teufel und Todin sind ein Ehepaar. In den alten Schatzführern treten neben kirchlichen Heiligen auch kabbalistische Gestalten als Heilige auf, dem góralischen Volk sind diese aber nicht bekanntgeworden. Über nichtamtliche Heilige war nichts zu erfahren. Die heilige Kümmernis scheint unbekannt zu sein. St. Peterpaul, der als eine Gestalt gefasst wird, ist in den Legenden immer faul und wird von Christus, den er begleitet, zurechtgewiesen. Die heilige Barbara war Schutzpatronin der Bergleute, ihr Tag war auch Wetterlostag. Der Lucientag war der Beginn einer zwölftägigen Frist, die das Wetter des kommenden Jahres voraussagte.

In einer von Sabała überlieferten Erzählung wird berichtet, dass Herrjesus dem Adam eine Rippe ausgeschnitten hätte, um ihm ein Spielzeug zu machen. Die zum Trocknen fortgelegte Rippe stahl ein vom Teufel geschickter Hund, dem Jesus bei der Verfolgung in der Tür den Schwanz abklemmte. Aus diesem Hundeschwanz erschuf Jesus das erste Weib. (Stopka 1897). Der scherzhafte scheinexplanatorische Schluss, dass deswegen grosse Damen Schleppen an den

Kleidern trügen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass in dieser Geschichte Sabałas wohl ein Rest einer auch in Europa schon mehrfach belegten sehr altertümlichen Hundeabstammungserzählung vorliegen dürfte.

Der Bär

Die uns überlieferten Vorstellungen vom Bären gehören mit zu dem altertümlichsten Gut des Podhale. Denn zweifellos sind solche u. a. über den bekannten Jäger und Überlieferungsträger Sabała berichteten Geschichten nicht etwa neu entstanden, sondern Ausdruck uralter Überlieferungen, die sich in dem Kreise der Jäger gehalten hatten.

Die Erlegung eines Bären galt als eine ganz besondere Tat bei den góralischen Jägern. Das ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass der Bär das grösste, stärkste und auch gefährlichste Tier der Tatra und überhaupt der Karpaten war, sondern im Bären wurde etwas Besonderes gesehen. Der Bär galt als ausnehmend klug; man nannte ihn vorsichtshalber meist nur „er". Neben gewöhnlichen Bären gab es in der Meinung Sabałas, der dabei Jagderlebnisse im Auge hatte, auch Tiere, in denen etwas Unheimliches steckte; vielleicht wurden besonders böse und kluge Tiere geradezu mit dem Teufel verselbigt, der ebenfalls ruhelos in den Wäldern umherwandert.

Diese scheue Achtung des Bären als eines irgendwie besonders beseelten Wesens, zugleich gemischt mit dem Verfolgungswunsch des leidenschaftlichen Jägers, spiegelt sich auch in anderen Erzählungen über Sabała, so, wenn dieser in der langen Zeit, in der er das obenerwähnte unheimliche Tier verfolgte, bei seinen Gefährten in einer Art Zwiesprache mit dem abwesenden Tier klagte: „Ich werde dir Hund, dir orawschem Scheusal geben, so viele Jahre, wo wir uns gemeinsam beraten konnten, und du Kerl wolltest meine Gesellschaft nicht. Es war eine Ehre für dich, dass ich dich verfolgte, ich, Jasiek Sabała! Du hast mich nicht geachtet, und nichts. Hast du den Teufel gefressen!" Oder wenn Sabała, nachdem er einen Bären getötet hat und in dessen Tatze einen Stein eingewachsen findet, den Toten anspricht: „Hej, dass du nicht zu mir gekommen bist! Ich hätte dir gleich geholfen, damit du nicht lahm wärst und dich nicht zu quälen brauchtest."

Das führt uns, bei aller Verspottung des toten Tieres, die in diesen Worten liegt, zu dem wichtigsten Bericht. Er sei hier ganz übersetzt, so wie ihn der Jäger Andrzej Tylka aus Kościelisko 1911 Zborowski (1933) gab:

„Ich habe einst einen Bären getötet, als ich noch mit Sabała ging. Wir brachten ihn nach Kościelisko. Es waren damals in Kościelisko viele Menschen, weil Bäume im Walde gezeichnet wurden. Dort waren Dorfleute aus Maruszyna und Czerwienne. Der Bär lag auf dem Wagen, und die Leute besahen ihn und standen herum, weil es immer eine interessante Sache ist, solch ein Bär. Es stand dort auch eine Leiter an das Dach gelehnt, wie gewöhnlich beim Hause. Sabała, da er ein Witzbold war und gerne Scherze machte, stieg auf die Leiter, stand auf ihr, auf der höchsten Sprosse, bekreuzigte sich prächtig und fing an, dem Verstorbenen die Predigt zu halten, wie ein Pfarrer beim Begräbnis. Ich weiss nicht mehr alles, was er damals sagte, aber dessen erinnere ich mich, dass er ihn Onkel oder Taufpate nannte. Er bat ihm ab, dass er ihn manchmal gekränkt hatte, dann sagte er das Grabgebet und stieg herunter. — Aber er sagte dies so lächerlich in seiner altertümlichen Sprache, dass die Menschen zum Platzen lachten. Wenn auch ein Dümmerer tief seufzte und die Mütze für die Seele des Verstorbenen abnahm."

Es könnte nun sein, dass es sich tatsächlich nur um einen tollen Augenblickseinfall Sabałas handelte, der durch die an ein feierliches Begräbnis erinnernde Menschenansammlung geweckt worden war. Aber das ist in grösserem Zusammenhang betrachtet doch unwahrscheinlich. Der

Bär gilt, wie oben zu sehen war und wie auch die Bezeichnung des Lichtmesstages als „Muttergottes der Bären" lehrt, im Podhale als ein besonderes Tier; in Jurgów an der Grenze der Zips gegen das Podhale, einer walachisch benannten Siedlung, ist bis in die letzte Zeit ein Bärentanz bekannt gewesen. Auch wenn das scherzhafte Element in der Predigt des Sabała wirklich den Ausschlag gegeben hat, so ist doch durchaus möglich, dass Sabała bei seiner Neigung zum Scherz, die auch bei anderen von ihm wiedergegebenen Überlieferungen deutlich wird, ein ihm in letzten Resten bekanntes und vielleicht auch von ihm selbst geübtes Bärenzeremoniell ins Lächerliche zog, weil er schon mit einem Bein in einer Art Aufklärungsperiode stand, dabei aber doch immer noch in einem Winkel seines Herzens etwas Ernst damit verbindend. Ich möchte doch sehr daran denken, dass sich, vielleicht aus walachischer Quelle stammend, im podhalanischen Jägertum Reste eines Bärenzeremoniells bekannter Art erhalten hatten. Die sonstige Einstellung zum Bären entspricht dem vollkommen.

Tänze

Die besondere Eigenart der góralischen Tänze war in Polen allgemein bekannt, wiederholt wurden Góralen auch zu internationalen Veranstaltungen als Tänzer entsendet. Hingegen wurde der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses auch im podhalanischen Leben so bedeutsamen Gutes keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Tänze gehören als notwendiger Bestandteil zu allgemeiner Festesfreude ebenso wie zu den winterlichen Zusammenkünften der jüngeren Leute, bei denen Tanz und Gesang das Hauptvergnügen bilden. Zu unterscheiden ist dabei zwischen dem Paartanz und dem Männertanz. Die Paartänze haben verschiedene und komplizierte Schrittarten mit jeweils eigenen Melodien.

Der Dichter Witkiewicz („Na przełęczy") beschreibt diesen als der „Kleine" — drobny — bezeichneten Paartanz: „Der Bursche, welcher mit einem Mädchen diesen Tanz ausführt, stellt in einem kurzen, aber tollen Augenblick der Raserei die ganze Geschichte der Liebe dar. Die Lockrufe der Vögel, das Kollern des Taubers, das Umkreisen der Taube durch den Tauber sind diesem Tanze vollkommen ähnlich. Das Mädchen läuft, steif, gleichgültig, mit kleinen Schritten vom einen Ende der Stube zum anderen und weicht immer dem Burschen aus, welcher mit gesenktem Kopfe, vorgebeugt, stampft, sich schüttelt, sich um sich selbst herumdreht, sich wie ein Toller gebärdet, neben ihr kleine Kreise zieht, während er dabei in die Hände klatscht oder diese nach ihr ausstreckt. Endlich ergibt sich das Mädchen; da macht der Bursche einen Luftsprung, als würde er von irgendwo herausgeschossen, und beide stürzen einander mit heftiger Bewegung in die Arme. Es kann gar nichts mit der Kraft, Leidenschaft und rasenden Heftigkeit dieser durch den Tanz ausgedrückten Werbung verglichen werden."

Der als Räubertanz — zbójnicki — bezeichnete Männertanz wird von einer Gruppe von Männern in einer Schrittart getanzt, die mit dem ukrainischen Saporogertanz und dem Donkosakentanz übereinstimmt. (Pospíšil 1924.) Dieser Räubertanz wird mit der Stockaxt getanzt, die auch zur Figurenbildung gebraucht wird. Durch den Gebrauch der Stockaxt wird der Zakopaner Räubertanz eindeutig in Verbindung zu östlichen Waffentänzen gestellt.

Den Räubertanz, der auf einen von den Tänzern gewissermassen als Einleitung vor der Musik getanzten „Kleinen" folgt, schildert Witkiewicz: „Da beginnt eine Art Raserei, ein Tanz von Verrückten und Besessenen, in welchem auf Grund eines allgemeinen bestimmten Rhythmus jeder einzelne seinem Temperament und seiner rhythmischen Begabung entsprechende Bewegungen und Sprünge verschiedener Art improvisiert. Dieser, ein sanfter Blonder, schlank und geschmeidig, schliesst die Beine, hält sich die Seiten, wirft sich gestreckt in die Luft und lässt

sich seitwärts auf die Erde fallen wie ein ungeheurer Nagel. Dieser mächtige Kerl mit dem roten, in Schweiss gebadeten Gesicht wirft sich klafterhoch in die Luft, zieht die Knie ein, klatscht im Fluge mit den Händen an die Fersen und stürzt polternd nieder. Jener andere trippelt, an seiner Stelle bleibend, mit ausserordentlicher Eleganz und Zierlichkeit herum, vorgebeugt, als sei er von den eigenen Füssen entzückt. Der andere schlägt wütend mit dem Fusse auf dem Fussboden, als wollte er ein Loch hineinschlagen oder die eigene Ferse zerschmettern. Er lässt seinen ganzen Körper schwer zur Erde niederfallen und schnellt plötzlich in die Luft empor wie eine Rakete. Der andere reibt sich die verwirrt blickenden Augen, die Haare stehen ihm zu Berge, er fuchtelt mit den Händen über dem Kopf und scheint verrückt, von irgendeiner Tollheit berauscht zu sein; seine Füsse aber bewegen sich ohne sein Wissen und Wollen an Ort und Stelle zitternd in blitzartigen Zickzackschwingungen. Alle schreien auf, reissen sich jäh herum, stampfen, schleudern Hände und Füsse um sich, scheinen die Zähne eines Rades zu sein, das sich in rasendster Geschwindigkeit dreht. Wieder lässt die Musik etwas nach, die Gebärden werden etwas langsamer, die Tanzenden ergreifen die Stockäxte, haken die Beile ineinander, indem sie sie hoch in die Luft halten und tanzen langsam in der Runde, gleichsam als wollten sie ausruhen. Jedoch plötzlich zieht der Geiger die buschigen Brauen über die tiefliegenden, von dem wie eine Dachtraufe hervorstehenden Stirnbein beschatteten Augen, drückt konvulsivisch die Geige an sich und geigt in noch rasenderem Tempo drauflos, während die ganze Bande der Tänzer mit noch grösserer Unbändigkeit zu tollen und zu wüten beginnt. Hände, Beine fliegen in die Luft, der Stahl der Stockäxte wirft Blitze, alles mischt sich und brodelt durcheinander wie ein Chaos. Es ist offenbar, dass, wenn Hände und Füsse so wirr in der Luft herumfliegen sollen, jenes leidenschaftliche und stürmische Temperament sie tragen muss, welches in den Góralen lebt. Die Raserei, welche sie bei diesem Tanz ergreift, ist so gewaltsam, dass, wenn sie sich vor den Geiger hinstellen, auch die festesten Kerle mit krebsrotem Gesicht vor Erregung leichenblass werden." Es ist wohl richtig, dass sich in diesen Tänzen podhalanisches Wesen ungebrochen ausgedrückt hat; die Änderung und Einengung der gesamten Lebensführung lässt aber auch hier die urwüchsige Form langsam zurücktreten, wie sie dieser Tanz bei den Hirten und einmal wohl auch bei den namengebenden Räubern besessen hat.

Da die Tänze, vor allem auch der Räubertanz, wegen ihrer ausgesprochenen tänzerischen und musikalischen Eigenart seit je auch von den Podhalanern selbst als eine Art nationalen Gutes betrachtet wurden, besteht keine Gefahr, dass sie spurlos verschwinden. Es gibt eine kleine Gruppe von Podhalanern, die über das Mass der tänzerischen Betätigung der Allgemeinheit hinaus dieses alte Gut pflegen und in lebendiger Übung erhalten. Auf diese Gruppe wird auch zumeist zurückgegriffen, wenn für Besucher des Podhale eine Vorführung der alten Tänze gezeigt werden soll.

Wie nötig eine solche bewusste Pflege und Reinerhaltung der alten Tanzüberlieferung aber auch schon im Podhale ist, zeigt ein Vorfall, der sehr bezeichnend für die Gefahren ist, denen eine Volksüberlieferung im Zusammenprall mit der Moderne ausgesetzt ist. Eine Filmgesellschaft drehte in Zakopane den Räubertanz. Dem Regisseur war das Ganze etwas zu wenig auf den von ihm vorausgesetzten Publikumsgeschmack eingestellt, und um den Tanz interessanter zu machen, stellte er — bis dahin nicht dagewesen — eine Góralin in die Mitte des Kreises, um die nun die Männer ihren Tanz mit den Stockäxten ausführten. Diese Neueinführung soll eine Zeitlang im Volke etwas Nachahmung gefunden und in der Meinung der Jüngeren, die noch nicht so traditionssicher waren, erhebliche Verwirrungen angerichtet haben. Wenn sich dieser Vorgang nicht unter den Augen wirklich sachkundiger und an der Aufklärung interessierter Gewährsleute abgespielt hätte, wäre die Auflösung dieses „neuen Brauchtums" später nicht gerade leicht geworden.

Auf den abgelegeneren Dörfern ist die Übung des Tanzes noch lebendig. Immerhin drang aber, wieder von Zakopane her kommend und durch das Sommerfrischlerwesen auch auf die Dörfer geschleppt, mit Rundfunk und Schallplatte der sogenannte moderne Gesellschaftstanz ein. Nun ist der Räubertanz im städtischen Anzug zweifellos komisch, aber hier steht das podhalanische Volkstum vor einer Entscheidung.

Musik

Gelegentlich kamen Musikanten aus Mähren und Zigeuner ins Podhale, indessen besteht eine alte und kennzeichnende eigene Musikübung der Podhalaner. Góralische Musik wird als etwas Eigenartiges schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts erwähnt, zweifellos handelt es sich bei ihr im wesentlichen Kern um altes Gut.

Die Musikkapellen, die zum Tanz aufspielten, bestanden meist aus drei Mann, die ohne jede Notenkenntnis vollkommen zusammengespielt waren und einen oft sehr grossen Reichtum an Melodien kannten. Von diesen Tanzmelodien ist verhältnismässig viel aufgezeichnet und veröffentlicht worden, ebenso von den Liedern der Góralen. (Mierczynski 1930 u. a.) Es war gebräuchlich, dass Bauern aus den wirklich alten und geachteten Familien ihre eigenen Tanzmelodien besassen, die sie oft schon ererbt hatten und die sie von der Musik durch Ansingen für ihren Tanz wünschten. Die Musik klopft den Takt deutlich mit dem Fuss.

Die Musikinstrumente der Kapelle werden von góralischen Handwerkern, früher auch von den Musikanten selbst gebaut. Die erste Geige spielt die eigentliche Melodie mit vielen nach Laune und Stimmung wechselnden Verzierungen, dazu tritt eine zweite Geige und ein Bass, der in der Grösse etwa zwischen Cello und Bass unserer Orchester steht und den Rhythmus betont. Der Klang einer solchen Kapelle ist ein sehr eigenartiger und anziehender, er erinnert, was ja durch den einfachen Bau der Streichinstrumente und die plumpe Gestalt des Schallraumes bedingt ist, sehr an den herben, etwas schwebenden Klang alter Schlüsselfiedeln. Tafel XX, Bild 4, zeigt eine solche von Jan Krzeptowski Sabala selbst angefertigte Geige. Daneben waren im Hirtenleben Flöten und vor allem der Dudelsack gebräuchlich, die letzten Dudelsackspieler gehören einer schon vergangenen Generation an.

Gesungen wird viel und gern; das Liedgut ist daher durchaus lebendig und in einem ständigen Wandel. Wenn es seit einigen Jahrzehnten auch durch den Schlager bedroht wird, so ist ein gewisser Grundstock doch zweifellos sehr lebenskräftig. Die Góralen schätzen ihre Musik hoch ein und hängen sehr an ihr, was auch einzelne Lieder in Worte fassen.

Das alte Lied- und Musikgut ist von grosser Eigenart, wobei noch jeder der bekannteren alten Musiker und Kapellenführer einen beträchtlichen Schatz von eigenen Weisen besass. Die Hauptmasse des góralischen Melodiengutes ist altüberliefert, der Melodienreichtum ist dabei ein sehr grosser und muss in früheren Zeiten eher noch grösser als heute gewesen sein; neben den überlieferten Weisen entstehen aber auch wieder neue, die heute freilich sehr an Eigenart verlieren. Wenn man vom älteren Musik- und Liedgut die zumeist deutlich kenntlichen ungarischen und slowakischen und polnischen Weisen und Einflüsse abzieht, so bleibt ein zahlenmässig noch immer recht bedeutender Kern von Weisen eines höchst altertümlichen Charakters zurück.

Zierkunst

Die altgóralische Ornamentik ist technisch wie inhaltlich höchst einfach. Stoffe wurden bestickt bzw. benäht; Leder wurde mit Pressmustern geziert, Metall mit groben Punzen bearbeitet. In der Stickerei der Umhangtücher wird der Einfluss der Weiss- und Buntstickerei der Nachbarn deutlich, in der Stickerei und Lederaufnäharbeit der Pelze vor allem das slowakische Vorbild.

In der Hauptsache hat die altgóralische Zierkunst aber das Holz erfasst. Als Werkzeug stand nur das Messer zur Verfügung, es gibt daher in der alten Zeit nur die Ritzverzierung und den einfachen Kerbschnitt. Alle alten Stücke des Tatra-Museums zeigen dies deutlich. Es ist also bei aller Geschicklichkeit, mit der die Podhalaner mit Beil und Messer umzugehen verstanden, kein Ansatz zu einer höheren technischen Entwicklung der Holzzierkunst vorhanden. Dabei ist in der reinen Ornamentik die Ritzverzierung sehr stark vertreten, die als urtümlichste Holzziertechnik daher auch das Gesicht der altgóralischen Zierkunst massgebend bestimmt.

Dieser Unberührtheit der Ziertechnik von fortgeschritteneren und besseren Techniken entspricht auch die Einfachheit der Motive, in denen ebenfalls uralte Überlieferung fortlebte, ohne bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein von komplizierterer fremder Motivik beeinflusst zu sein. Meist erscheinen in der alten Zierkunst pflanzliche Ranken mit der Glockenblume, die eine bestimmte abergläubische Schutzbedeutung hat, daneben vielleicht noch einige andere einheimische Pflanzen. Diese Pflanzenmuster werden in Ritztechnik ausgeführt, die Eintiefung der Blättchen in Kerbschnitt scheint jünger zu sein. Ebenfalls in einfacher Ritztechnik ausgeführt werden einfache Schleifen- und Knotenmuster, tannenbäumchenartige Gebilde und ganz einfache lineargeometrische Flächenfüllungen sowie häufig die Herzmuster, die mit anderen Motiven ausgefüllt werden. In Kerbschnittechnik bzw. gelegentlich auch mit stärker eingetieften Furchenschnitten werden Sechskerbe, Wirbelmuster, Flächenfüllungen mit ganz einfachen Kerbmustern sowie auch Herzen und Hakenkreuze ausgeführt.

Das Hakenkreuz gilt als gutes, unheilabwehrendes Zeichen. Das Hakenkreuz ist seit längerem zu einer Art von Kennzeichen für Dinge geworden, die mit dem Góralentum bzw. überhaupt mit der westkarpatischen Gebirgsbevölkerung zu tun haben. So ist es über der Tür des Tatra-Museums angebracht, und ebenso hatten es die Polen auf die Kragen der Gebirgsschützenregimenter gesetzt. Wegen der weiten Verbreitung des Hakenkreuzes kann aus seinem Auftreten im Podhale nicht sicher auf eine germanische Quelle geschlossen werden.

Zakopaner Schnitzereien

Durch Jahrzehnte gehörte in Zakopane der Andenkenartikelverkauf zu den einträglichsten Geschäften. Um die grosse Nachfrage befriedigen zu können, wurde eine eigene Schnitzerhausindustrie entwickelt. Deren Erzeugnisse wurden als originelle Bauernkunst und als echt góralisch aufgemacht nicht nur durch den Fremdenverkehr, sondern auch unmittelbar weithin verhandelt. So gab es in den polnischen Städten Dutzende von Läden, die mit dem Verkauf solcher „Góralenkunst" ganz gut durchkamen.

Die Schaufenster der zahlreichen Andenkenläden in Zakopane waren bis zum tatkräftigen Zugriff der deutschen Verwaltung der Schauplatz einer Kitschindustrie, wie man sie sich übler nicht mehr vorstellen kann. Schreibtisch- und Nippsachengreuel aller Art, von einer grenzenlosen Geschmacklosigkeit, flüchtig geschnitzt und mit hässlichen Farben bemalt, häuften sich darin zu Bergen. Eine Aufzählung aller Gattungen ist nicht möglich, ein paar Beispiele mögen genügen: Da gab es orientalische Kamelreiter und hölzerne Brieföffner, deren Handgriffe metallenen Hemdspangen nachgeschnitzt waren, die schon erwähnten Stockaxtnachbildungen aus Holz, Góralenköpfe als Briefbeschwerer, kleine tanzende Góralenpaare zu irgendeinem Zierzweck, Räuberhauptmänner, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem letzten Mohikaner aufwiesen, hölzerne bunte Wandteller und Brotteller mit Góralenköpfen oder jagenden oder tanzenden Góralen, Hunderte von Kästchen und Schächtelchen aller Grössen und Formate, jedes überreichlich mit Kerbornamenten, Landschaften, Góralen, Gemsenköpfen, Edelweiss, Disteln und anderem beschnitzt, die Schnitte in blendendheller Naturfarbe des Holzes aus der schwarz- oder sonstwie

farbigpolierten Fläche herausleuchtend — kurzum, was überhaupt an Geschmacksverderbnis geleistet werden konnte, das war hier in überreichem Masse versammelt. Stücke eines reichlich modernistischen und stark manirierten Stils, wie er eine Zeitlang in der Zakopaner Holzverarbeitungsfachschule gepflegt worden war, wirkten daneben noch angenehm.

Hier hat überall die deutsche Verwaltung tatkräftig zugegriffen, die übergrosse Zahl dieser Kitschläden wurde entsprechend vermindert und der Verkauf künstlerisch und handwerklich ausgesprochen minderwertiger Waren untersagt. Zugleich wurde durch die Förderung der besten Heimarbeiter und ihrer Waren und die Schaffung einer entsprechenden Verkaufsorganisation mit einem eigenen Laden in Zakopane ein Vorbild für Heimwerker und Käufer geschaffen, das wenigstens ein sauberes Kunstgewerbe mit starkem góralischem Grundton herbeiführen kann.

Wenn dieser katastrophale Verfall des Wertes der Heimwerkerei des Podhale wohl auch in seiner letzten Ausprägung ein Werk der zwei Jahrzehnte polnischer Fremdenverkehrsförderung war, so lagen die Ansätze zu dieser Stilverderbnis doch schon im vorigen Jahrhundert. Ähnlich wie landschaftsfremde Zuwanderer den schon besprochenen Zakopaner Stil im Hausbau entwickelten, wollten die gleichen Fremden in ihrer sicher ehrlich gemeinten romantischen Schätzung alles Góralischen ihr ganzes Haus mit góralisierten Dingen füllen. Der Hausrat dieser alten Häuser des Zakopaner Stils, von dem die heutige Berufsfachschule für góralische Volkskunst in Zakopane noch Stücke und vor allem zahlreiche Lichtbilder besitzt, war ebenso verunglückt wie der Zakopaner Stil. Schon tief im vorigen Jahrhundert wurden z. B. Schlüssellochbeschläge und Tintenzeuge und Brieföffner von Freunden des góralischen Volkstums nach dem Vorbild der schönsten alten Hemdspangen angefertigt. Zahllose andere ebenso sinnlose Missanwendungen góralischer Zierformen haben neben der Einschleppung vieler fremder Stilelemente das ihre dazu beigetragen, die Hausindustrie des Podhale für den Fremdenverkehrskitsch sturmreif zu machen.

Fremdelemente in der Zierkunst

Als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Zakopane zur Förderung und Belebung der Wirtschaft des armen Ländchens die Schule für holzverarbeitende Gewerbe gegründet wurde, kam ein neuer Quell eines ständigen Fremdeinflusses ins Land. Ein tschechischer Schulleiter führte schon in den 80er Jahren das Edelweiss in die von der Schule gepflegte Ornamentik ein. Bis dahin war das Edelweiss der góralischen Zierkunst vollkommen fremd gewesen, kein einziges der alten Stücke des Tatra-Museums lässt ein Edelweiss sehen. Seither aber hat es sich in der Heimindustrie vollkommen durchgesetzt, da es dem Geschmack der edelweissromantischen Fremden weit mehr entspricht als etwa die alte, sehr einfache Pflanzenranke.

Es folgte in der Schule eine byzantinisierende Richtung, darauf eine góralenfreundliche Richtung, die aber bei allem wissenschaftlichen Interesse für das Altgóralentum doch wiederum neue Elemente in die Zierkunst einführte. Noch vor der Jahrhundertwende war die Distel in die Ornamentik aufgenommen worden, um die Jahrhundertwende begann die Form der Renaissancelilie die alte Glockenblume zu verdrängen. Es folgten nach der Errichtung des polnischen Staates immer abwegigere modernistische Richtungen, die zwar eine gewisse handwerkliche Durchbildung besassen, aber als Ableger überwestlerischer Warschauer Kreise in keiner Weise ins Podhale passten.

Bei dem zur Fremdenverkehrsförderung in einem gewissen Zusammenhang mit den sogenannten regionalistischen Bestrebungen in Zakopane veranstalteten „Fest der Berge“ war eine von der Kitschindustrie reichbeschickte Messe aufgebaut. Zu diesem Fest der Berge wurden auch Abordnungen und Heimwerkerzeugnisse anderer karpatischer Gruppen geholt, durch das Vorbild

und die Nachfrage des Käufers begann seither die Farbe nach dem Vorbild der huculischen Arbeiten in die góralische Andenkenindustrie einzudringen. Bis dahin war im góralischen Stil die Farbe ein unbekanntes Element gewesen, nun begann mit der Farbigkeit sich sein Gesicht nochmals zu ändern.

Es kann bei dem, was diese Heimindustrie produzierte, in keiner Weise mehr von góralischem oder podhalanischem Volkstum gesprochen werden, dieses war nur mehr im Tatra-Museum in den alten, echten Stücken und in den entlegenen Dörfern noch anzutreffen.

Die deutsche Verwaltung hat auch hier eingegriffen und durch eine gründliche Reform die Zakopaner Holzfachschule, die vom polnischen Staat in völliger Verkennung ihrer Aufgabe zu einer höheren Schule mit Gymnasialcharakter umgewandelt worden war, wieder zu einer Pflegestätte sauberer handwerklicher Arbeit gemacht, die ihre Arbeitsvorbilder im altgóralischen Stil und seinen Zeugnissen sucht. Durch die Änderung des Namens der Schule ist dies auch nach aussen hin ausgesprochen.

Figurale und ornamentale Schnitzerei

Eine alte podhalanische Plastik gibt es nicht, es ist durchaus nicht so wie in manchen Gegenden der Alpen, dass da nun etwa eine zwar oft etwas sehr handwerklich betriebene, aber doch von einer starken plastischen Begabung und künstlerischen Gestaltungskraft getragene „Herrgottschnitzerei" bestanden hätte. Eine besondere Begabung für figurale Plastik äussert sich auch nicht in den wenigen Stücken, die das Tatra-Museum an älterer Figurenschnitzerei besitzt. Alles ist da recht steif und bewegungslos und vermochte sich kaum je vom kirchlichen Vorbild zu lösen. Zudem stammen diese Stücke aus dem Neumarkter Land. Aus dem Podhale ist nur ganz selten bekannt, dass dieser oder jener Bauer ein paar Balkenenden, etwa an Schlitten oder in Mühlen, zu Tierköpfen schnitzte.

Anders ist dies schon mit der grossen ornamentalen Schnitzerei, soweit sie mit dem Bauen zusammenhängt. Davon besitzen wir in den alten, gut ausgeführten Schnitzereien an den Deckenträgerbalken manches schöne Zeugnis. Unter dem Einfluss der Zakopaner Schule hat dieser oder jener Schnitzer heute auch recht hübsche Leistungen aufzuweisen. Allerdings ist die Fähigkeit zu eigener Gestaltung dabei nicht sehr entwickelt, vielmehr hängen diese Schnitzer zumeist an irgendeinem Vorbild, darunter auch sonst in der näheren Ausgestaltung recht erfindungsreiche Leute, wie der begabte Schnitzer Stokfisz in Zubsuche, der eine ganze Reihe grosser Holzaltäre geschnitzt hat. Soweit Podhalaner als Plastiker etwas geleistet haben, ist dies eine Angelegenheit akademischer Kunst und nicht von der volkstümlichen Holzzier ausgegangen.

Was heute in Zakopane an Figuralschnitzerei góralischer Heimwerker angeboten wird, ist zumeist auf die Tätigkeit der erwähnten Schule zurückzuführen, dem góralischen Volkstum sind diese Dinge fremd. Aus ihm sind lediglich einzelne der Vorwürfe dieser Schnitzerei genommen, so die Gestalt des Räubers, der, eigenartig genug, in einem modernistischen grossflächigen Stil in jedem Andenkenladen zu sehen ist. Das berührt fast wie ein Sinnbild für die Lage des podhalanischen Volkstums.

(Schluss folgt)

ZU DEN TAFELN

Mit MT werden die Inventarnummern des Tatra-Museums in Zakopane bezeichnet. Die Ortsangaben beziehen sich auf den Ort, in dem das Stück gebraucht bzw. gekauft wurde. Der Herstellungsort ist, wenn bekannt, ausdrücklich als solcher bezeichnet. Die Kaufzeit bezieht sich auf die Erwerbung aus bäuerlichem Besitz durch das Museum oder Privatleute.

TAFEL I

Hinterglasbild aus Zakopane oder Umgebung. MT 2390. Es stellt den Sprung eines neuen Räubers dar. Nach dem Inventar des Tatra-Museums um 1840 entstanden, kann aber noch älter sein. Das gleiche gilt auch für die anderen Hinterglasbilder. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Masse mit Rahmen 38 × 44 cm, sichtbare Glasfläche 30·5 × 37·4 cm.

TAFEL XVIII

links Hinterglasbild aus Krempachy in der Zips. MT 217. Die Geliebte des Janosik, die in der Überlieferung als Góralin gilt. Gekauft 1920. Masse mit Rahmen 28 × 39·4 cm. sichtbare Glasfläche 19·4 × 30·0 cm.

rechts Hinterglasbild aus Witów. MT 43. Schmerzhafte Muttergottes. Der weisse Grund, das eigenartige Gelb und andere Züge stellen dieses Stück zu einer in Orawa häufigeren Gruppe, die auch im Góralenland etwa ein Viertel des vorhandenen Bestandes ausmacht. Gekauft 1913 oder 1914. Masse mit Rahmen 38 × 48 cm. sichtbare Glasfläche 30·2 × 40·7 cm.

TAFEL XIX

Podhalanische Löffelbretter

Nr. 1 aus Dzianisz. MT 2433. Angefertigt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Skoka Harendcki aus Zakopane. Ein gutes Beispiel der einfachen altertümlichen Ritzverzierung. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Länge 50·5 cm.

Nr. 2 aus Dzianisz. MT 371. Gekauft 1920. Länge 45·5 cm.

Nr. 3 aus Witów. MT 2420. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Länge 55·8 cm.

Nr. 4 aus Zakopane. MT 445. Gekauft 1906. Länge 66·6 cm.

Nr. 5 aus Zubsuche. MT 504. Gekauft 1912. Länge 64·3 cm.

TAFEL XX

Podhalanisches Gerät und Holzzier

Nr. 1 Rockenstab aus Zakopane oder Umgebung. MT 1151. Ausschnitt. Ebenso wie Nr. 2 gutes Beispiel der alten Flächenzier. Beide Stäbe sind auf allen Flächen verziert. Die flachen Fussplatten sind nur entlang der Kanten mit einigen Ritzlinien geziert. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Länge des gesamten (hier abgeschnittenen) Stabes 120·5 cm. Länge des verzierten Stückes bis zur Einfügung in die Fussplatte 69·9 cm.

Nr. 2 Rockenstab aus Kościelisko. MT 1150. Ausschnitt. Gekauft 1902. Länge des gesamten (hier abgeschnittenen) Stabes 121 cm, Länge des verzierten Stückes bis zur Einfügung in die Fussplatte 72 cm.

Nr. 3 Milchleistungskerbholz aus Zakopane oder Umgebung. MT 576. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Länge 32·4 cm.

Nr. 4 Geige des Jan Krzeptowski Sabala aus Kościelisko, von ihm selbst angefertigt. MT 981. Gekauft 1893. Länge 53·9 cm.

Nr. 5 Eingelegte Tischplatte aus Poronin. MT 1397. Angefertigt im Jahre 1818 von Bulcyk aus Poronin. Gekauft zwischen 1890 und 1896. Masse 81·1 × 90·0 cm, Höhe der Platte über dem Boden 82·1 cm.

Nr. 6 Milchschöpfer aus Zakopane. MT 840. Gekauft zwischen 1880 und 1896. Höhe mit Griff 17·5 cm, Höhe des Schöpfgefässes allein 10·6 cm.

Nr. 7 Tönnchen aus Maruszyna. MT 4846. Gekauft 1925. Länge 17·1 cm.

Nr. 8 Milchschöpfer aus Zakopane. MT 2457. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Höhe mit Griff 16·8 cm, Höhe des Schöpfgefässes allein 13·7 cm.

Nr. 9 Mörser aus Kościelisko. MT 936. Angefertigt zwischen 1860 und 1880 von Józef Mulica Kolesar aus Kościelisko. Gekauft 1921. Höhe 32·5 cm.

TAFEL XXI

Podhalanische Männerkleidung

Nr. 1 Umhang des Jan Krzeptowski Sabała aus Kościelisko. MT 2017. Der alte, kunstlose Schnitt ist deutlich zu erkennen; das Stück ist im eigenen Haushalt aus zwei schmalen, hausgewebten weissen Filzwebebahnen genäht worden. Jede Stickerei fehlt noch. Gekauft 1894. Rückenlänge 75 cm, Spannweite 152·5 cm.

Nr. 2 Umhang aus Kościelisko. MT 3133. Angefertigt im Jahre 1935 vom Trachtenschneider Stanisław Fatla in Kościelisko. Der Schösselschnitt und die Stickerei sind Ergebnis einer jungen Entwicklung. Die Stickerei an Kanten, Ärmeln und Taschen ist in der Hauptsache blau, die Blumen auf der Brust sind blau und rot. Gekauft 1935. Rückenlänge 85 cm, Spannweite 150 cm.

Nr. 3 Hose aus Kościelisko. MT 1655. Ein Beispiel der verhältnismässig noch wenig entwickelten Stickerei der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Stickerei ist rot. (Die Benähung auf den Knieen diente zur Verstärkung, sie gehört nicht zur Tracht.) Gekauft 1886 oder 1887. Länge 105 cm.

Nr. 4 Hose aus Witów. MT 3950. Angefertigt im Jahre 1908 von Kieta Kaszur in Witów. Während der Schnitt der gleiche wie der des älteren Stücks geblieben ist, hat die Stickerei sehr an Umfang zugenommen. Schwarz überwiegt bei diesem Stück weitaus, Blau und Rot dienen zur Füllung. Gekauft 1928. Länge 105 cm.

Nr. 5 Hirt aus Zakopane (juhas). MT Bildarchiv 793. Aufnahme von T. Studnicki aus dem Jahre 1909. Die Tracht ist vollständig. Der kleinkrempige Hut entspricht der damaligen Mode, heute werden breitere Krempen getragen.

Nr. 6 Hirtentasche aus Ratułów. MT 1913. Angefertigt um 1910. Sie wird in der Art, wie Nr. 5 zeigt, an den Tragbändern getragen. Gekauft 1928. Masse 68×62 cm.

TAFEL XXII

Podhalanische Kleidung

Nr. 1 Ärmellose Männerpelzjacke aus Nowe Bystre. MT 4098. Mit schwarzem Lammfellrand, Lederaufnäharbeiten und Stickerei verziert. Diese verwendet hauptsächlich Gelb, Rot und Blau. Angefertigt um 1864. Rückenlänge 65 cm.

Nr. 2 Frauenmieder aus Zakopane oder Umgebung. MT 2104. Beispiel der alten Brokatmieder. Grundfarbe kremgelb, im Muster hauptsächlich rote und grüne Töne. Der Schnitt ist bis heute bewahrt worden. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Rückenhöhe 29·5 cm, Spannweite 75·7 cm.

Nr. 3 Fausthandschuhe aus Ratułów. MT 4256. Angefertigt im Jahre 1930 von Jędrzej Zawacki. Der angesetzte Daumen ist gut zu erkennen. Gekauft 1930. Länge 28·5 cm. Breite an der Handwurzel 12·5 cm.

Nr. 4 Weissstickerei aus Zakopane. MT 2025. Ausschnitt aus einem Kopftuch. Die Muster zeigen die fremden Vorbilder. Gekauft zwischen 1889 und 1893.

Nr. 5 Lederschuhe aus Zakopane. MT 1599. Der alte Schnitt und die Ziertechnik sind gut zu erkennen. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Länge 25·5 cm.

TAFEL XXIII

Góralische Gürtel

Nr. 1 und 2 Vorder- und Rückseite eines Gürtels aus Zakopane. MT 1812. Gekauft zwischen 1880 und 1896. Höhe 18·5 cm.

Nr. 3 aus Zakopane. MT 1950. Gekauft 1888 von Józef Baran. Höhe 19·5 cm.

Nr. 4 aus Zakopane oder Umgebung. MT 1951. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Höhe 22·5 cm.

TAFEL XXIV

Die hauptsächlichen Typen der góralischen Spangen.

Nr. 1 aus Zakopane. MT 1073. Beispiel eines sehr entwickelten Typs des vorigen Jahrhunderts, mit langem Kettenbehang und Pfeifenreiniger. Ziemlich grobe Arbeit, flach, nur das Herz herausgetrieben. Gekauft zwischen 1880 und 1896. Etwa $^1/_2$ nat. Grösse.

Nr. 2 aus Zakopane oder Umgebung. MT 2614. Beispiel einer schwach gewölbten Rundhaft, im Podhale verhältnismässig selten. Der Ring für die Kette des Pfeifenreinigers später angesetzt. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Natürliche Grösse.

Nr. 3 aus Zakopane oder Umgebung. MT 2590. Wahrscheinlich gegossen. Die Gusstechnik ist dem Podhale verlorengegangen. In den Löchern der unteren Ränder hingen vielleicht Kettchen bzw. Pfeifenreiniger. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Natürliche Grösse.

Nr. 4 aus Zakopane. MT 1865. Flach, vielleicht aus Gusskuchen gearbeitet. Mit Ring zum Anhängen eines Pfeifenreinigers. Gekauft 1912 von Jędrzej Zwijacz. Natürliche Grösse.

Nr. 5 aus Zakopane oder Umgebung. MT 1044. Wahrscheinlich gegossen. In den Löchern des unteren Randes hingen vielleicht Kettchen bzw. Pfeifenreiniger. Gekauft zwischen 1890 und 1906. Natürliche Grösse.

Nr. 6 aus Zakopane. MT 1481. Schwach gewölbt, nur das Herz herausgetrieben. In den Löchern des unteren Randes hingen früher wohl Kettchen und Pfeifenreiniger. Gekauft zwischen 1880 und 1896. Natürliche Grösse.

Nr. 7 aus Ratułów. MT 3872. Angefertigt (im Jahre 1929?) von Andrzej Żołnierczyk Tomsaga aus Ratułów. Schwach gewölbt. Beispiel der jüngsten, technisch und formal sehr verarmten Stücke. Gekauft 1929. Natürliche Grösse.

TAFEL XXV

oben Hinterglasbild aus Zakopane oder Umgebung. MT 2389. Sprung eines neuen Räubers. Entstanden um 1840 (Vgl. zu Tafel I). Beispiel des groben Typs. Gekauft zwischen 1887 und 1893. Masse mit Rahmen 36·2 × 45·0 cm, sichtbare Glasfläche 29·7 × 38·7 cm.

unten Hinterglasbild aus Zakopane oder Umgebung. MT 6. Sprung eines neuen Räubers. Entstanden um 1840 (Vgl. zu Tafel I). Gekauft zwischen 1890 und 1906. Masse mit Rahmen 37·5 × 47·7 cm, sichtbare Glasfläche 30·0 × 40·5 cm.

BUCHBESPRECHUNGEN

Dagobert Frey, Krakau. Berlin: Deutscher Kunstverlag 1941. 48 Seiten und 96 Tafeln.

Die deutsche Kunstforschung hat sich im Raum des ehemaligen Polen bisher im wesentlichen auf die beiden Zentren Warschau und Krakau konzentriert. Während aber das Buch von Gurlitt (Warschauer Bauten aus der Zeit der sächsischen Könige. Berlin 1917) eine verhältnismässig moderne, in der gründlichen und erschöpfenden Behandlung des Stoffes auch heute kaum überbietbare Darstellung gibt, war mit der Beschreibung der mittelalterlichen Kunstdenkmäler Krakaus von Essenwein (1869) das deutsche Schrifttum über diese wichtigste Vorburg deutscher Kunst im Osten auf lange Zeit verstummt. Denn das Krakau-Buch von Lepszy (in der Reihe „Berühmte Kunststätten", Leipzig 1906) kann, wenn auch in deutscher Sprache verfasst, doch nur mit starkem Vorbehalt als deutsche Leistung gewürdigt werden. Von deutscher Seite fiel auf Krakau nur im Zusammenhang der Veit-Stoss-Forschung gelegentliches Licht, vor allem durch das Buch von Lossnitzer, auf dem auch heute noch unsere Kenntnis des für den Osten so bedeutsamen deutschen Bildschnitzers im wesentlichen beruht. Auf eigener Anschauung, ausgebreiteten Kenntnissen und der fleissigen polnischen Lokalforschung fussend, die in dem Krakau-Führer von Estreicher (Kraków. Krakau, 3 Aufl. 1938) eine kompendienhafte Zusammenfassung erfahren hatte, hat Hermann Weidhaas in seinem vorzüglichen Aufsatz „Krakau als Kunststätte" (in: Deutsche Städteführer im Osten I, Leipzig 1940) seit Jahrzehnten das erste, trotz der Kürze der Arbeitszeit und des zur Verfügung stehenden Raumes sehr selbständige und ergiebige Gesamtbild der Krakauer Kunst in deutscher Sprache entworfen. Dank dieser Arbeit sind wir nicht unvorbereitet, wenn nun der deutsche Kunstverlag in seiner ebenso volkstümlichen wie repräsentativen Reihe „Deutsche Lande — deutsche Kunst" ein von einem hervorragenden Kenner verfasstes und mit prachtvollen Aufnahmen geschmücktes Buch über Krakau herausbringt.

Dagobert Frey gibt mit souveräner Beherrschung des Stoffes und in glänzender Sprache eine abgerundete, auf das Wesentliche konzentrierte Schilderung des künstlerischen Wesens der Stadt. Ihm geht es vor allem darum, die hier entstandenen Kunstwerke in das Gesamtgefüge der deutschen Kunst einzuordnen. Im einleitenden Abschnitt „Werden und Wachstum" gelingt ihm eine klare Darstellung der Baugeschichte von Burg und Stadt im Mittelalter. Sie schliesst, mit der Errichtung der Barbakane um die Wende zum 16. Jahrhundert, die der drohenden Türkengefahr gleichsam die kampfbereite Faust entgegensetzt. Der nächste Abschnitt „Die Kunst des späten Mittelalters" beginnt mit den grossen Backsteinbauten (Mogila, Franziskanerkirche, Dominikanerkirche, Dom, Marienkirche, Katharinen- und Fronleichnams-Kirche), deren enge Beziehung zu Breslau und Schlesien (Zisterzienserbauten) klar herausgearbeitet wird, und endet mit dem Krakauer Schaffen des Veit Stoss. Einige Werke der spätgotischen Malerei und Plastik werden etwas allgemein gewürdigt, z. B. der Dominikaneraltar oder die Altarfragmente aus der Florianikirche; die Spezialforschung kann über diese Werke bereits bestimmtere Aussagen machen. In dem Kapitel „Hoch-Zeit und Wende" erreicht die Darstellung ihren Höhepunkt. Die Fülle erlesener deutscher Kunstwerke, die damals in Krakau unter Führung Nürnbergs in später nie wieder erreichter Dichte und Vielseitigkeit entstehen, das gleichzeitige frühe Eindringen italienischer Renaissancekunst aus Ungarn, der jähe Absturz des Deutschtums in den dreissiger Jahren, der erneute, wesentlich durch Danzig vermittelte Durchbruch nordischen Formgefühls flämischer Prägung am Ende des Jahrhunderts — dieses dramatische Geschehen rollt sich spannungsreich vor dem Leser ab. Kürzer und summarischer ist der letzte Abschnitt„Barock und Klassizismus", der weniger auf einzelne Denkmäler eingeht als die künstlerischen Kräfte und Strömungen, die am Bilde der Stadt seit dem Ende der Renaissance formten, umreisst. Überzeugend gelingt der Nachweis, dass die zweite und lang andauernde Welle italienischer Kunst in Krakau ihren Weg vom nördlichen Italien hierher durch den deutschen Südosten (Mähren, Schlesien, Böhmen, Österreich) nimmt und so in bereits eingedeutschter Form nach Krakau gelangt. Im „Rückblick" schliesslich wird das eigenartig zwiespältige Gesicht der Stadt, die an der Wasserscheide zwischen dem Nordosten und Südosten liegt, mit knappen und treffenden Bemerkungen gezeichnet.

So ist ein wichtiges Bollwerk deutscher Kultur im Osten auch geistig zurückerobert und in den lebendigen Kreislauf des deutschen Kunstgeschehens eingegliedert worden. Dem Text folgen ausgewählte, sehr einprägsame Aufnahmen, die im Winter 1939/40 von der Staatlichen Bildstelle gemacht wurden. Man hat das Gefühl, dass ihre streng sachliche, fast preussische Art des Sehens vor allem den norddeutsch herben Zug im Doppelgesicht der Stadt zum Ausdruck bringt.

Es liegt wohl in der eigenartigen Schnittpunktlage der Stadt begründet, wenn sich von diesem Buch aus die fruchtbarsten Ausgangspunkte für die weitere Forschung ergeben. Welche Aufschlüsse für die kunstgeographische Struktur des deutschen Ostraums lassen sich gewinnen, wenn man den Andeutungen des Textes über die in Krakau wirksamen Einflüsse aus den verschiedenen deutschen Kunstgebieten näher nachgeht. Innerhalb der Stadt selbst wäre das Bild um vieles vor allem aus dem Gebiet der darstellenden Künste und des Kunstgewerbes (Malerei und Plastik, Goldschmiedekunst, Buch-, Glas- und Nadelmalerei) zu bereichern. Eine dankbare Aufgabe ist ferner, die Breitenwirkung der deutschen Kunst in Krakau zu untersuchen, wie sie sich vor allem im Hausbau und der bürgerlichen Wohnkultur

äussert. Von dem so gewonnenen Brückenkopf aus kann dann die Forschung, den Auswirkungen der Krakauer Kunst nach Osten folgend, weite Gebiete des Ostraums der deutschen Kunstgeschichte neu erschliessen.

Dr. Ewald **Behrens**, Krakau

Hermann Weidhaas: Krakau im Zeichen des Veit Stoss. Jomsburg 4/1940, 32—58. 23 Taf., 1 Plan „Krakau zur Zeit des Veit Stoss".

Der ungewöhnlich gehaltvolle Aufsatz geht den geschichtlichen Kräften nach, die im Krakauer Werk des Veit Stoss Gestalt gewannen. Die Werke spätgotischer Malerei und Plastik, die vor dem Eintreffen des Meisters in Krakau entstanden, können kaum die Voraussetzung für so monumentale Schöpfungen wie den Marienaltar oder das Königsgrab geboten haben. Es ist vielmehr der kämpferische Geist der am Rande des Reiches aufgebauten Kolonialstadt, der sich am Ende des Mittelalters, im Angesicht der ringsum aufsteigenden Gefahr, diese gewaltigen Denkmäler setzte. In einem gedrängten, sehr selbständigen und kenntnisreichen Überblick schildert der Verfasser die bauliche Entwicklung der Stadt von der ersten Kapelle auf der Burg bis zum Ausgang des Mittelalters. Er bemüht sich, das Eigenwüchsige der Krakauer Gotik aufzuzeigen und ein im Werk des Veit Stoss sichtbares Lokalkolorit damit in Verbindung zu bringen. Dabei kommt es zu aufschlussreichen Exkursen etwa über das Springgewölbe oder die Verbreitung der quadratischen Kirchenräume, die in Krakau durch die Kreuzkirche und die Ungarische Kapelle der Katharinenkirche vertreten sind. Packend ist dann die geistige Lage im spätmittelalterlichen Deutschland geschildert, die, von religiösen Nöten im Innern, von der Türkengefahr von aussen bedroht, auf eine reformatorische Entscheidung hindrängte. Mit Recht weist Weidhaas darauf hin, dass die entscheidenden Taten der deutschen Kunst dieser Generation in den Grenzmarken des Reichs geschehen: Michael Pacher in Südtirol, Bernt Notke im Norden, Veit Stoss in Krakau. Es ist kein Zufall, dass der Tod das Thema der beiden Krakauer Hauptwerke des Meisters bildet — der Tod, dem ins Auge zu schauen und den zu überwinden die eigentliche reformatorische Tat dieser Kunst ist. Um den Tod herum gruppieren sich beim Marienaltar die Lebendigen, auch sie in eindringlicher Wirklichkeit gestaltet: das starke und ergriffene Geschlecht der deutschen Bürger, aus deren Spenden der Altar erwuchs. Und es ist wieder kein Zufall, dass diejenigen, die an dem inneren Geschehen des Altars unbeteiligt bleiben, vom Künstler als Polen gekennzeichnet sind.

Dr. Ewald **Behrens**, Krakau.

Otto Kletzl, Die deutsche Kunst in Böhmen und Mähren. Deutscher Kunstverlag Berlin 1940, 264 Seit., 260 Abbildg. und 1 Karte.

Seit Neuwirts „Geschichte der bildenden Kunst in Böhmen" (1893) ist eine Gesamtdarstellung der deutschen Kunst in dieser wichtigen Kunstlandschaft von deutscher Seite noch nicht wieder versucht worden. Zwar hat die deutsche Kunstforschung Böhmen niemals in dem Masse vernachlässigt, wie das für das ehemalige Polen zutraf. Seit dem Weltkrieg stand aber doch die tschechische Forschung im Vordergrund. Ihre ebenso eifrige wie meistens chauvinistisch einseitige Tätigkeit sollte in einer grossen böhmischen Kunstgeschichte zusammengefasst werden, von der der erste Band (Mittelalter) 1931 erschien (Dejepis vytvarného uméni v Cechách. Teil I. Mittelalter. Unter Mitarbeit von V. Birnbaum, I. Cibulka, A. Matejcek, I. Pecirka u. V. Stech herausgegeben von Zd. Wirth. Prag 1931).

Als deutsche Leistung stand dem in der Nachkriegszeit vor allem das treffliche Prag-Buch Oskar Schürers gegenüber. Nach der Wiedereingliederung Böhmens und Mährens in den deutschen Machtbereich erschien dann zunächst eine programmatische Arbeit von K. M. Swoboda „Zum deutschen Anteil an der Kunst der Sudetenländer" (Brünn — Leipzig 1938), die, vom Sudetenraum ausgehend, allgemeine Fragen zur Kunstgeographie und Nationalitätenfrage des Ostraums aufschlussreich erörtert. Nunmehr legt der Deutsche Kunstverlag in seiner bekannten Reihe einen stattlichen Band vor, der uns das Kunstschaffen Böhmens und Mährens in neuer, eigenartiger und eindrucksvoller Sicht nahebringt.

Otto Kletzl (jetzt Ordinarius für Kunstgeschichte an der Posener Universität) ist gleichzeitig Verfasser des Textes und der hervorragend schönen Aufnahmen, die er, selbst Sudetendeutscher, von Prag aus in jahrelanger Arbeit im Auftrag des Marburger Seminars (Preussisches Forschungsinstitut für Kunstgeschichte) herstellte. Dem Charakter der Reihe gemäss sind die Bilder der wesentliche Teil des Buches. Trotzdem ist der Text nicht als blosse Beigabe zu werten. Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner knappen, gedrängten Sprache vermittelt er eine Fülle interessanter Einzelheiten, ohne zu unübersichtlich zu werden.

Den einführenden Kapiteln „Kunst und Geschichte", „Das Land im Spiegel deutscher Romantik", „Stadtbild" und „Landbauten" folgt die Darstellung der künstlerischen Entwicklung des Bandes von der romanischen Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Kunstwerke, die man bisher mühsam in meist tschechisch geschriebenen Inventaren und Zeitschriften aufsuchen musste, treten uns hier in beglückender Nähe entgegen. Romanische Bauten und Bildwerke, frühe Gotik, Gotik der Kaiserzeit (Karl IV.) und Spätgotik erscheinen in klug ausgewählten Beispielen. In den das Mittelalter abschliessenden Kapiteln „Burgen" und „Gotisches Bildwerk" erreicht die Darstellung einen ersten Höhepunkt. Hier das erregende Nebeneinander strenger Romanik in der Egerer Kaiserpfalz und der zerklüftet aufragenden, im Inneren von dumpfer Mystik durchwalteten Burg Karlstein, dort der dramatische Ablauf spätgotischer Bildkunst von den italienisierenden Hohenfurther Tafeln über die lyrische Süsse der

Krumaner „Schönen Madonna“ bis zu den aufgewühlten, rauschend bewegten Aposteln des Zwettler Hochaltars.

Die Abschnitte über Bauten und Bildwerke der Renaissance erschliessen ein bisher kaum bekanntes, sehr anziehendes Gebiet. In breiter Fülle tritt dann die reiche Welt des böhmischen Barocks vor Augen: Kirchenbauten und Dekorationen des Spätbarocks, Barockbauten der Klöster und des Adels, Bürgerhäuser, Landschlösser und Parks. Fast ein Drittel des Buches ist diesem reichen Sichausleben der künstlerischen Kräfte des Landes gewidmet, die noch heute vielenorts sein Gesicht bestimmen. Mit einem Ausblick auf die stille, besinnliche Kunst der Goethezeit schliesst das Buch.

Es hinterlässt im Betrachter mannigfache Fragen, die vor allem das Verhältnis dieser Kunst zu den übrigen deutschen Kunstgebieten berühren. Ist z. B. die Kunst der sudetischen Randzonen wirklich noch böhmisch oder gehört sie vielmehr den deutschen Nachbarlandschaften Sachsen, Schlesien, Ostmark an? Eine besonders wichtige Frage ist auch die nach der kunstgeographischen Sonderstellung Mährens, jener ebenso wichtigen wie bisher unerschlossenen Kunstlandschaft, die gerade für Krakau und die angrenzenden Gebiete von besonderer Bedeutung ist.

Dr. Ewald **Behrens**, Krakau

Erich Bachmann, Sudetenländische Kunsträume im 13. Jahrhundert. — Ein Beitrag zur kunstgeschichtlichen Volksforschung im deutschen Südosten. — Brünn—Leipzig: Rudolf M. Rohrer-Verlag 1941. 126 Seiten, 25 Skizzen, 74 Abb. und 1 Karte.

Die Habilitationsschrift des jungen Prager Kunsthistorikers verdient in mehrfacher Hinsicht besondere Beachtung. Es handelt sich um eine sehr ergiebige kunstgeographische Arbeit, die die norddeutsch-sächsischen, süddeutsch-bayrisch-ostmärkischen und fränkischen Einflussgebiete in der böhmisch-mährischen Baukunst des 13. Jahrhunderts gegeneinander abgrenzt und mit der damals sich vollziehenden deutschen Einwanderung in diesen Raum in Verbindung bringt. Dabei werden höchst interessante Beziehungen zur Herkunft der Siedler und dem Stadtrecht der Neugründungen aufgedeckt. Es ergibt sich, dass die Einflussphären der nord- und süddeutschen Stadtrechte und die Siedlungs- und Sprachräume ähnlich verlaufen wie die Einflussgebiete der angrenzenden deutschen Baulandschaften. Damit ist ein sehr wichtiger Beitrag geleistet zu einer neuen Kunstforschung, die die kunstgeschichtlichen Vorgänge nicht isoliert, sondern als Teil der Volksgeschichte betrachtet. Eine Karte fasst die Ergebnisse der Arbeit zusammen, in der Darstellung der baugeschichtlichen Zusammenhänge weit über Böhmen—Mähren hinaus nach Schlesien, in die Ostmark und in den Karpatenraum ausgreifend.

Die Arbeit erhellt zugleich die besondere Bedeutung, die den Ordensbauten vor allem der Zisterzienser damals für die bauliche Entwicklung des deutschen Ostens zukommt. Freilich bleibt der Nordosten, vor allem das Gebiet des ehemaligen Polen, ganz ausserhalb der Betrachtung; der Verfasser erwähnt nur kurz die bekannten Beziehungen des Krakauer Doms und der Krakauer Dominikanerkirche zur zisterziensisch beeinflussten Baukunst Breslaus. Eine Erweiterung der Bachmannschen Untersuchung auf den Warthegau und Polen würde wahrscheinlich nicht nur zu ähnlichen Ergebnissen führen, sondern auch manche Beziehungen zwischen „Nordosten“ und „Südosten“ aufdecken.

Dr. Ewald **Behrens**, Krakau

Jahrbuch des Osteuropainstituts zu Breslau 1940. Herausgegeben von Georg Beghagel, Schlesien-Verlag, Breslau 1941.

Die durch den Krieg auf vielen Gebieten fast zur Unmöglichkeit gesteigerte Schwierigkeit, unser heute so notwendiges Wissen um die osteuropäischen Probleme durch die Veröffentlichung abgerundeter und wissenschaftlich sauber durchgearbeiteter Bücher zu vermehren, verweist die wissenschaftliche Ostarbeit immer stärker auf die Aufsatzliteratur einerseits, die enge Zusammenarbeit der auf diesem Gebiete tätigen Institute und Wissenschaftler andererseits. Beidem dient das Jahrbuch des Osteuropainstituts zu Breslau in hervorragender Weise. In zwei einleitenden Aufsätzen bietet es einen Einblick in Aufbau, Arbeits- und Aufgabenbereich des Instituts, seine aus der räumlichen Lage hervorgehende besondere Mission und vor allem seine für jeden Bearbeiter osteuropäischer Fragen wichtige Bibliothek. Eine grosse Reihe weiterer Aufsätze ist sachlichen Problemen Osteuropas gewidmet. Sie zeigen in drei dem Aufbau des Instituts entsprechenden Gruppen, einer kulturwissenschaftlichen, einer wirtschafts- und einer rechtswissenschaftlichen, den geistig wie räumlich weitgespannten Rahmen der Institutsarbeit auf, welche den Inhalt der Zeitschriften des Instituts, der „Zeitschrift für osteuropäisches Recht“ und der nunmehr vierteljährlich erscheinenden „Ostraumberichte“ wertvoll ergänzen.

Greifen wir die wirtschaftliche Gruppe heraus. Sie wird eingeleitet durch eine Studie von H. Brauner über „Böhmen und Mähren in der Entwicklung des deutschen Verkehrs im 19. Jahrhundert“, die besonders die schon immer zentrale Stellung dieses Gebietes vornehmlich im Eisenbahnnetz des Reiches herausarbeitet. In einer ausführlicheren Arbeit über „die Industrie in Posen und Westpreussen“ bietet I. v. Guenther-Swart manch wichtige Vervollständigung ihrer bisherigen Arbeiten über dieses Gebiet, die wegen der schwierigen Erschliessung polnischer Industriestatistiken besonders nützlich sind. Die gleiche Verfasserin wendet sich dann in einem weiteren Aufsatz dem wirtschaftlichen Kernproblem Südosteuropas, der „Bodenbesitzpolitik in Südosteuropa nach dem Weltkriege“, zu, die in knapper und klarer Zusammenfassung wiedergegeben ist. Besondere Beachtung verdient auch der Aufsatz des Herausgebers über „Den Aufbau der Industrie Oberschlesiens im

Wechsel der Zeiten und Wirtschaftsräume", der diesem an sich oft behandelten Problem eine neue Seite abgewinnt, indem es aufschlussreiches Material über die Entwicklung der grossen oberschlesischen Unternehmungen bringt.

So gibt uns das Jahrbuch des Osteuropainstituts einen klaren Spiegel von dem wissenschaftlichen Rang dieser Forschungsstätte. Gerade wegen dieser zweifelsfreien Haltung jedoch sei es erlaubt, auf einen Mangel hinzuweisen, welcher dem wirtschaftlichen Teil, im Gegensatz zu den übrigen Teilen, anhaftet und auf den besonders hinzuweisen ist, weil er einer heute immer weiter verbreiteten Übung in dem wirtschaftswissenschaftlichen Schrifttum entspricht. Wie in fast allen auf Probleme der Wirtschaftskunde oder der Wirtschaftspolitik gerichteten Arbeiten der neueren Zeit ist auch in den Aufsätzen des Jahrbuches die Quellenangabe vielfach dürftig. Durch diese Übung wird nicht nur der vermeintliche Spalt zwischen wirtschaftswissenschaftlicher Theorie und auf unmittelbare wirtschaftspolitische Ziele ausgerichteter Wissenschaftsarbeit formal unnötig bestätigt, sondern auch die Wirkungsmöglichkeit der Arbeiten selbst behindert. Wird es doch auf diese Weise immer schwieriger, einen umfassenden Überblick über das wirtschaftswissenschaftliche Schrifttum zu gewinnen, der durch zeitraubende bibliographische Vorarbeiten nicht in gleicher Weise erhältlich ist. Auch die Quellensuche wird denjenigen, die auf der Arbeit aufbauen wollen, erschwert. So wäre eine ausführliche Quellenangabe den geringen zusätzlichen Zeiteinsatz schon wert, zumal wenn der Verfasser, wie das in den vorliegenden Aufsätzen der Fall ist, so viel eigene geistige Leistung aufzuweisen hat, dass er weder den Hinweis auf seine Quellen noch auch das Übersehen der einen oder anderen Vorarbeit zu fürchten braucht.

Dr. R. E. **Fugmann,** Krakau

Karl Schöpke, Deutsche Ostsiedlung. — Zeitspiegel-Schriftenreihe „Deutschland und die Welt", H. 7/8. — Leipzig: Verlag B. G. Teubner, 1941. 64 Seiten, 5 Kartenskizzen.

Die Schrift will keinen neuen Beitrag zur Forschung liefern; sie ist ein guter geopolitisch-geschichtlicher Aufriss über Ablauf, Ziele und Wirkungen der deutschen Ostsiedlung, weckt allgemein das Verständnis für das sich anbahnende grosse Siedlungswerk des Ostens und vermittelt in gedrängter Darstellung mit den notwendigsten orientierenden Skizzen im besonderen dem Siedlungspraktiker das vorgefasste „gegenwartsnahe und zukunftweisende Richtbild". — Das bisherige „Lebensgesetz der germanisch-deutschen Volksgeschichte" wird von Schöpke gesehen als Wachstum, Bruch, Neubildung, Abbröckelung und Sicherung des Volksbodens (in der Broschüre nach folgenden Kapiteln geordnet: Siedlungsbewegungen und Vorstösse d. Indogermanen u. Germanen, etwa 2400 v. Zw. — 375 n. Zw.; die germanische Völkerwanderung nach Süden und der Zusammenbruch des germanischen Ostens, 375—800; Wiedergewinnung des deutschen Ostens im Mittelalter, 800—1400; Abbröckeln des deutschen Ostsiedlungswerkes in der Neuzeit und deutsche Gegenwehr, 1400—1933). Der Sicherung wird in Zukunft — und damit Verf. ergänzend — die bereits begonnene bewusste Durchdringung des Brückenlandes zum ferneren Ostland (rückgegliederte Ostgebiete und Generalgouvernement) mit vor allem bäuerlichem sowie handwerklichem deutschem Volkstum und dessen planvolle Ausweitung und gelenkte Agglomeration als Forderung und Ziel dieses Lebensgesetzes folgen müssen!

Zu orientierenden und rekapitulierenden Zwecken ist diese einwandfreie Gesamtschau dem Siedlungs- wie Volkstumsgeographen und Historiker zu empfehlen.

Dr. Ernst R. **Fugmann,** Krakau

Fritz Seefeld, Der Deutsche in Galizien — In: Der Deutsche im Auslande, hrsg. v. Dt. Zentralinstitut f. Erz. u. Unterricht, H. 9. — Langensalza: Verlag Julius Beltz, 1937. 80 Seiten, 1 Karte.

Die wichtigsten Abschnitte der bebilderten Schrift, die als erd- und volkskundliches Lesebuch unseren deutschen Schulen in Galizien im besonderen empfohlen werden kann, berichten in historischen Ausschnitten vornehmlich über Gang und Auswirkung der deutschen Besiedlung in West- und Ostgalizien; hierbei ist die Mehrzahl der Schilderungen der theresianisch-josephinischen Siedlungsepoche am Beispiel örtlicher Gründungen (wie Dornfeld bei Lemberg, Mariahilf bei Kolomea) gewidmet. Erzählungen aus Sage, Chronik und Brauchtum sind eingestreut.

Mit der August 1941 erfolgten Eingliederung auch der ostgalizischen Gebiete in das Generalgouvernement ist das gesamte Streudeutschtum Altgaliziens, das erst seit 1806 wirkliches Auslandsdeutschtum geworden war, sich z. Z. Josephs II. und hernach auf Binnenwanderung befand, dem politischen Machtbereich des Deutschen Reiches wieder eingefügt worden.

Dr. Ernst R. **Fugmann,** Krakau

Imma von Guenther-Swart: Grundlagen der Landwirtschaft im Reichsgau Wartheland und im Reichsgau Danzig—Westpreussen. — Nordostschriften der Publikationsstelle. — Leipzig: Verlag S. Hirzel 1941. 116 Seiten, 20 Karten und Tabellen.

Das Büchlein, dessen Textteil neben dem Tabellenanhang ebenfalls stark mit statistischen Angaben nach vornehmlich polnischen Quellen durchsetzt ist, gibt einen Überblick über den agrarwirtschaftlichen Zustand der beiden neuen Reichsgaue im Osten und will damit der Aufbauarbeit der deutschen Behörden dienlich sein. Nach einleitenden Abschnitten über Klima und Bodenverhältnisse geht die Verfasserin auf Grund reichlichen, statistischen Materials ausführlich auf die Unterschiede der Kulturartenverhältnisse, der Ernteerträge und des Viehbesatzes zwischen der preussischen und der polnischen Zeit ein. Durch diese Vergleiche wird erneut

sichtbar, wie sehr diese Gebiete unter der polnischen Herrschaft an Produktionskraft eingebüsst haben, so dass sie nicht einmal den Stand der Vorweltkriegszeit beibehalten konnten. Interessant ist besonders die Gegenüberstellung der heute zu den Reichsgauen gehörenden ehemals preussischen und der früheren russischen Gebiete, die beweist, dass die grosse Kulturscheide zwischen Mitteleuropa und Osteuropa trotz der Vernachlässigung der ehemaligen polnischen Westwojewodschaften noch immer die alte deutsch-russische Grenze ist. Die Überwindung dieses Unterschiedes in der landwirtschaftlichen Leistung und die Angleichung der Gaue an das Altreich sind die in der Zukunft zuerst zu bewältigenden Aufgaben. Schon jetzt kann die Verfasserin nach Angaben von Prof. Blohm einige Zahlen für Ernteerträge und Viehhaltung nennen, die schon für die allernächsten Jahre eine erhebliche Steigerung erwarten lassen.

Einige sachliche Unstimmigkeiten im Text sind zu berichtigen, und die Kreisnamen in den Tabellen bedürfen einer folgerichtigeren Anordnung.

Gisela **Hildebrandt,** Krakau

Manfred Laubert, Die Befreiung von Handel und Gewerbe in der Provinz Posen durch die drei Maigesetze von 1833. — Grenzmärkische Forschungen. Veröffentlichungen zur Erforschung und Pflege der Heimat e. V. in Schneidemühl Nr. 5. — Leipzig: Verlag von S. Hirzel 1941, 192 Seiten.

Der um die Erforschung der Geschichte des deutschen Ostens und besonders der deutschen Kulturarbeit in der Provinz Posen im 19. Jahrhundert hochverdiente Forscher liefert mit dieser Monographie einen wesentlichen und notwendigen Beitrag zur Geschichte der Einführung der Gewerbefreiheit in Preussen. Da diese Massnahmen in der Provinz Posen nicht unmittelbar im Zuge der Stein-Hardenbergschen Reformen erfolgten, sondern erst wesentlich später durch drei Gesetze vom 13. Mai 1883 (1. Gesetz wegen Aufhebung der ausschliesslichen Gewerbsberechtigungen in der Provinz Posen, 2. Gesetz wegen Aufhebung der gewerblichen und persönlichen Abgaben und Leistungen von den Mediatstädten der Provinz Posen, 3. Gesetz wegen Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte in der Provinz Posen) nachgeholt wurden, bilden sie das selbständige, in sich geschlossene Schlusskapitel der preussischen Reformtätigkeit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Auf Grund der reichen Aktenbestände des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Staatsarchivs zu Posen gibt der Verfasser nicht allein eine Darstellung der Reformgesetze (Kapitel 4), sondern zeichnet in den drei einleitenden Kapiteln (1. Die wirtschaftliche Lage der Posener Städte nach 1815. — 2. Die Rechtslage von Handel und Gewerbe der Provinz nach 1815. — 3. Die Stellung des preussischen Beamtentums und die Reformanläufe bis zum ersten Provinziallandtage von 1827) ein allgemeines Bild der Provinz Posen, wie es in den zeitgenössischen Berichten und Projekten sichtbar wird. Ein umfangreiches fünftes Kapitel ist der Durchführung und Auswirkung der Maigesetze gewidmet. Da sich die erdrückende Materialfülle nur teilweise in die Darstellung einarbeiten liess, wurden über 90 Seiten „Anlagen" beigefügt, die nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Verwaltungsmann im deutschen Osten eine Fundgrube unzähliger Anregungen und Hinweise zur gerechten Würdigung der deutschen Verwaltungsarbeit und Kulturleistung in der ehemaligen Provinz Posen darstellen.

Josef **Sommerfeldt,** Krakau

Franz Böhm, Litzmannstadt, Geschichte und Entwicklung einer deutschen Industriestadt. — In: „Unsere Heimat", H. 16. — Leipzig: Verlag S. Hirzel (Historische Gesellschaft f. d. Wartheland), 1941. 147 S. m. Abb., 1 Kt.

Mit der Schilderung der wechselvollen Schicksale von Lodsch-Litzmannstadt im Blickwinkel seiner handwerklich-industriellen Bedeutung ist gleichermassen die reiche Geschichte seines Deutschtums aufgerollt und der grosse Anteil seiner deutschen Bewohner,— 1839 sind 80 vH. der Gesamtbevölkerung Deutsche, 1884 noch 35 vH., d. h. immer noch mehr Einwohner sind Deutsche als Polen — ihrer Kulturkraft und Organisation an der Gestaltung des ostmitteleuropäischen Raumes unterstrichen, dem recht krass auch hier die unheilvolle destruktive Rolle des Judentums gegenübertritt. — Die wichtige Literatur wird angegeben; man vermisst hierbei allerdings die wesentliche Untersuchung von Eugen Oskar Kossmann, Bd. 8 der „Ostdeutschen Forschungen" 1937 (hrsgeg. v. d. Historischen Gesellschaft f. Posen).

Wenn die Darstellung auch nicht den Anspruch einer lückenlosen vollgültigen Stadtgeschichte erheben kann und will, so gibt sie immerhin einen bislang fehlenden ersten industriegeschichtlichen Abriss der „sechstgrössten Stadt des Grossdeutschen Reiches".

Dr. Ernst R. **Fugmann,** Krakau

Die **Bayerische Ostmark.** Land, Volk und Geschichte. Bearb. v. **Scherzer,** Hans, in Verbindung mit 9 weiteren Mitarbeitern. Zeichnerische Ausgestaltung: Scherzer, Conrad. 526 S. mit 128 Zeichnungen, Kartenskizzen, Schnitten und 120 Lichtbildern. München 1941, Deutscher Volksverlag. Geb. 12,80 RM.

Was noch vor zwei Jahren Bayerische Ostmark im Osten des deutschen Grossraumes war, hat diesen Charakter, wenn auch nicht in der Lage zum fremden Volkstum der Tschechen, so doch regional ganz und gar innerhalb des deutschen Machtbereiches verloren. Diese Ostgrenzen sind mindestens 800 km (Generalgouvernement) weiter gerückt. Eine Würdigung des Sammelwerkes „Bayerische Ostmark" im Rahmen unserer Ostfragen-Zeitschriften ist dennoch berechtigt, weil in ihm die eigene Planung der Herausgabe eines geographischen Handbuches über das Generalgouvernement durch die Sektion Landeskunde des Institutes für Deutsche Ostarbeit und ihre

Nachbarsektionen ein neues treffliches Beispiel einer Gemeinschaftsarbeit über einen politisch abgegrenzten Raum zur Diskussion und Nachahmung erhalten hat und seine Wahl in der Problemstellung, Methode und Ausstattung für uns wesentlich ist.

In fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft unter Wissenschaftlern und Lehrern namentlich der Hochschule für Lehrerbildung Bayreuth und der Universität Erlangen, unter Mitwirkung einiger weiterer Forscher und dank der weitgehenden Förderung durch den Gauleiter und Reichswalter des NSLB. Fritz Wächtler und sonstiger Institutionen entstand diese beachtliche Gemeinschaftsarbeit, die in Anlage, Stoffülle, Darbietung und wissenschaftlichem Ergebnis über den üblichen Rahmen einer Landesmonographie hinausreicht; mit dem Werke wird eine ziemlich erschöpfende regionale Erd- und Kulturkunde vorgelegt.

I. Teil. H. Scherzer-Bayreuth zeigt einführend Stellung und Funktion des Gaues Bayer. Ostmark im Gesamtraum der süddeutschen Stufenlandschaft auf, beschreibt das Regionalklima und seine Inwertsetzung für die landwirtschaftliche Nutzung und Siedlungsdichte und schildert nach dieser Überschau die einzelnen Hauptlandschaften der Stufen-, Schollen- und Hügelländer und Waldgebirge nach natur- und kulturgeographischen Gesichtspunkten; die geologischen und pflanzengeographischen Verhältnisse werden hierbei vom Verfasser als seine speziellsten Fach- und Regionalstudien besonders liebevoll und ausführlich behandelt. Charakteristische auswertbare Exkursionsskizzen sind abschnittweise beigegeben.

II. Teil. E. Otremba-Erlangen gibt einen Überblick über Wirtschaftsverteilung und -struktur des Gaugebietes. O. Berninger-Erlangen behandelt die grossen Leitlinien der Verkehrsentwicklung; eine Karte über das mittelalterliche und neuzeitliche System der Verkehrswege ist beigegeben. Bei einer evtl. Neuauflage des Werkes würde man den an sich präzisen wirtschaftsgeographischen Darlegungen eine Erweiterung und Ergänzung wünschen, bei denen die industrielle Entwicklungsgeschichte und die ökonomischen Ursachenreihen und Einflussmomente auf die Landschaftsgestaltung mehr Berücksichtigung erfahren müssen. Neueste wirtschaftsgeographische Literatur ist noch nicht verwertet.

III. Teil. In der Schilderung des geschichtlichen Werdens des Gebietes haben die Bearbeiter (W. Emmerich-Bayreuth und E. v. Guttenberg-Erlangen) gleichzeitig unsere geographischen Erwartungen weitgehend erfüllt, indem die wichtigsten bevölkerungs- und siedlungsgeographischen Momente berücksichtigt wurden. Wir erfahren und erleben die Schicksale des Landes, durch mehrere treffliche Skizzen geführt, von der Alt- und Jungsteinzeit über die Landnahme durch die Germanen bis in die neueste Zeit unserer Geschichte. U. a. wird die Existenz eines vormals „geschlossen siedelnden, im völkischen Zusammenhang stehenden und politisch unabhängigen Slawentums" einleuchtend verworfen (S. 284).

Erst bei näherem kritischem Zusehen wird man gewahr, welche Stoffülle hier, ohne die Lektüre des „Nichthistorikers" allzusehr zu belasten, in flüssigem Stil zu einem geschichtlichen Abriss mit Ausrichtung der Darstellung auf die gesamtdeutschen Zusammenhänge geordnet und gestaltet wurde.

IV. Teil. Aus dem umfangreichen Gebiet der Volkskunde (Bearbeiter F. Maurer-Freiburg, F. Stroh-Erlangen, E. Bach-Erlangen, F. H. Schmidt-Bayreuth und C. Scherzer-Nürnberg) wurden wichtige Teilgebiete behandelt, wie Mundarten, Flurnamen, bodenständiges Brauchtum im Jahres- und Lebensablauf, Volkstracht, schliesslich die auch kulturgeographisch belangvollen Probleme der stamm- und landschaftsgebundenen Hausformen (Bauernhaus und -gehöft; städtische Siedlungen und Hausformen) und ihre Verbreitung. Ausgezeichnete Schaubilder und ansprechende Skizzen bereichern vor allem die Scherzerschen Darlegungen aufs glücklichste.

V. Teil. Als Ergebnis der Arbeit der mit der HfL. Bayreuth verbundenen Übungsschule legt Eschbach u. a. eine Reihe schulpraktischer Zeichenbeispiele vor. — Literatur-, Kartenverzeichnis, Orts- und Sachregister beschliessen das Werk. Vom wissenschaftlich einwandfreien Gehalt der Darstellungen ganz abgesehen verdienen die vorzügliche Bildauswahl, die reichhaltige, zum Teil methodisch neuartige Skizzen- und Kartenausstattung und ihre gute technische Wiedergabe besonderes Lob.

Die gediegene Leistung dieses Handbuches ist gleichzeitig ein bestes Zeugnis für die an den nunmehr im Umbau befindlichen Hochschulen für Lehrerbildung mobilisierten Kräfte produktiver Wissenschaft, die neben dem speziellen Erziehungs- und Bildungsauftrag dort gleichstark und vielversprechend zum Durchbruch gekommen waren.

Dr. Ernst R. **Fugmann,** Krakau

Berichte zur Deutschen Landeskunde, herausgegeben von der Abteilung für Landeskunde im Reichsamt für Landesaufnahme, 1. Bd., 1. Heft, Oktober 1941. Leipzig — Verlag S. Hirzel, Einzelheft 2,40 RM. 1 Band = 4 Hefte zu 8 RM.

Mit den „Berichten" ist ein neues Mitteilungsorgan der geographischen Landeskunde Deutschlands erstanden, das „die unterbrochene Berichterstattung der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland erneut aufnimmt". Die Berichte gliedern sich in 1. Mitteilungen, 2. Forschung im Schrifttum, in der eingehende Referate landeskundlich wesentlicher Arbeiten vorgelegt werden, 3. Anzeigen, in denen neueste Arbeiten besprochen werden, und 4. eine ausführliche Titelbibliographie „Neues Schrifttum", die im vorliegenden Heft über 45 Seiten umfasst. Das Generalgouvernement ist als eine eigene Einheit bei den „Einzellandschaften" enthalten, es ist aber ausserdem in vielen Arbeiten über den „Osten", dessen Schrift-

tum bei den „Grossräumen“ aufgezählt wird, behandelt. Das Weichselgebiet wird damit erfreulicherweise zum germanischen Mitteleuropa gerechnet, das als Rahmen der Titelbibliographie aufgestellt wurde. Im übrigen sollen, wie der Leiter der zeichnenden Abteilung, Doz. Dr. Meynen, einleitend feststellt, „neben ausgesprochenem landeskundlichen Schrifttum zahlreiche Arbeiten, die Stoff für die Landeskunde liefern“, aufgenommen werden. Im ganzen kommen die neuen Berichte einer seit dem Weltkrieg immer stärker auftretenden Forderung aus den Reihen der deutschen Geographen in glücklicher Form nach.

Dr. Hans **Graul**, Krakau

Matthes Ziegler, Aberglaube, Eine volkskundliche Wert- und Begriffsbestimmung, Verlag: Herbert Stubenrauch, Berlin 1940, 0,80 RM.
Dieses Bändchen ist für Stand und Richtung unserer Volkskunde sehr bedeutsam. Es bietet nicht nur dem volkskundlichen Fachmann eine klare Auseinandersetzung, sondern gleicherweise auch dem an den seelischen Werten deutschen Volkstums Interessierten Wesentliches. Die Untersuchung geht von der Unklarheit und Verschwommenheit der Begriffe Volksglauben und Aberglauben aus und rechnet mit jenen Kräften der kirchlichen Machtwelt und einer alten Bildungswelt ab, die diese Unklarheit hervorriefen oder doch duldeten, weil ihnen das Objekt zu gering schien. Auf dieser Grundlage baut dann die in grossen Leitlinien gegebene Schilderung der verschiedenen Gestaltungskräfte auf, die an Entwicklung und Inhalt des deutschen Volksglaubens mitwirkten. Ein paar Worte an jene Arisierer, die meinen, dass sie unbedingt an jedem Zug des heutigen Volksglaubens, und wenn er noch so unsinnig wäre, so lange herumdrehen müssten, bis sie ihn den alten Germanen in die Schuhe schieben können, sind nur zu unterschreiben.

Die Kennzeichnung der Grundlagen germanischer Weltanschauung ist trotz der Knappheit des Raumes durchaus geglückt, wichtig der Hinweis auf den Mythus als Quelle der entscheidenden Triebkräfte für die innere Gestalt des deutschen Volksglaubens. Als Gegenpol erscheint der Nachweis kirchlichen Aberglaubens und der magie- und dämonengläubigen Kräfte in der antikchristlichen Bildungswelt. Damit ist das Tatsachenmaterial für unsere eigene Stellungnahme dargelegt.

So wie wir einen neuen Volkstumsbegriff gewonnen haben, müssen wir uns auch in der Volkskunde und der Auffassung von den Werten des Volkstums grundsätzlich von alten Meinungen entfernen und die neuen Begriffe aus der Wesensmitte dieses unseres neuen Volkstumsbegriffs erwachsen lassen. Von dieser Grundlage aus ist uns die begriffliche Abgrenzung des Aberglaubens als lebensverneinende Haltung und seine Wertung gegeben. Ein kleines, aber gut gewähltes Schrifttumsverzeichnis rundet den Band.

Dr. Anton **Plügel**, Krakau

Karl von Spiess, Deutsche Volkskunst, Verlag: Herbert Stubenrauch, Berlin 1940, 61 Seiten, 24 Bildtafeln mit 58 Bildern, 6 Abb. im Text, 1,85 RM.

Der bekannte Volkskundler umreisst in knappster Form Inhalt und Gestalt der deutschen Volkskunst. Stadtkunst und Bauernkunst in ihrer gegensätzlichen Verwurzelung werden voneinander klar abgesetzt, dann folgt ein Abriss der Wesenszüge der nordischen Überlieferungswelt.

Man wollte aus dem zunächst scheinbar zusammenhanglosen Nebeneinanderstellen von Funden und Überlieferungen aus den verschiedensten Ländern und Zeiten Spiess einen Mangel an Methode und Vernachlässigung der historischen Kontinuität zum Vorwurf machen. Dieser Zusammenhang ist v. Spiess aber durch die vorgeschichtliche Ausbreitung der Nordvölker als eigentliche Träger der in Rede stehenden Überlieferungswelt gegeben. Immerhin wäre eine Behandlung der mykenischen Darstellungen in breiterem Rahmen, unter Heranziehung des gesamten zugehörigen mykenischen Fundstoffes und seiner aussergriechischen Beziehungen sowie der griechischen Mythologie und Kunst, vor allem der Vasenmalerei und Grabplastik, sehr erwünscht — die Knappheit der vorliegenden Darstellung lässt doch manchen Zusammenhang nicht hinreichend gesichert und klar hervortreten. Wertvoll ist die in engsten Umfang gedrängte Darstellung der Leitgestalten der nordischen Überlieferung; in diesem Abschnitt werden die inneren Zusammenhänge des Stoffs klar. Dann werden die Güter der Volkskunst nach Werkstoffen, Bestimmung und Inhalt der Zier zusammenfassend geschildert, bei aller Knappheit mit der gleichen Meisterschaft, die sonst an den Arbeiten Spiess' hervortritt. Einige Zeilen über die neuen Aufgaben des Kunsthandwerks schliessen den Band.

Es gibt ja von Karl v. Spiess eine ganze Reihe grösserer und sehr bedeutsamer volkskundlicher Arbeiten, trotzdem bedauert man aber bei diesem wohl als erste Einführung in die deutsche Volkskunst gedachten Bändchen immer wieder den geringen Umfang. Vieles, was man sich gerne breiter ausgeführt gewünscht hätte, ist in diesem Bändchen nur angedeutet worden. Trotz dieser Knappheit aber ist das Bändchen zu empfehlen; es bleibt zu wünschen, dass es der Neuauflage von Spiess' „Bauernkunst“, die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lässt, viele Leser zuführt.

Dr. Anton **Plügel**, Krakau

Lexikon der Juden in der Musik. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke. Zusammengestellt im Auftrag der Reichsleitung der NSDAP. auf Grund behördlicher, parteiamtlich geprüfter Unterlagen, bearbeitet von Dr. Theo **Stengel**, Referent in der Reichsmusikkammer, in Verbindung mit Dr. habil. Herbert **Gerigh**, Leiter der Hauptstelle Musik beim Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP.

— Veröffentlichungen des Instituts der NSDAP. zur Erforschung der Judenfrage Frankfurt a. M. — Berlin: Bernhard Hahnefeld Verlag, 1941. 404 Seiten.

Die nationalsozialistische Forderung nach völliger Ausschaltung der Juden aus der Gemeinschaft der arischen Völker und nach Beseitigung der letzten Spuren ihres vergiftenden und zersetzenden Wirkens in allen Zweigen des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Europas kann nicht dadurch allein erfüllt werden, dass die politische Führung eine weitere Tätigkeit der Juden unterbindet, sondern nur dann, wenn die Wissenschaft in möglichst erschöpfender Weise die jüdischen Einwirkungen und Erzeugnisse nachweist, zusammenstellt und der breiten Öffentlichkeit bekanntmacht. Diese Forderung gilt vor allem für das kulturelle Leben der Völker, weil es selbst dem Fachgelehrten oft nicht leichtfällt, hinter arisch klingenden Tarnnamen den Juden nachzuweisen.

Besonders schwierig war bis heute die Lage für alle im Musikleben tätigen Künstler, weil gerade auf dem Gebiet der Unterhaltungsmusik trotz grösster Aufmerksamkeit sich immer wieder jüdische Erzeugnisse in die Programme einschlichen. In Zusammenarbeit mit der Reichsmusikkammer, der Reichsstelle für Sippenforschung, den Standesämtern und den Verwaltungsstellen haben nun Theo Stengel und Herbert Gerigk einen „sicheren Wegweiser" geschaffen, der in der Form eines alphabetischen Nachschlagewerkes Namen, Vornamen, Geburtsort, Geburtsdatum und Art der Betätigung der Juden auf dem Gebiet der Musik anführt und ausserdem den letzten Wohnsitz der Juden im deutschen Reichsgebiet oder ihren letzten nachweisbaren Wohnsitz überhaupt verzeichnet. Es werden jedoch nur die Juden aufgeführt, deren Abstammung bereits urkundlich nachgewiesen ist. Noch nicht einwandfrei belegte Fälle haben die Verfasser durch ein Kreuz kenntlich gemacht. Durch Nachträge soll das Lexikon ergänzt werden. Ein 78 Seiten langes alphabetisches Titelverzeichnis orientiert schnell über die wichtigsten jüdischen Erzeugnisse auf dem Gebiet der Musik.

Eine eingehende Besprechung und Beurteilung dieses Buches muss der Fachwissenschaft überlassen bleiben. In dieser Besprechung sei die Aufmerksamkeit nur auf eine besondere Auswertungsmöglichkeit des Lexikons gelenkt. Die Angabe von Geburtsort und letztem Wohnort setzt uns in den Stand, den Lebensweg der jüdischen „Kulturträger" wenigstens an zwei Punkten zu fassen und so auf dem Gebiet der Musik den Einbruch der Ostjuden nach Mitteleuropa zu verfolgen.

Aus den Geburtsjahrgängen vor 1820 sind Ostjuden nur sehr vereinzelt auf dem Gebiet der Musik bekanntgeworden. Aber bereits unter den Geburtsjahrgängen der folgenden drei Jahrzehnte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nimmt ihre Zahl auffallend zu. Sie stammen hauptsächlich aus Böhmen, Mähren und der Slowakei und tauchen zuletzt überwiegend in Wien auf, aber auch in Breslau, Leipzig, Berlin, München, Frankfurt a. M., Paris und Oberitalien. Eine zweite starke Gruppe ist in den preussischen Ostprovinzen geboren. Die Städte Danzig, Posen, Thorn und vor allem Breslau werden als Geburtsorte genannt. Ihr Lebensweg führt sie fast ausschliesslich nach Berlin. Die ungarischen Juden dieser Geburtsjahrgänge wenden sich zum grössten Teil nach Wien, vereinzelt nach Berlin, Stuttgart, Frankfurt a. M., Dresden und Paris. Der Zustrom aus Galizien, Posen, Russland und der Ostukraine ist im Vergleich mit den Geburtsjahrgängen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch sehr gering und verteilt sich über ganz Mittel- und Westeuropa von Rom bis London, von Paris bis Königsberg. Den Hauptteil nimmt allerdings Deutschland auf, vor allem Berlin. Vereinzelte Ostjuden führt der Lebensweg nach New York und Chicago. Häufig ist ein Wohnsitzwechsel innerhalb des Russischen Reiches.

Das Hauptkontingent der Ostjuden in der Musik wird erst von den Geburtsjahrgängen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gestellt. Vor allem ist eine gewaltige Ostwestwanderung innerhalb des Deutschen Reiches und seiner Randgebiete zu verzeichnen. Aus den preussischen Ostprovinzen strömen die Juden nach Berlin. Der grösste Teil der in Breslau und Oberschlesien Geborenen taucht in Berlin auf, nur wenige in westdeutschen Städten. Ein anderer starker Zustrom nach Berlin erfolgt aus den Provinzen Posen und Westpreussen. Einige gelangen in west- und norddeutsche Städte, z. B. nach Köln, Wiesbaden und Hamburg. Für die Juden aus dem böhmisch-mährischen Raum bleibt noch Wien das Hauptziel. Allerdings taucht eine grosse Zahl der in Prag und Brünn geborenen Juden bereits in Berlin auf. Die in Ungarn geborenen Juden bleiben immer seltener in Wien und wenden sich schon sehr zahlreich nach Berlin, aber auch nach Hamburg, Breslau, Dresden, Köln, Mannheim, Danzig, Königsberg und vielen andern deutschen Städten. Wie eine Überschwemmung kommen sie über die deutschen Gaue. Zu ihnen stossen die in Rumänien geborenen Juden, als deren letzter Wohnsitz Wien und Berlin etwa gleich häufig genannt werden, daneben noch Hamburg, Dresden, Stuttgart, Frankfurt am Main, Köln, Aachen und andere. Die grosse Masse ist allerdings in Galizien, Kongresspolen und der Ostukraine geboren. Die galizischen Juden stammen aus allen Teilen dieses österreichischen Verwaltungsgebiets, besonders zahlreich aber aus den Städten Krakau, Lemberg, Przemysl, Tarnow, Brody und Jaroslau. Ihr Weg führt sie nach Wien und Berlin. Aber auch in den westdeutschen Städten, besonders am Rhein, treffen wir sie wieder. Die Zahl der nach Amerika Ausgewanderten ist gross. Die kongresspolnischen Juden, als deren Geburtsorte vor allem Warschau und Lodz (Litzmannstadt) verzeichnet sind, nehmen den Weg nach Berlin und Mitteldeutschland. Kaum jemand von ihnen geht nach Amerika. Die Juden aus der Ostukraine treffen wir zum grössten Teil in Berlin wieder, aber auch in Leipzig, Hamburg, Köln und andern Grossstädten Deutschlands.

Für die nach 1900 Geborenen wird Berlin immer mehr der Hauptanziehungspunkt. Sogar für die Juden aus dem böhmisch-mährischen Raum, aus Ungarn und

Rumänien ist Wien nicht mehr das Endziel. Auch für die galizischen Juden sowie die aus der Ostukraine und Kongresspolen verliert Wien sichtlich an Bedeutung; denn immer häufiger wird als letzter Wohnort Berlin genannt.

Diese knappe Skizze auf Grund einer groben Auszählung zeigt bereits deutlich den sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ständig verstärkenden Einbruch des Ostjudentums in das europäische Musikleben und die Anziehung, die Wien und Berlin auf die jüdische Intelligenz Ost- und Südosteuropas ausgeübt haben. Erst genaue Auswertung des Materials und eingehende Untersuchungen werden allerdings imstande sein, die verheerende Wirkung des Ostjudentums im deutschen Musikleben und damit im Kulturleben Europas restlos zu klären.

Josef **Sommerfeldt**, Krakau

Balint Hóman, Geschichte des ungarischen Mittelalters. Band I. — Berlin: Verlag Walter de Gruyter & Co., 1940. 439 Seiten.

Der vorzüglichen, im Auftrage des Ungarischen Instituts, Berlin, von Hildegard von Roosz und Lothar Saczek besorgten Übersetzung kommt eine besondere Bedeutung zu, als es bisher für den, der nicht die ungarische Sprache beherrschte, nicht möglich war, sich in befriedigender Weise über die Geschichte Ungarns zu orientieren. Ausser einigen kurzen, meist einbändigen Darstellungen war er auf die breitere, aber völlig veraltete Geschichte von Fessler-Klein (1867 ff.) angewiesen. Die Übersetzung des grossen Werks des heute führenden ungarischen Historikers wird diese Lücke schliessen. Der vorliegende erste Band umfasst den Zeitraum von den Anfängen bis zum Tode Belas III. (1196). Besonders eingehend und neuartig wird die Periode vor der Landnahme dargestellt; sie füllt ungefähr ein Drittel des Bandes. Dann widmet sich der Verf. mit grosser Gründlichkeit dem Staate Stephans des Heiligen, indem er vorbildlich nebeneinander die politische, wirtschaftliche, rechtliche und kulturelle Seite behandelt. Hóman sieht in diesem Staatsgebilde eine vollständig selbständige Schöpfung Stephans, der auch die Krone — wie es die stark legendär anmutende Schilderung der Vita Stephanis regis maior überliefert hat — allein vom Papst empfangen habe. Demgegenüber haben deutsche Forscher, zuletzt A. Brackmann (Zur Entstehung des ungarischen Staates, Abh. d. Pr. Akad. d. Wiss., philos.-hist. Kl., 1940) darauf hingewiesen, dass die Begründung des ungarischen Königtums ebenso wie auch die des polnischen und böhmischen in einem grösseren Zusammenhang, der bewussten Christianisierung der östlichen Nachbarländer durch Kaiser Otto III., gesehen werden müsse. Wenn auch die Initiative zur Christianisierung zweifellos bei Stephan selbst lag, so erfolgte die Mission doch im wesentlichen von Deutschland aus (Wolfgang von Regensburg, Pilgrim von Passau); auch die Krönung stand unter dem Einfluss des Kaisers. — Ausser der Darstellung des Verhältnisses Ungarns zum Reich interessieren besonders die der Beziehungen zu Polen und — gerade heute — zu dem durch Personalunion verbundenen Kroatien. Das Vorwort Konrad Schünemanns würdigt die Bedeutung des Verfassers als Historiker und Staatsmann. Die dem Bande beigegebenen Tafeln unterstreichen den kulturgeschichtlichen Wert.

Es ist zu begrüssen, dass der zweite und dritte Band trotz des Krieges vorbereitet wurden und in kurzer Zeit folgen sollen.

Dr. Ellinor **von Puttkamer**, Berlin

Bühler-Heuber-Pfeiffer, **Das Generalgouvernement und seine Wirtschaft.** Loseblattausgabe, mit Nachträgen bis Oktober 1941. — Berlin-Halensee. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, 1941.

Die Unterrichtung über die Wirtschaft eines erst in jüngster Zeit abgegrenzten Gebietes, wie es das Generalgouvernement darstellt, bereitet in der Regel grosse Schwierigkeiten. Die bisher vorhandenen Kenntnisse erweisen sich häufig als überholt, mindestens aber fehlt die Gewissheit, dass sie noch gelten, da die von früher überkommenen Statistiken und sonstigen Unterlagen eben wegen der neuen Gebietsabgrenzungen nur bedingt heranzuziehen sind. Die Umrechnung der alten Statistiken kann, zumal wenn ein so einschneidendes Ereignis wie der Polenfeldzug dazwischenliegt, keinen vollwertigen Ersatz schaffen, die neuen Erhebungen aber können ebenso wie die wissenschaftliche Forschung erst im Laufe einiger Zeit zu abgerundeten Ergebnissen führen. Andererseits ist aber die Unterrichtung der Wirtschaftsführung ebenso wie des einzelnen Wirtschaftenden um so notwendiger, da die neuen Verhältnisse neue Aufgaben und neue Möglichkeiten schaffen.

In dieser Lage bringt uns das Nachschlagewerk über „Das Generalgouvernement und seine Wirtschaft" einen beachtlichen Schritt vorwärts. Nach einem Überblick über den Verwaltungsaufbau im Generalgouvernement, der dem mit der Organisation von Regierung, Distrikts-, Kreis- und Stadtverwaltungen nicht völlig Vertrauten die Möglichkeit gibt, sich schnell über die zuständigen Dienststellen zu informieren, bringt das Werk in zusammenfassenden Darstellungen und Einzelabschnitten wichtige Angaben über die Wirtschaft des Generalgouvernements und der einzelnen Distrikte. Den zweiten Teil bildet eine Sammlung des geltenden Wirtschaftsrechtes. Besonders zu erwähnen ist auch das ausführliche Bezugsquellenverzeichnis im Anhang, das einem dringenden Bedürfnis der Wirtschaftspraxis nachkommt. Die handliche Form und die gründliche Aufgliederung der Loseblattausgabe ermöglichen ein schnelles Nachschlagen.

Bei dieser Anlage liegt, zumal die beiden bisher erschienenen Fortsetzungen wesentliche Verbesserungen und Ergänzungen brachten und weitere erhoffen lassen, der hohe praktische Wert des Werkes auf der Hand. Wohl weist es, wie dies heute auch gar nicht anders sein kann, noch manche Lücke auf. Auch tragen viele der zusammengetragenen Daten, insbesondere die Statistiken, noch

den Charakter des mehr oder weniger zufällig Erfahrenen. Die Namen der Herausgeber aber und die Auswahl der zur Mitarbeit herangezogenen Dienststellen bürgen dafür, dass die überhaupt bisher erreichbare Vollständigkeit angestrebt ist. In dieser Tatsache liegt noch ein tieferer Wert. Demjenigen nämlich, der sich intensiver mit der Wirtschaftsstruktur und den Wirtschaftsproblemen des Generalgouvernements befassen will, erleichtert die Materialsammlung soweit wie möglich die Benutzung früherer Untersuchungen und Statistiken, indem sie weitgehend Kenntnis von den Veränderungen gibt. Das gilt zumal deshalb, weil der Bearbeiter bemüht ist, bei allen Wirtschaftszweigen festzustellen, welcher Anteil von den im ehemaligen Polen vorhandenen Kapazitäten im Gebiet des Generalgouvernements lag, welcher zum Reich gekommen ist bzw. welcher jenseits der Ostgrenze des Generalgouvernements liegt. Auf diese Weise haben wir also in dem Buch nicht nur ein den Praktiker wertvolles Nachschlagewerk zu erblicken, sondern auch ein Instrument, welches bei der tieferen Erforschung der Wirtschaftsprobleme im Generalgouvernement und damit bei der Schaffung wichtiger Grundlagen für die weitere wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes gute Dienste leisten kann.

Dr. Helmut **Meinhold**, Krakau

Max Grantz, Deutsche Städtebilder. (Bd. IV der Berichte zur Raumforschung und Raumordnung, hrsg. v. P. Ritterbusch.) Leipzig: K. F. Koehler Verlag 1940. 132 S., 50 ganzseit. Zeichnungen.

Das Wesen der Stadtbaukunst, jegliche harmonische Verknüpfung von Stadtorganismus und Landschaft ist letztlich weitgehend in der geschichtlichen Vergangenheit verankert und an sie gebunden; „die ewig waltenden Gesetze" der Stadtgestaltung haben auch heute nicht weniger Gültigkeit als im Mittelalter oder im Barock. Wir sind verpflichtet, an Überliefertes anzuknüpfen, wenn wir „nicht wurzellos zwischen den Zeiten", sondern volkstumverbunden-schöpferisch, baugefügeerhaltend und dennoch praktisch-zeitgemäss vorhandene und zukünftige Siedlungen art- und raumgebundener Menschen entwickeln, planen und gestalten wollen. Es ist ein Verdienst des Autors, dass und wie er die topographische Lage charakteristischer, oft einmaliger Städte in der Landschaft und ihren organischen Aufbau in Wort und Bild darbietet, im besonderen dem Städtebauer und Landesplaner die an alten Städten wahrgenommenen Vorzüge der Landschaftsverbundenheit und der inneren Raumbildung nahebringt und zeigt, wie zur neuzeitlichen Aufgabe der Erhaltung gefährdeten Erbgutes die der neuen „Neuschöpfung aus dem Geist und den Bedingungen unserer Tage" hinzutreten muss. In der Bewertung einer Stadtanlage im Blickfeld der Raumplanung ordnet sich die rein ästhetisch-künstlerische Gestaltung unter. — Man kann dem Verfasser beipflichten, wenn er dank einer besonderen Zielsetzung seines Buches bewusst auf die Beschreibung der bekannten „zugkräftigen" Städte verzichtet und dafür manche typische, unverdient halb vergessene Kleinstadt in das Blickfeld rückt. Unter den 50 erörterten Stadtanlagen gehören 12 dem oberdeutschen, 27 dem mittel- und nur 11 dem niederdeutschen Raume an. Vom Standpunkt unserer heutigen Politik der vordringlichen Ostsiedlung und ihrer notwendigen Belieferung mit einschlägigem wissenschaftlichen Anschauungs- und Auswertungsmaterial für den grossen Raumordnungsplan des deutschen Ostens muss man die Ausserachtlassung der Stadtgründungen im Oder- und Weichselraum bedauern. Ein vermeintlicher sich wiederholender Planungsschematismus der ostdeutschen Kolonisationsstädte ist bei genauerem Einblick in das jeweilige geographische Milieu dieser Stadtanlagen weit weniger vorhanden bzw. differenzierter, als gemeinhin angenommen wird. Eine evtl. erweiterte Neuauflage könnte dem begründeten Wunsche nach Berücksichtigung der deutschen Stadt in den Ostgebieten Rechnung tragen. (Mainz ist hessisch, nicht preussisch).

Die Sektion Landeskunde am Institut für Deutsche Ostarbeit, zugleich Sitz der Raumforschung im Generalgouvernement, begrüsst sachlich und methodisch die Arbeit mit ihrer ansprechenden Lösung der gleichzeitigen Darbietung von Text und Bild (Beschreibung und Typenzeichnung), die den Merianschen Stichen verwandt ist.

Dr. Ernst R. **Fugmann**, Krakau

Lothar F. Zotz und Bolko Frhr. von Richthofen, Ist Böhmen-Mähren die Urheimat der Tschechen? Leipzig: Johann Ambrosius Barth 1940. 66 Seiten.

Die Broschüre ist ein Seitenstück zu der bekannten Streitschrift von Richthofens „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?" (1929). In beiden Arbeiten geht es zunächst um die Volkstumsfrage der Lausitzer Kultur, die von einer Gruppe polnischer Prähistoriker als urslawisch hingestellt wurde. Vereinzelte tschechische Forscher haben diese überlebte Auffassung wieder aufgewärmt und sich damit eine möglichst alte und ununterbrochene Anwesenheit der Slawen in Ostdeutschland, insbesondere in Böhmen und Mähren, zurechtgelegt. Dass die Lausitzer Kultur illyrisch sein muss, hat bereits 1929 der Sprachforscher E. Schwarz in seinem klaren Aufsatz „Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien" (Mitt. d. Österr. Inst. f. Geschichtsforsch. XLIII, 1929) bestätigt. — Äusserer Anlass zu der Broschüre von Zotz und von Richthofen ist das Buch des in Prag tätigen Ukrainers I. Borkovsky: Die altslawische Keramik in Mitteleuropa. Ein Beitrag zu den Anfängen der slawischen Kultur. In: Acta Prehistorica, Prag 1940. Diese nicht nur in der Tendenz verfehlte, sondern besonders auch in der wissenschaftlichen Methode unbrauchbare Arbeit wird nun widerlegt — beinahe zuviel Ehre und Mühe für ein selbst von tschechischen Forschern abgelehntes Buch! Da Borkovsky bereits in der römischen Kaiserzeit slawische Keramik zu erkennen glaubt, wird von den Verfassern die Aussprache über die frühslawische (frühmittelalterliche) Tonware in Gang gehalten, wodurch die Schrift für den Fachmann belangvoll ist. Weitere Kreise fesseln hierbei nicht die Einzelheiten, sondern die Schleichpfade eines Volkstumskampfes auf der anderen Seite.

Prof. Dr. W. **Radig**, Krakau

A B B I L D U N G S V E R Z E I C H N I S

Titelbild: Zu Plügel, Góralen

Taf. I: Sprung eines neuen Räubers, Hinterglasbild aus Zakopane oder Umgebung, um 1840

In: RADIG, Der ostgermanische Goldmünzhort von Stara Wies, Kr. Sokolow

Taf. II: Der ostgermanische Goldmünzhort römischer Kaisermünzen (Aurei) von Stara Wies, Kr. Sokolow $^1/_1$ nat. Gr.

Taf. III: Römische Kaisermünzen und Goldmedaillons

Abb. 1. Lageplan des Fundortes und der Fundstelle des Goldmünzhortes von Stara Wies, Kr. Sokolow 18
Abb. 2. Lageskizze der Fundstelle vom Münzhort im Nordwestteil des Gräberfeldes 19
Abb. 3. Die Verbreitung der römischen Horte und einzelnen Goldmünzen in Deutschland 28
Abb. 4. Die Verbreitung der römischen Münzfunde in Pommern 31
Abb. 5. Die Verbreitung der römischen Münzen im Preussenland. 32
Abb. 6. Die Verbreitung der römischen Goldhorte und goldenen Einzelmünzfunde im Osten 35
Abb. 7. Die Verbreitung der römischen Münzen und Medaillons zwischen Elbe und Weichsel 36
Abb. 8. Die Verbreitung römischer und byzantinischer Münzen des 5. Jahrhunderts zwischen Elbe und Weichsel 37

In: NOWOTNY, Runeninschriften auf ostgermanischen Wappen

Taf. IV: 1. Lanzenspitze von Suszyczno (Kowel)
2. Lanzenspitze von Dahmsdorf (Müncheberg)
3. Speerspitze von Rozwadów

Taf. V: Ostgermanischer Reiter

Taf. VI: Nordgermanische Spangen

Taf. VII: Steinperle aus Sołtanówka bei Wasylków (Ukraine) und rituell verbogene Lanzenspitze von Gać bei Przeworsk

Abb. 1. Sgrafitos aus der Katakombe vom Jahre 1872 vom Berge Mitrid 43

In: GRAUL, Zur Gliederung der Landschaft zwischen Weichsel und Karpatenkamm

Taf. VIII: 1. Hohe Tatra, von der Świnica auf den Kamm des Hrubie Wierch und den Krivan (2496 m) gesehen
2. Westliche Hohe Tatra, die Kominy Tylkowe von der Hala Tomanowa gesehen

Taf. IX: 3. Der Andesitkegel des Żar (768 m) nördlich Zornstein
4. Pieninen, Beginn des Dunajec-Durchbruchs in der Klippenzone bei Niedzica

Taf. X: 5. Gorce und Pieninen, vom Aufstieg zum Luban auf die Pieninen und das Zipser Bergland gesehen
6. Hohe Mittelbeskiden, Hochflächen der Jaworzyna (1116 M) bei Krynica

Taf. XI: 7. Ostbeskiden, Ausräumungsmulde im oberen Ropatal
8. Ostbeskiden, das obere Ropatal, bei Hanczowa

Taf. XII: 9. Nordrand des Mittelgebirges, der Chelm (779 M) bei Grybow
10. Niedrige Mittelbeskiden, Blick von der Strasse Limanowa—Neu-Sandez auf die Südseite der grossen mittelbeskidschen Talung

Taf. XIII: 11. Westliches Hügelland, die Kuppe von Landskron
12. Westliches Hügelland, die Waldhufenflur von Stronie bei Landskron

Taf. XIV: 13. Östliches Hügelland, die nodöstliche Umrahmung des Beckens von Rymanow
14. Östliches Hügelland, der Einschnitt des Wislok in den Beckenboden von Rymanow

Taf. XV: 15. Nordrand des Hügellandes beim Eintritt des Dunajec in die vorkarpatische Niederung
16. Jungtertiäres Hügelland am Dunajec unweit von Wojnicz

Taf. XVI: 17. Oberes Weichseltal bei Brzesko Nowe
18. Oberes Weichseltal, Eingang in den Durchbruch durch den Krakauer Jura

Taf. XVII: 19. Weichsel-San-Niederung, Blick auf eine grosse Sandrfläche im Süden der Niederung
20. Weichsel-San-Niederung, Altdünen und Sandrflächen bei Kolbuszowa

Abb. 1. Die Grenzen der Fluss- und der Reliefgebiete im Jaslóer Becken 56
Abb. 2. Die Luftdruckverteilung im Juli und Januar nach Wł. Goryński (1916) 60
Abb. 3. Die Niederschlagsverteilung bei einer Vb-Wetterlage, aus Wł. Milata (1934) 60
Abb. 4. Die regionale Verteilung der jährlichen Niederschlagsmengen nach A. E. Forster 61
Abb. 5. Profile verschiedener Klimaelemente auf der Nordabdachung der Westkarpaten 63
Abb. 6. Das Grenzzonennetz auf der Karpaten-Nordseite für die mittlere Schneehöhe im März (1901—1910) 64
Abb. 7. Landschaften gleicher Schneeverhältnisse auf der Nordseite der Karpaten 65
Abb. 8. Die Gebiete mit gleichem Niederschlags-Jahresverlauf auf der Karpaten-Nordabdachung (Periode 1916—1935) 66
Abb. 9. Die Gebiete gleicher maximaler Wasserstandsschwankungen im Flussnetz der oberen Weichsel (1916—1935) 67
Abb. 10. Charakteristische Niederschlags-Jahreskurven aus den Teillandschaften der Karpaten-Nordabdachung 68
Abb. 11. Vergleiche der monatlichen Niederschlagsmengen 71
Abb. 12. Anzahl der Tage mit bedecktem Himmel im Jahr 75
Abb. 13. Versuch einer Gliederung der Karpaten-Nordabdachung in Klimalandschaften 76
Abb. 14. Zum Abfluss des mittleren monatlichen Hochwassers des Flussnetzes der oberen Weichsel im Zeitabschnitt 1916—1935 83
Abb. 15. Zum Abfluss des mittleren monatlichen Mittelwassers 83

In: PLÜGEL, Die podhalanischen Góralen im südlichsten Teil des Kreises Neumarkt

Taf. I: Sprung eines neuen Räubers, Hinterglasbild aus Zakopane oder Umgebung, um 1840
Taf. XVIII: Die Geliebte des Janosik. Hinterglasbild aus Krempachy in der Zips
Schmerzhafte Muttergottes, Hinterglasbild aus Witów
Taf. XIX: Podhalanische Löffelbretter
Taf. XX: Podhalanisches Gerät und Holzzier
Taf. XXI: Podhalanische Männerkleidung
Taf. XXII: Podhalanische Kleidung
Taf. XXIII: Góralische Gürtel
Taf. XXIV: Góralische Spangen
Taf. XXV: Sprung eines neuen Räubers, Hinterglasbilder aus Zakopane oder Umgebung, um 1840